



Franz Zach

Galizien und Bukowina

Wanderungen über die Schlachtfelder und
Schilderung von Land und Leuten

Klagenfurt: St. Josef-Bücherbruderschaft
1917

Hauptbibliothek
I-429824

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

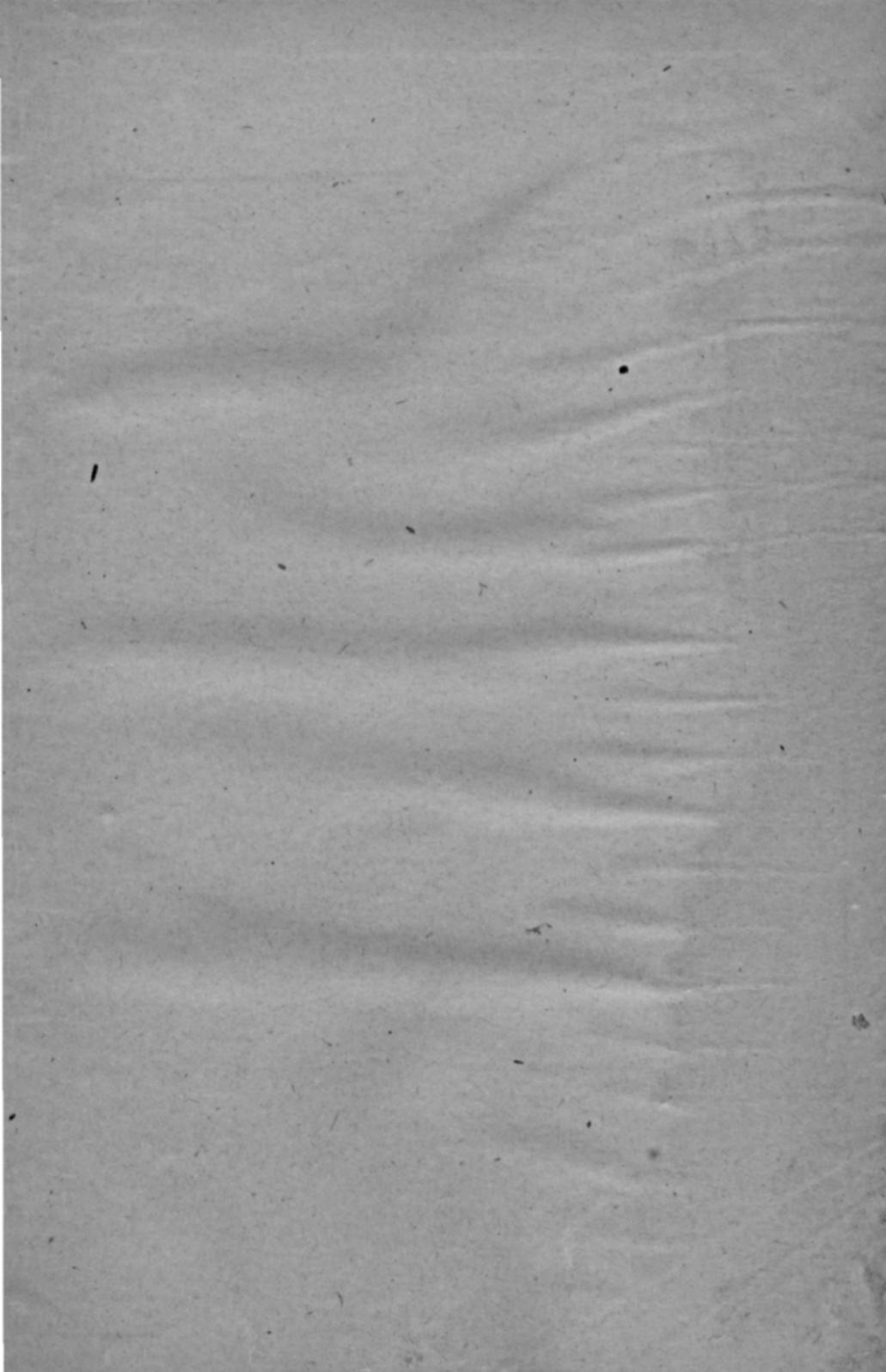
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

1
429824





In der 23. Jahresgabe ist erschienen:

Geschichte des Weltkrieges 1914

Heldenzeit der verbündeten Mittelmächte
::: Deutschland und Oesterreich-Ungarn :::

Von Franz Sach.

1. Band: Vorgeschichte des Weltkrieges und das Kriegsjahr 1914.

Gewiß haben alle unsere Mitglieder mit bangem Interesse die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen in der Zeitung täglich studiert — hatte doch fast jeder einen lieben Menschen draußen im Kugelregen sehen, um dessen Leben er zitterte und bangte. Aber aus den täglichen Kriegsberichten läßt sich kein klares Bild der gewaltigen Ereignisse in ihrem Zusammenhange machen, die vielen Einzelnachrichten verwirren vielmehr das Bild. Darum ist es notwendig, neben den täglichen Zeitungsberichten eine zusammenhängende Darstellung der gewaltigen Kriegereignisse zu lesen, sollen wir das gewaltige Ringen um unser Vaterland verstehen. Eine solche ausführliche Schilderung des großen Weltkrieges mit zahlreichen Bildern bringt unser Buch.

Unsere „Geschichte des Weltkrieges“ will den Lesern ein klares, übersichtliches Bild geben von dem gewaltigen Heldenringen, das wir miterlebt haben. Sie wird daher weniger einzelne Stimmungsbilder und Heldentaten, als vielmehr eine Klarstellung des Zusammenhanges der Kriegereignisse bringen. Diese Geschichte des Heldenzeitalters unseres Volkes soll ein Spiegel sein, in den wir immer wieder schauen, um das Heldentum der Pflicht, der Treue und des Gehorsams dieser großen Zeit stets lebendig zu erhalten. Der erste Band schildert die Vorgeschichte des Krieges, gibt Antwort auf die Frage: Wer ist schuld am Kriege? und führt dann das Heldenringen vor Augen bis Neujahr 1915.

Die „Geschichte des Weltkrieges 1914“, 1. Band, kann auch einzeln bestellt werden und kostet dann

60 Heller (50 Pfennige), portofrei zugesendet 80 Heller

(65 Pfennige), in Leinwand gebunden 1 Krone 5 Heller

(90 Pfennige), portofrei zugesendet 1 Krone 25 Heller

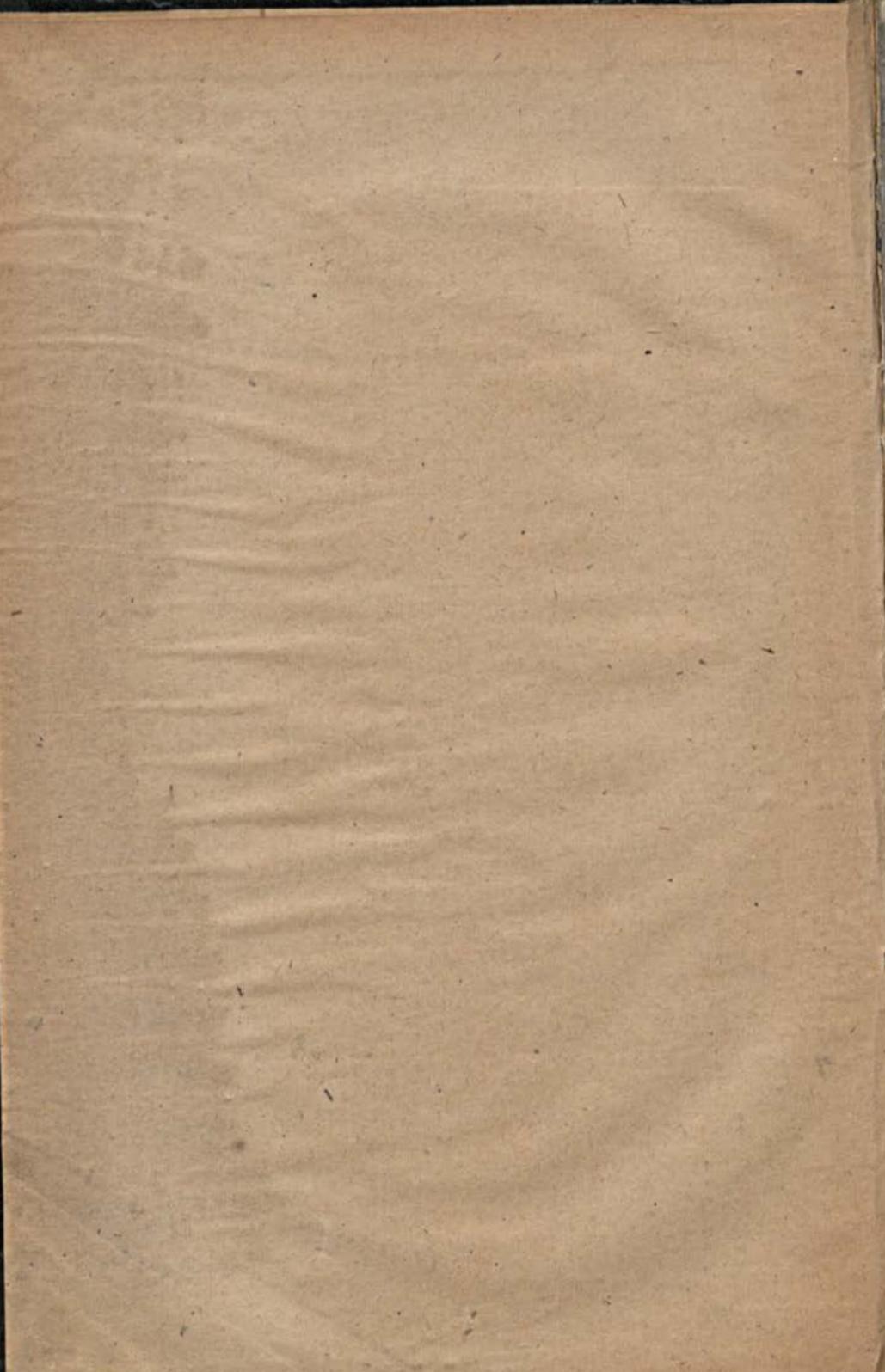
(1 Mark 5 Pfennige).

I
429824

Galizien und Butowina

Wanderungen über die Schlachtfelder
und Schilderung von Land und Leuten





Galizien und Bufowina

Wanderungen über die Schlachtfelder
und Schilderung von Land und Leuten



Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet

von

Franz Zach



Klagenfurt 1917

Herausgegeben von der St. Josef-Bücherbruderschaft

liegen an der einzigen, wirklich großen und bequemen Völkerstraße, die Ost- und Westeuropa verbindet. Diese eigenartige Lage hat ihre bedeutenden Folgen gehabt für die Entwicklung dieser Länder und deren Bewohner. Galizien und die Bukowina bieten daher viel des Interessanten und Fremdartigen, aber auch vieles, das uns Deutsche leicht abstößt und zu voreiligen Urteilen verleitet. Und darum soll in diesem Buche erzählt werden von diesen seltsamen Ländern im Osten — von ihren Schönheiten und Schätzen, von ihren Bewohnern und deren Geschicken in Vergangenheit und Gegenwart. Erzählt soll werden auch von der russischen Wühlarbeit und ihren traurigen Folgen, von den Greueln der Moskowiter und der Verwüstung des Krieges, von der Kulturarbeit unserer deutschen Brüder im Osten und ihrer Not in diesen schreckensvollen Tagen.

Es wurden die besten und zuverlässigsten Quellenwerke zu Rate gezogen. Aber auch Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen, Feldpostbriefe und Berichte aus dem Kriegspressequartier wurden verwertet. Die Bilder stammen zum Teile von einem befreundeten Stabsoffizier, der sie selbst auf den Schlachtfeldern aufgenommen.

Möge dieses Buch von den Ländern, wo unsere Soldaten kämpften, siegten und im Grabe ruhen, recht vielen ein Führer werden zu den Gräbern ihrer Lieben — und ein Wegweiser zum mitleidvollen Verständnis der schwergeprüften Völker Galiziens und der Bukowina.

Dieses Buch soll zugleich eine Ergänzung bilden zu meiner „Geschichte des Weltkrieges“.

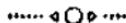
Am Tage Allerheiligen 1916.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Geseitwacl	III
Die russische Gefahr	7
Unsere Grenzen im Osten	12
Galizien	15
Aus Galiziens Geschichte	17
Galizien vor dem Kriege	23
Galiziens Schätze	26
Die Bevölkerung Galiziens	30
Die galizischen Juden	33
Volkshildung und Schulen in Galizien	35
Die Sehnsucht der Russen nach Galizien	38
Die russische Wühlarbeit in Galizien	43
Der Ueberfall auf Sokal	56
Die Russenflut kommt	62
Lemberg wird geräumt	68
Einzug der Russen in Lemberg	69
Der Verrat in Galizien 1914	71
Die Russenherrschaft in Galizien	78
Die Los-von-Rom-Hege der Russen und der ruthenische Alerus	90
Die römisch-katholische Geistlichkeit Galiziens während des Krieges	94
Auf der Boboltschen Hochebene	98
Am Dneistrusse	105
Die Karpathen	109
Die Karpathenpässe	115
Die nordgalizische Tiefebene	120
Im Tale des Dunajec	125
Gorlice	127
Ueber Przemyśl auf Lemberg	129
Die Deutschen in Galizien	133
Aus Galiziens deutscher Vergangenheit	135
Die deutschen Siedlungen vor dem Kriege	142
Das Schicksal der Siedlungen im Kriege	151
Der Wiederaufbau Galiziens	155
Die zivilisatorische Tätigkeit der Armee Böhm-Ermolli in Ostgalizien	159

	Seite
Die Toten von Limanowa.....	163
Allerseelenfeier auf dem Heldenfriedhofe in Gorlice.....	166
Das Schlachtfelder-Aufräumungs-Kommando.....	169
Heldenfriedhöfe in Westgalizien.....	175
Die Bukowina.....	177
Aus der Geschichte der Bukowina.....	180
Eine Wanderung durch das Buchenland.....	182
Die Bevölkerung der Bukowina.....	196
Die Bukowina — eine deutsche Kulturinsel.....	201
Die Juden in der Bukowina.....	204
Der Freiheitskampf der Bukowina 1914/15.....	209
Die Russengreuel in der Bukowina.....	220



Die russische Gefahr.

Im Osten lauert die Gefahr für Europa
Aus den Steppen des Ostens kam das wilde Reiter-
volk der Hunnen, kamen die Horden der Awaren
und Mongolen. Jahraus, jahrein zogen auf dem
„schwarzen Pfad“ asiatische Völker gegen Westen, um
in den Kulturländern Europas zu plündern, zu sengen
und zu morden. Weit über Polen kamen sie jedoch
nie. Dieses Bollwerk der abendländischen Kultur
konnten sie nicht vernichten. Aber wie viel Blut hat
das gekostet! Es ist eine schreckliche Geschichte, die diese
Grenzländer im Osten besitzen — sie ist mit Feuer und
Blut geschrieben. Der Boden Polens und Galiziens
ist mit Blut gedüngt. . . .

Im Osten hockt seit Jahrhunderten eine neue Ge-
fahr für Europa — das moskowitzische Ruß-
land.*

Seit dem 13. Jahrhundert geht durch die russische
Geschichte unaufhaltsam, nach jedem Rückschlag aufs
neue verstärkt wiederkehrend und Schritt für Schritt
über Blut und Leichen vordringend, eine Bewegung
nach dem Westen Europas. Diese Bewegung wird am
besten beleuchtet durch die Tatsache, daß Moskau noch
im 16. Jahrhundert nur 100 Kilometer von der west-
lichen Grenze des Reiches entfernt lag, während diese

* Vgl. Feldman, Deutschland, Polen und die russische Gefahr;
Die russische Gefahr. Beiträge und Urkunden zur Zeitgeschichte.
Herausgegeben von Paul Rohrbach. 1. Rußlands Ländergier von
R. Pöhl. 2. Das Endziel Rußlands von A. Schmidt; Alfred
Petner, Rußland, 2. Aufl. 1916.



Kaukasische Kosaken.

Entfernung jetzt schon über 1450 Kilometer beträgt. Dieser Drang Rußlands nach Westeuropa ist im Laufe der Jahrhunderte zur fixen Idee des Moskowitertums geworden.

Solange das alte Polenreich bestand, bildete es zwischen der Ostsee und den Karpathen einen Schuttdamm für Mitteleuropa. Durch die Aufteilung dieses Pufferstaates aber wurden die Mittelmächte Deutschland und Oesterreich-Ungarn Nachbarn Rußlands — und damit ist die russische Gefahr in unmittelbare Nähe gerückt.

Rußland erhielt bei der Teilung Polens gegen 80 Prozent des ehemaligen polnischen Staatsgebietes und durch die Erwerbung dieser neuen Provinz hat Rußland die Front von Mitteleuropa eingedrückt. Wie ein Keil ragt Russisch-Polen nach Mitteleuropa hinein — es ist der Sturmbock für den Angriff gegen die Mittelmächte.

Mit der Eroberung Polens war die russische Eroberungspolitik in eine neue Phase getreten. Polen ist die eigentliche historische Straße, über die sich asiatische Horden nach dem Westen wälzten — Polen ist auch das Tor, durch das Rußland gegen Westeuropa vorzudringen hofft.

Erbarmungslos hat der blutige Weltkrieg uns den Schleier von den Augen gerissen — mit Schauern sehen wir nun die russische Gefahr in ihrer ganzen riesenhaften Größe vor uns stehen.

Diese russische Gefahr wächst ins Unermeßliche, wenn wir uns Rußlands L ä n d e r g i e r vor Augen

halten. Wenn je eines, so ist das russische Reich entstanden durch fortgesetzte Eroberung der Nachbarländer, durch Unterwerfung und Unterdrückung anderer Völker. Seit dem Tage, da der russische Bär sein Lager in der Sarmatischen Tiefebene verlassen hat, schleicht er unablässig auf Raubwegen beutelüftern durch die Nachbarschaft. Erobern und Ausrauben war und ist das Rezept aller russischen Regierungskunst.

Wo und wann hatte Rußland je seiner Raubpolitik eine Grenze gesetzt? Schon die ersten Herrscher Rußlands drehen sich in dem Gedankenkreis der Welt Eroberungspolitik. Schon Iwan der Grausame hatte in Sibirien festen Fuß gefaßt und gleichzeitig nach dem damals größten europäischen Reiche, Polen, gegriffen, um nach dem Westen vorzudringen. Und die Despotin Katharina II. pflegte zu sagen: „Wenn ich bloß zweihundert Jahre regieren könnte, ganz Europa müßte dann Rußlands Zepher unterliegen. Ich werde nicht sterben, bevor ich die Türken aus Europa verjagt und Chinas Troß gedemütigt habe.“ Sie beabsichtigte, Oesterreich aus Europas Landkarte zu streichen, Frankreich zu teilen, den Preußen Berlin zu entreißen.

Es wechselten in Rußland Herrscher und Regierungssysteme — eines nur blieb unerschüttert: die Eroberungssucht nach allen Weltrichtungen. Nicht weniger als 22 Eroberungskriege



Tscherkessen.

hat Rußland im 18. und 19. Jahrhundert geführt, wie der russische General Kuropatkin in seiner „Denkschrift des Jahres 1900“ an den Zaren mit Stolz hervorhebt. 1462 betrug der Flächenraum des russischen Staates nur 18.000 Quadratmeilen — und 1914 umfaßte er 405.000. Es sind also im Laufe von 4½ Jahrhunderten 387.000 Quadratmeilen erobert worden, d. h. Rußland hat sich in einem halben Jahrtausend durch Länderraub um das 22fache vergrößert.

Mit der Unterwerfung der Ukrainer begann im Jahre 1607 der Eroberungszug des großrussischen Volkes, der in 2½ Jahrhunderten aus dem Großfürstentum Moskau das heutige russische Weltreich gemacht hat, jenes Riesenreich, das den sechsten Teil des gesamten Festlandes der Erde umfaßt und zweimal so groß ist wie ganz Europa, und dessen Bewohner ein Neuntel der gesamten Bewohner unseres Erdballes ausmachen. Über Rußland hat noch nicht genug — Rußlands Vändergier ist unerfülllich. Die Herrschaft über Konstantinopel und über die Dardanellen, dem Zugang zum Mittelmeere, die Vorherrschaft in der ganzen Slawenwelt — das ist der Traum des Zaren und seines Reiches. Der Schlüssel zum Bosphorus aber liegt bei den Mittelmächten in Verwahrung. „Den ehernen Mittelbau Europas (Deutschland und Österreich-Ungarn) zu zerstören und zugleich die beiden Säpfeiler auf dem Balkan und im skandinavischen Norden umzuwerfen“, bezeichnete daher Kuropatkin schon 1900 als die „von der Geschichte vorgezeichnete Aufgabe“ Rußlands im 20. Jahrhundert.

Die Türkei und Österreich-Ungarn vernichten, die Deutschen schlagen und alle slawischen Brüder „befreien“ — das war das Kriegsziel Rußlands im großen Weltkriege.

Der russische Imperialismus und der Nationalismus entwickelten sich mit einer Wucht und Schnelligkeit, die bei echt russischen Leuten einen Sinnentaumel verursachte und die wahnwitzige Idee zeitigte, sie wären

zu einer „auserwählten Nation“ erkoren. Asien und Europa zu beherrschen — das betrachtet Rußland in seinem Größenwahnsinn als seine „gottgewollte“ Mission.

Das ist die Gefahr, die Europa bedroht. Und die Gefahr dieses halbasiatischen Raubstaates wirkt den düsteren Schatten weit in die Zukunft hinein, denn Rußland überholt mit seiner Geburtenzahl alle Länder Europas.

Vor 200 Jahren betrug die Bevölkerung Rußlands kaum ein Neuntel der Bewohnererschaft von Europa, heute beträgt sie fast die Hälfte. Dieser ungeheure Zuwachs erklärt sich nicht bloß aus der Eroberung neuer Gebiete, sondern auch aus dem gewaltigen natürlichen Wachstum der Bevölkerung. Die Bevölkerung des russischen Reiches hat sich in den 15 Jahren (1897—1912) um 47, diejenige Deutschlands nur um 12 Millionen vermehrt. Die russische Bevölkerungszunahme beträgt also das Vierfache der deutschen. Diese Differenz wird sich in der Zukunft noch mehr zuungunsten Deutschlands verschieben, weil der Geburtenrückgang, der sich in Deutschland geltend macht, in Rußland gar nicht bemerkt wird. Die Bevölkerung Rußlands ist jetzt schon nahezu dreimal größer als die des Deutschen Reiches und um 56 Millionen größer als die des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns zusammengenommen. Und wenn das natürliche Wachstum der russischen Bevölkerung im bisherigen Maße fortschreitet, so hat Rußland gegen Ende des 20. Jahrhunderts 400 Millionen Menschen. Und dann, so träumt der russische Generaluropatkin in seiner „Denkschrift“ — und dann wird „Rußland mit seinen 400 Millionen Menschen das im Zweifindersystem dahinsiechende Westeuropa hinwegfegen wie der Sturmwind die Spreu von der Lemme“. Hinter diesem Wort lauert die ganze Raublust russischer Eroberungspolitik, die Unerfättlichkeit moskowitischer Ländergier.

Unsere Grenzen im Osten.

Die russische Gefahr ist umso größer, als die Ostgrenzen Deutschlands und Oesterreichs von Natur aus völlig ungeschützt sind.

Oesterreich erhielt bei der Theilung Polens zu dem Naturwall der Karpathen das Glacis ihres äußeren Vorlandes bis an die obere Weichsel und den linken Dnjestr-Nebenfluß Zbrucz. Die Annexion der früher dem türkischen Reiche angehörigen Bukowina sicherte diesen östlichen Erwerbungen zwar Paßverbindungen mit Siebenbürgen, aber das Land am Außenrande der Karpathen (Galizien) liegt doch ohne natürliche Grenzwehr offen gegen das umfangende Gebiet des russischen Reiches, wie umklammert von einer mächtigen Hand, die bereit schien, sich zur Faust zu schließen.

Das galizische Flachland steht einem russischen Einbruch offen. Unsere Armeeleitung hat allerdings, nachdem seit dem Berliner Kongresse die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland immer deutlicher sich zeigte, verschiedene Vorkehrungen getroffen, um unsere militärische Stellung in Galizien zu stärken. Man erweiterte zu diesem Zwecke die Festung Krakau und die große Lagerfestung Przemyśl wurde neu angelegt. Hauptsächlich militärischen Rücksichten dienten auch verschiedene Bahnbauten in Galizien und solche, die aus der Monarchie nach Galizien führen. Aber trotz dieser seit mehreren Jahrzehnten betriebenen Vorkehrungen ist Galizien doch unsere militärische Achillesferse geblieben, und heute ist es bekannt, daß der österreichische und der deutsche Generalstab



Karte von Galizien.

schon von jeher mit der zeitweiligen Mäunung Lembergs und Ostgaliziens gerechnet haben.

Rußland hat für den Einbruch in Ost- und Mittelgalizien in seinen polnischen und ukrainischen Festungen prächtige und geschützte Sammelräume. Eine bei Lemberg stehende österreichisch-ungarische Armee kann vom Osten und vom Norden gleichzeitig bedroht werden. Durch die Vorrückung vom Norden kann überdies auch deren Rückzugslinie und die wichtigste galizische Bahnverbindung bedroht werden. Diesen Gefahren zu begegnen, waren die Armeen Dankl und Auffenberg im August 1914 ausgesendet worden. Und es gelang ihnen auch, den Marsch der Russen in unsere linke Flanke aufzuhalten und die aus dem Norden und Nordosten vorrückenden russischen Armeen zurückzutreiben. Aber dieser Zweck hatte derart starke Kräfte in Anspruch genommen, so daß unsere Ostarmee bei Lemberg zu schwach wurde.

Nicht minder ungünstig ist der Verlauf der deutschen Reichsgrenze gegen Rußland — auch sie ist von Natur aus einer Verteidigung nicht günstig, wenn auch das österreichische Randgebiet Galizien ein wertvoller Flankenschutz der deutschen Grenze ist. Dafür aber springt Ostpreußen zwischen der Ostsee und Polen halbinselartig über die Weichsel nach Osten vor, in gefährlicher Isolierung. Die 1200 Kilometer lange deutsche Grenze — fast das Doppelte der Luftlinie — erschwert die Grenzüberwachung so außerordentlich, daß v. Clausewitz, der Klassiker der Kriegskunst, schon 1831 bei der Grenzbesetzung gegenüber dem polnischen Rußland unbefriedigt gestand: „Wir machen Anstalten, als ob es Hals und Kragen kosten sollte. Aber wenn man eine Grenze von der Memel bis zu den Karpathen zu decken hat, reicht es nirgends hin, und man erscheint überall wie ein Lump.“

Galizien.

Mehr als einmal wurde auf den galizischen Weiden um Europas Kultur und Religion gerungen. Der Boden Galiziens ist mit Blut gedüngt, denn er war oft und lange der Schauplatz furchtbarer Kämpfe. Und wieder ragen dort ungeheure Ruinen in den Himmel hinein. . . .

Galizien empfing den Stoß, der Österreich-Ungarn und Deutschland galt. Galizien hat für uns gelitten. . .

Von allen Ländern, in denen die Schlachten des Weltkrieges geschlagen wurden, ist Galizien am schwersten heimgesucht worden. Gewiß haben auch andere Gebiete, auf denen der Krieg getobt hat, schwer gelitten, aber doch kein Land so wie Galizien. In Belgien hat es in den ersten Kriegswochen furchtbare Kämpfe gegeben. Aber es waren nur wenige Wochen, dann hat die deutsche Verwaltung bald genug geordnete Zustände eingeführt. Ostpreußen, in dem die wilden russischen Horden wochenlang gehaust haben, hat mehr gelitten wie Belgien, aber auch hier war die Zeit der Leiden eine beschränkte. Galizien aber mußte alle Schrecken und Greuel des Krieges durch Monate über sich ergehen lassen. In Galizien eröffneten wilde Kosakenhorden den Krieg, fielen wie Heuschreckenschwärme ins Land, sengten und mordeten und ließen überall Trümmerruinen und weinende Menschen zurück. Zweimal wälzte sich die russische Dampfwalze durch das ganze Land — das erstemal bei der Besetzung im Herbst 1914 und das zweitemal beim großen Rückzug im Sommer 1915. Neun Monate hat

die schwere Faust des Feindes auf dem unglücklichen Lande gelastet, war Galizien der Schauplatz des furchtbarsten Ringens zwischen Millionenheeren. Die Bewohner dieses Landes haben die Schrecken des Krieges in ihrer furchtbarsten Gestalt kennen gelernt, keinen Greuel der Verwüstung hat die Kriegsfurie ihren schauernden Augen erspart, ihr Weg führte über Berge von Leichen und Trümmern, ihr Odem hinterließ Not und Glend, Krankheiten und Seuchen. . . .

Ein „Land der Gräber und Kreuze“ hat man Galizien genannt — mit Recht. Wie viele Gräber tapferer Soldaten, deutscher, österreichischer, ungarischer, füllen dieses Land! Welche Ströme Blutes sind in den Karpathenbächen heruntergerollt von den Höhen, auf denen in Schnee und Eis monatelang die gewaltigsten Kämpfe stattgefunden haben, die die Welt gesehen hat! Und welche Bilder der Verwüstung stellen die galizischen Städte, die gebrandschatzten, vernichteten, ausgeplünderten Dörfer und Gutshöfe dar!

Die Weltgeschichte hüllte Galizien vor unseren Augen in ihren blutigen Purpur und mit weithin sichtbarer Schrift schrieb sie seinen Namen auf ihre Tafeln. Seit der Riesenschlacht bei Lemberg im Jahre 1914 ist Galizien weltbekannt geworden.

Wer kannte bis dahin Galizien? Was wußte man selbst in Österreich von Galizien? Was bedeuteten uns diese Landschaften und Städte mit den fremd klingenden, unaussprechlichen Namen? Man hatte von Galizien nur sehr undeutliche Vorstellungen, man kannte nur komische Geschichten von „polnischer Wirtschaft“, Anekdoten von galizischem Schmutz und von einem greisenhaften, seltsam verdorrten Judentum voll absonderlicher Bräuche. Galizien war irgendwo da oben, ganz ferne von uns, in unheimlicher Nachbarschaft der russischen Welt, zwischen Europa und Asien. Das Ganze hieß man nicht anders als „Standalizien“. Und außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wußte man von Galizien überhaupt nicht viel mehr, als daß es ein österreichisches Kronland ist. Kurz, Galizien

war ein verlässener Winkel, den man zum „Eisen“ rechnete und damit seinen kulturellen Zustand zur Genüge gekennzeichnet glaubte.

Da kam der Weltkrieg und sein Kanonendonner kündete dröhnend aller Welt den Namen „Galizien“. Mit einem Schlage war Galizien in den Mittelpunkt des allgemeinen Weltinteresses gerückt. Man begann, mit Eifer Geographie zu studieren, und bestrebte sich ehrlich, die unaussprechlichen galizischen Ortsnamen mit den vielen Zischlauten richtig auszusprechen.

Von der furchtbar hellen Kriegsfackel beleuchtet, erschien Galizien auf einmal in einem ganz anderen Lichte, und in diesem Lichte wurde es klar, daß Galizien als Grenzschutz für die westeuropäische Kultur gegen die moskowitzische Sturmflut von großer Bedeutung ist. Man schlug die Blätter der Geschichte auf und fand, daß Galizien seit jeher ein Bollwerk gegen asiatische Horden gewesen und daß seine Lage inmitten Europas auf dem Gebiete, auf dem die großen Straßen von Westeuropa nach Rußland und Asien sich mit den Wegen kreuzen, die von der Ostsee zum Schwarzen Meere führen, ihm eine große Zukunft in wirtschaftlicher Beziehung verheißt.

Wir erkannten den Wert Galiziens erst, als Rußland seine Millionenheere ausschickte, um es uns zu entreißen. . . .

Nach Galiziens Geschichte.

Als der Sturm der Völkerwanderung kam, war Galizien von den germanischen Gepiden bewohnt. Diese wurden vertrieben und an ihre Stelle traten die Slawen. Schon im 9. Jahrhundert war das jetzige Galizien nachweislich von denselben beiden Völkern bewohnt wie heute, im Westen von den Polen, im Osten von den Ruthenen (Ukrainern). Doch hat das jetzige Kronland Galizien in dieser Zusammensetzung bis zur Angliederung an Oesterreich nie bestanden. Schon die offizielle Bezeichnung „Das Königreich Ga-

lizien und Lodomerien mit dem Großherzogtum Krakau und den Herzogtümern Auschwitz und Zator" beweist, daß dieses Kronland aus Galizien und noch weiteren drei Fürstentümern zusammengesetzt wurde, die alle im Laufe der Jahrhunderte als besondere geschichtliche Individualitäten entstanden sind.

Rußland hat Galizien nie besessen, auch nicht Teile davon. Es ist nichts als Lug und Trug, wenn die Russen von den „russischen Karpathenländern“ reden und behaupten, Galizien sei altrussisches Gebiet, und sie seien gekommen, um die Russen in Galizien zu befreien vom österreichischen Joche. Die Ruthenen, von denen die Russen behaupten, daß sie Russen seien, sind ein selbständiges slawisches Volk, von den Russen ebenso verschieden wie die Polen oder die Serben. Die ganze Geschichte der Ruthenen (Ukrainer) ist ein Beweis dafür, und selbst die jahrhundertelang dauernde Arbeit der Russen, die Ukrainer zu Russen zu machen, hat nicht zum Ziele geführt.

Das geschichtliche Zeitalter beginnt für Galizien etwa um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Der Westen kam Ende des 10. Jahrhunderts an das polnische Reich (Kleinpolen) und bildete lange dessen Schwerpunkt, da Krakau die Residenz des polnischen Königs war. Das Land östlich des San wurde 981 vom Großfürsten von Kiew erobert und kam so zum ukrainischen Reich.

Dieses Reich der Ukrainer, an dessen Spitze der Großfürst von Kiew stand, gelangte seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zur größten Ausdehnung und Blüte, unterwarf die nördlichen Slawenstämme (die Vorfahren der heutigen Russen) und drängte die Nomadenvölker der Steppen zurück. Später aber kam es zur Bildung von Teilsfürstentümern, die fast nur mehr dem Namen nach der Oberhoheit des Kiewer Großfürsten unterstanden. So bekam auch das ruthenische Gebiet des jetzigen Galizien seine eigenen Herrscherfamilien — aus den Ländern am Dnjestrflusse wurde das Fürstentum Halicz (dem auch die Gebiete von Przemyśl und Jaroslaw angehörten), aus dem



Stimmungsbild aus Galizien.

Ruthenische Bauernfamilie vor ihrer wiedergewonnenen Heimstätte.

Gebiete am Bugflusse das Fürstentum Wladimir gebildet. Diese beiden Fürstentümer bildeten das eigentliche Galizien (richtiger Haliczien) mit Lodomerien (eigentlich Wladimirien).

Beide Fürstentümer zeichneten sich durch blühenden Handel und Reichtum aus. Allein die steten Streitigkeiten der stammverwandten Fürstenhäuser boten bald nicht nur den Polen, sondern auch den Ungarn Anlaß zu fortwährender Einmischung. Kriege mit den Nachbarn, sowie blutige Fehden und Wirren im Innern bedrohten fortwährend den Bestand des Landes, aber die Fürsten waren aus einem widerstandsfähigen Holz geschnitten und wurden all der Wirren immer wieder Meister. Am gefährlichsten scheinen für die Fürsten die Wojaren (Adelige) gewesen zu sein, welche oft recht bedenkliche Verschwörungen anzettelten. Aber auch unter den Fürsten gab es recht üble Elemente, wie z. B. den leichtfertigen Wladimir II., der 1188 vom Ungarkönig Bela III. aus dem Lande ge-

jaht wurde. Der Ungar trachtete längst nach dem aufblühenden Lande und setzte zu dessen Herrscher seinen Sohn Andreas ein. Wladimir wurde gefangen genommen und in Galizien hielt der Ungar mit grausamer Strenge und Wildheit jeden Aufstand nieder. Wladimir entkam aber aus der Haft, vertrieb mit Hilfe des Polenherzogs den Ungar Andreas und wurde wieder in seine Rechte eingesetzt — aber unter polnischer Oberhoheit. Mit Wladimir starb seine Dynastie aus.

Nun kam das Haus Romanow zur Regierung. Roman, Fürst von Wladimir (1196—1205) vereinigte beide Fürstentümer und schüttelte die polnische Oberherrschaft ab. Mit unbeugsamer Energie zwang er auch die Bojaren unter seine Herrschaft. Die Folge war ein fanatischer Haß der Bojaren. Roman wurde überfallen und getötet. Es ist ein tragisches Schicksal in der Geschichte Galiziens, daß stets nach einem kurzen Hochstand eine Zeiturchibareren Wirren folgte. So auch nach Romans Tod, der zwei Söhne hinterließ, von denen der älteste erst vier Jahre alt war. Hilfesuchend wandte sich die Witwe an den alten Feind, den Ungarönig Andreas II., der den Erben das Reich sichern sollte, es aber für sich selbst nahm und sich als „König von Galizien“ schrieb. Vierzig Jahre unbeschreiblicher Kämpfe und Aufstände brachten Galizien an den Rand des Verderbens. Endlich aber raffte sich Daniel, Romans Sohn, auf; er nahm den mißhandelten Thron Galiziens wieder ein und sorgte sehr gut für das verwüstete Land. Er stellte die Städte wieder her und gründete neue — so für seinen Sohn Leo die Löwenburg, das jetzige Lemberg. Die Mongolen aber machten jede friedliche Entwicklung unmöglich. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen diese asiatischen Horden über das Ruthenenreich her, alles plündernd und vernichtend. Als dann der Mongolenkaiser Dschingischan mit seinen unabsehbaren Horden das ukrainische Heer in einer dreitägigen Schlacht vernichtete und 1240 Kiew dem Erdboden gleichmachte, waren Galizien und Wladimir selbständig geworden; aber auch sie

wurden von den Mongolen heftig bedrängt. Daniel mußte sogar fliehen, und wenn er auch nach einiger Zeit zurückkehren konnte, so war doch der Schaden unermesslich. In der Mongolennot trat Daniel zur römisch-katholischen Kirche über, bahnte eine Union der römischen und griechischen Kirche an und wurde 1253 vom päpstlichen Legaten zum König gekrönt. Aber von den westlichen Mächten im Tatarenkriege im Stiche gelassen, mußte er es erleben, daß alle Städte seines Landes vernichtet wurden. Er starb 1266, und seine Nachfolger hatten fortwährend Kriege zu bestehen. 1340 starb der letzte Romanow, und damit war auch das ruthenische Geschlecht von Galizien-Wladimir erloschen. Galizien kam aus den Wirren nicht mehr heraus und die Zerrissenheit des ruthenischen Gebietes macht es den Polen leicht, das Land zu erobern — 1340 wurde es endgültig mit Polen vereinigt.

Und so deckt sich die weitere Geschichte Galiziens mit der Geschichte Polens. Mit Kasimir dem Großen, der 1361 die Universität in Krakau gründete, erlosch der Stamm der Piasten und es begann nun die Personalunion Polens mit Ungarn.

Polen hätte ein glückliches Land sein können, aber Polen war leider das Land ewiger Unruhen und Kämpfe, so daß man überall über die polnische Wirtschaft spöttelte. Wie Polen verfiel nun auch Galizien der Adels Herrschaft, der Bauer kam durch die Einführung der Robotpflicht in Leibeigenschaft, den Handel beherrschten wie heute die Juden. Der polnische Reichstag dient noch heute als Bezeichnung resultatlosen Schwagens und Streitens — er gab dem Staate den Rest. 1772 erfolgte die erste Teilung Polens. Rußland erhielt die ruthenischen Provinzen Littauens, Preußen Westpreußen und einen Teil Großpolens, und an Oesterreich entfielen die südlichen Partien Kleinpolens — Teile von Krakau, Zator, Muschowitz und Ostgalizien (zusammen 68.000 Quadratkilometer mit 2,7 Millionen Einwohnern); ein Rest blieb Königreich Polen.

Bei der zweiten Teilung Polens 1793 war Oesterreich unmittelbar nicht interessiert, wohl aber bei der dritten Teilung 1795, bei der Oesterreich das als Westgalizien bezeichnete Gebiet erhielt.

Die an Oesterreich gefallenene Teile Polens wurden als Königreich Galizien bezeichnet. Das ganze Land wurde neu organisiert, besonders der Bauernstand aus der rechtlosen Hörigkeit befreit; Kaiser Leopold II. gab dem Lande eine bessere Verfassung — das Reformwerk ist als „Polnische Konstitution“ vom 3. Mai 1791 allgemein bekannt geworden.

Die napoleonischen Kriege brachten neue Wirren, zumal die Polen alles Heil von Napoleon erwarteten und seine Partei ergriffen. Die Katastrophe von 1812 machte allen polnischen Hoffnungen ein Ende. Im Wiener Kongreß erhielt endgültig Preußen Posen und Westpreußen, Oesterreich Galizien ohne Krakau, das Freistaat blieb und erst 1846 Oesterreich einverleibt wurde, Rußland den Rest als Kongreß-Polen.

In Galizien konnten sich die Polen in ihrer vollen nationalen Eigenart entwickeln, während Rußland alle Freiheiten und Sonderrechte seiner Polen vernichtete. 1817 wurde Galizien ein Landtag zugestanden, der aber vom Adel beherrscht wurde. Erst ein Bauernaufstand 1846 führte zur Aufhebung der Bauernlasten, die Revolution 1848 zur vollständigen Bauernbefreiung. Der polnische Adel Galiziens verfolgte eine staatsverhaltende Politik, wobei das Land größere Selbständigkeit gewann (seit 1871 besteht ein Landsmannministerium für Galizien im österreichischen Kabinett), das Polentum aber auf Kosten der unterdrückten Ruthenen und Deutschen gefördert wurde.*

* Als das Buch schon im Druck war, kam die Kunde von der endgültigen Befreiung Polens aus russischer Knechtschaft. Am 5. November 1918 wurde durch die feierliche Proklamation der beiden Kaiser Franz Josef und Wilhelm das Königreich Polen wieder errichtet. Gleichzeitig verleh Franz Josef dem Lande Galizien das Recht der Selbstverwaltung (Autonomie). Und so wird Galizien in Zukunft eine noch größere Sonderstellung innerhalb Oesterreichs einnehmen.

Galizien vor dem Kriege.

Galizien, das verrufene und doch so heißumstrittene Land im Osten, ist das größte Kronland Österreichs. Es umfaßt einen Flächenraum von 78.496 Quadratkilometern, also den vierten Teil der Bodensfläche Österreichs. Galizien ist fast viermal so groß wie Niederösterreich und besitzt 2 Oberlandesgerichte, 17 Kreisgerichte, 195 Bezirksgerichte, 11.644 Ortsgemeinden, 6600 Ortschaften, 98 Städte, 197 Städtchen. Vor dem Kriege hatte Galizien 8.200.000 Einwohner und stellte 30 Prozent des jährlichen Rekrutenkontingents.

Galizien ist überwiegend Ackerbau land, vier Fünftel der Einwohner (77 Prozent der Bevölkerung) leben in der Landwirtschaft. Das galizische Volk vermehrt sich wie alle slawischen Völker ziemlich rasch — jährlich im Durchschnitt um 1,84 Prozent (das übrige Österreich um 0,96 Prozent, Deutschland um 1,12 Prozent, Italien um 0,74 Prozent, Frankreich um 0,62 Prozent), es kommen auf einen Quadratkilometer 102 Einwohner — in Westgalizien 118 und in Ostgalizien 96. Das sind also Dichtigkeitsverhältnisse, wie sie im Deutschen Reiche bestehen.

Diese Bevölkerungszunahme brachte aber bisher weder Galizien noch Österreich, sondern Amerika Segen und Nutzen. In den Jahren 1900 bis 1910 hat Galizien an die Vereinigten Staaten und Kanada 475.116 Menschen abgegeben. Der Canadian-Pacific-

* Benutzte Werke: „Die österreichisch-ungar. Monarchie in Wort und Bild“ 19 Bd Galizien; „Mein Oesterreich, mein Heimatland“. Illustr. Volks- und Vaterlandskunde des österreichischen Kaiserstaates. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben von Sig. Schneider, fortgeführt von Prof. Dr. Zmendorf. 2 Bb.; Steph. Rudnycki, Der östliche Kriegsschauplatz; Dr. Partsch Der östliche Kriegsschauplatz; Sven Hedin, Nach Osten; Frontberichte eines Neutralen: 1. U. d. Polen und Karpaten, 2 Bb. Galizien und Bukovina, vom schweizerischen Major Tanner; Karl Hildebrand (ein Schwede), Die Donaumonarchie im Kriege Studien und Eindrücke in Oesterreich Ungarn Juni-Juli 1915

Skandal im Jahre 1913 hatte endlich weite Kreise auf diesen Handel mit Menschenware aufmerksam gemacht. Dieser Handel nach Amerika hatte damals bereits einen solchen Umfang angenommen, daß die galizische Statthalterei durch eine Art Auswanderungsverbot wenigstens die wehrfähigen jungen Leute im Lande zurückzuhalten suchen mußte.

Was könnte mit dieser Menschenkraft in Galizien und in Österreich geschaffen werden!

Kronprinz Rudolf hat einmal die Menschen als das „kostbarste Kapital des Staates“ bezeichnet — wie wahr das ist, hat uns dieser Krieg gelehrt. Hoffentlich wird man nach dem Kriege diesem traurigen Kapitel in Galizien ernste Beachtung schenken und die tieferen Ursachen der Auswanderung bekämpfen.

Wenn gerade die Blüte des Volkes, kräftige Männer und junge Frauen, der alten Heimat den Rücken kehren, so sind daran in erster Linie die menschenunwürdigen Lebensbedingungen der galizischen Kleinbauern und die Übervölkerung schuld. Die Übervölkerung des Landes führte zu einer ungesunden Proletarisierung des Bauernstandes. Von einem Bauernstand kann man im Agrarlande Galizien kaum reden, es ist ein Landproletariat, das geschaffen wurde. Wir zählen nur gegen 60.000 Bauern- und Großbetriebe mit über 10 Hektar Fläche, aber 950.000 mit einer geringeren Fläche als 10 Hektar, fast 500.000 kann man Zwergbetriebe mit weniger als 2 Hektar Fläche nennen. Die 81 Prozent der Betriebe mit 0 bis 5 Hektar Fläche haben nur 23 Prozent der land- und forstwirtschaftlichen Fläche im Besitz, der Großgrundbesitz mit über 100 Hektar Ausmaß jedoch 35 Prozent, obwohl er nur $\frac{1}{2}$ Prozent der Betriebe umfaßt.

Wie schwer es ist, die Kreditverhältnisse eines solchen Bauernproletariats zu ordnen, liegt auf der Hand. Und so ist denn Galizien das klassische Land des Wuchers geworden. Der Kleinbauer in Galizien leuchtet unter dem Joche der Verschuldung, der Wucher-

zinsen. Eine Missernte genügt dann, um ganze Bauernfamilien an den Bettelstab zu bringen. Unter solchen Verhältnissen erntet natürlich die organisierte Wühlarbeit der Auswanderungsagenten reiche Frucht. Mit Gewalt und List werden die armen Familien auf das Zwischendeck der großen Ozeandampfer gelockt, und erst das Elend und die Enttäuschungen in der gepriesenen „Neuen Welt“ lassen die Unglücklichen erkennen, welche herzlose Tyrannei sie gegen die liebe Heimat eingetauscht haben.

Gegen diese Auswanderungshyänen muß daher in erster Linie Jagd gemacht und ihr Sklavenhandel mit schweren Strafen belegt werden. Und dann muß der Staat ernstlich darangehen, eine zielbewußte Entschuldung des Kleinbauernstandes und menschenwürdigere Daseinsbedingungen für denselben herbeizuführen. In diesem Punkte winkt in Galizien ein weites Arbeitsfeld nach dem Kriege. Galizien ist ein Land der Zukunft, denn es ist ein Land großer, noch lange nicht erschöpfter Möglichkeiten.



Armliche polnische Hütte.

Galiziens Schätze.

Galizien ist der wichtigste Lieferant an Lebensmitteln für Österreich. Es verfügt über den dritten Teil des Ackerlandes von ganz Österreich und es beträgt die Weizenproduktion 37 Prozent, die Saferproduktion 32 Prozent, die Roggenproduktion 27 Prozent, die Gersten- und Maisproduktion 22 Prozent der gesamten österreichischen Produktion. Im Jahre 1911 z. B. erreichte die galizische Getreide-Ernte einen Wert von 477 Millionen Kronen, das sind 31 Prozent des gesamten Reichsernte-Ertrages. Alle Alpenländer zusammengenommen lieferten zur gesamten Getreide-Ernte Österreichs nur 283 Millionen, also nicht viel über die Hälfte des galizischen Ertrages.

Galizien ist die Kornkammer Österreichs. Es ist eines der dichtestbevölkerten Agrarländer Europas und es könnte noch viel mehr produzieren. Zur Bestellung von 100 Hektar verwendet man in Preußen durchschnittlich 28 in der Landwirtschaft lebende Personen, in Böhmen 40, in Galizien aber 60. Daraus geht hervor, daß zur Bestellung des Bodens in Galizien 50 Prozent mehr Kräfte bereitstehen als in Böhmen, trotzdem aber ist der Bodenertrag um 50 Prozent geringer als in Böhmen. Millionen Kronen gehen jährlich in Galizien verloren, weil man den Boden nicht intensiv genug nach den neuesten wirtschaftlichen Methoden ausnützt.

Ebenso groß ist die Bedeutung Galiziens bezüglich der Viehproduktion. Der Rinderbestand von Galizien bildet 27 Prozent, der Schweine 29 Prozent des Gesamtbestandes von Österreich. Galizien allein besitzt die Hälfte des Pferdebestandes von ganz Österreich. Es hat über 100 Gestüte und 864.427 Pferde. Daß Galizien und noch mehr Russisch-Polen nicht jene Rolle als Viehzuchtländer spielen, die ihnen kraft der günstigen geographischen Verhältnisse, insolge der vielen, kaum benützten Weideflächen eigentlich zukommt, ist eine Folge der wenig rationellen Methoden der dor-

tigen Viehzucht, die sich noch heute auf einer ziemlich tiefen Stufe der Entwicklung befindet. Die Bevölkerung ist auch heute noch Neuerungen schwer zugänglich und nur so ist es zu erklären, wenn die statistische Aufnahme in Galizien, die im Jahre 1900 einen Hornviehbestand von 2,718.000 Stück ergeben hatte, für das Jahr 1910 eine Verminderung um rund 200.000 Stück feststellen mußte. Die Rückständigkeit der galizischen Viehzucht erhellt am besten aus einem Vergleich mit anderen, höherstehenden Ländern. Im Jahre 1909 gab es in dem kleinen Dänemark, das nur halb so groß wie Galizien ist, 55 Stück Rinder per Quadratkilometer, gegen rund 32 Stück in Galizien. In raschem Aufschwung ist dagegen die Zucht von Schweinen begriffen, deren Zahl sich von 1,254.000 Stück im Jahre 1900 auf 1,834.000 Stück im Jahre 1910 erhöhte. Innerhalb eines Zeitraumes von zehn Jahren hat sich die Zahl der Schweine um nicht weniger wie 46 Prozent erhöht, gegen nur 10 Prozent in Ungarn. Mag es auch in der galizischen Landwirtschaft noch vieles zum Bessern geben, schließlich sind dort die Verhältnisse immer noch besser wie in Rußisch-Polen, dessen Bestand an Hornvieh sich von 5,055.000 Stück im Jahre 1881 auf 2,267.000 Stück im Jahre 1911 vermindert hat.

Galizien brachte dem Staate ferner große Reichtümer durch seine riesigen Forstdomänen, seine Salzbergwerke, Kohlenlager und durch seine Rohölproduktion. Der Wald bedeckt 25,76 Prozent der Gesamtfläche. In den Karpathen gibt es eine große Menge von Sägewerken, welche die ungeheuren Holzvorräte der Karpathen verarbeiten. Galizien liefert jährlich 2500 Millionen Waggone Kohlen. Wiener Geologen wiesen nach, daß die Arakauer Kohlensente mindestens 25 Milliarden Tonnen Kohle enthalte und mithin verspreche, das reichste Kohlenrevier in Europa zu werden. Als vor 25 Jahren Zareczny diese Tatsache der Öffentlichkeit übermittelte, wurde er nicht nur in Galizien für verrückt gehalten, sondern auch

im übrigen Österreich überhört. In Deutschland hat man aber sofort mit diesen Feststellungen gerechnet, der Mecklenburger Schlutius erwarb im Bunde mit der Deutschen Bank in Berlin 70 Prozent aller behördlich erteilten Schürfrechte, und Österreich begnügte sich mit dem kleinen Rest dieser ungeheuren Reichtümer.

In Wieliczka und Bochnia sind die größten Salzbergwerke der Welt. Noch mächtigere Salzlager befinden sich längs der östlichen Karpathenkette. Und was noch wichtiger ist, diese Lager enthalten unschätzbare Düngsalze, wie kainit, Silvin und Karnalit. Die Salzgruben und Salinen Galiziens sind seit Jahrhunderten weltbekannt und bildeten seit jeher einen kostbaren Schatz des Landes. Die ruthenischen Salzsiedereien waren sieben Jahrhunderte hindurch eine sehr bedeutende Einnahmequelle der polnischen Könige. In den letzten Jahren vor dem Kriege hatten die sämtlichen galizischen Salinen gegen eine Million Meterzentner Speisesalz und außerdem fast eine Million Industriesalze im Gesamtwerte von fast 20 Millionen Kronen erzeugt.

Was den Naphthareichtum anbelangt, so ist Galizien das drittreichste Land der Welt. In der Produktion aber nimmt Galizien erst den fünften Platz in der Weltproduktion ein, während Rumänien, das bis zum Jahre 1910 weniger Rohpetroleum erzeugte als Galizien, dank der vorzüglichen Organisation seiner Industrie sich bereits den dritten Platz in der Weltproduktion eroberte. Galizien lieferte im Jahre 1912 um zirka 70 Millionen Kronen Rohöl. Das Gasvorkommen aber wurde so gut wie gar nicht ausgebeutet. Bezüglich der Ausbeutung des Gases ist Amerika der ganzen Welt voran. Dort wurden 1912 mehr als 508 Milliarden Kubikfuß im Werte von 350 Millionen Kronen erzeugt. In Galizien könnte der Bezirk Boryslaw-Tustanowice allein rund eine halbe Milliarde Kubikmeter (= 50.000 Waggone) im Werte von 22,5 Millionen Kronen liefern.



Flüchtlingseend in Galizien.

Nur den Herd des Hauses haben die zurückkehrenden Flüchtlinge nach dem russischen Rückzuge vorgefunden.

Dieser große Naturschatz liegt bisher vollkommen brach. Der größte Teil der galizischen Naphthaschätze in den Karpathen, die sich, je tiefer man bohrt, noch um so größer erweisen, gehört den Amerikanern, Reichsdeutschen, Engländern und Franzosen. Sie heben diese Schätze und lassen Oesterreich nur ein kleines Scherflein als Arbeitslohn und Steuern. Dafür kannten im Kriege russische Stabs-offiziere die Karpathengebiete, die Gebirgsstege, die Pässe und Klüfte so gut, wie sie das österreichische Militär kaum besser konnte. Nicht umsonst haben seit Jahren französische und belgische Ingenieure hier Bohrungen unternommen, sie haben das Land auch militärisch aufs genaueste durchforscht. In der rationellen Ausbeutung des Naphthareichtums in Galizien haben Landesbehörde und Regierung gewaltige Aufgaben für die Zukunft zu erfüllen, soll nicht

auch weiterhin dieser Landesflucht in fremde Säcke fließen.

Von den 160.000 gewerblichen Betrieben in Galizien sind 150.000 Kleingewerbe-, 4205 mittlere Betriebe und über 300 Großindustrielle mit 52 Aktiengesellschaften und mit 650 Millionen Kronen Jahresproduktion.

Die Bevölkerung Galiziens.

Um einen klaren Blick in die inneren Verhältnisse in Galizien zu gewinnen, muß man zunächst örtlich Ost- und Westgalizien trennen. Westgalizien besitzt eine geschlossene polnische Bevölkerung (96 Prozent). Neben der polnischen Mehrheit (2,561.000) leben in Westgalizien noch 75.571 Ruthenen (2,8 Prozent) und 25.571 Deutsche (1 Prozent). Ostgalizien dagegen ist national stark gemischt. Wohl sind die Ruthenen mit 3,132.541 Seelen (58,9 Prozent) in der Mehrheit, aber neben ihnen leben noch 2,111.680 Polen (39 Prozent) und 64.543 Deutsche (1,2 Prozent). Die Ruthenen wohnen also fast ausschließlich in Ostgalizien, die Polen aber zu drei Fünfteln im Westen, zu zwei Fünfteln im Osten des Landes. Daher spielen in Ostgalizien die nationalen Gegensätze eine große Rolle.

Nach der letzten Volkszählung von 1910 gab es in Galizien 4,672.500 Polen — worunter aber über 800.000 Juden mitgerechnet sind, die in Wahrheit national durchaus als selbständiger Volksstamm betrachtet werden müssen, ferner 3,208.092 Ruthenen und 90.114 Deutsche.

Die sprachlich-nationale Gliederung Galiziens stimmt in der Hauptsache auch mit der religiös-konfessionellen Gliederung überein. Es bekennen sich 46,5 Prozent (3,731.569) der Bevölkerung — die Polen — zur römisch-katholischen Kirche, die in Westgalizien die herrschende ist, in Ostgalizien hauptsächlich in den Städten sich behauptet. 42,1 Prozent (3,379.613) — die Ruthenen — bekennen sich zur (unierten) grie-

chisch-katholischen Kirche, die hauptsächlich die bäuerlichen Gebiete Ostgaliziens beherrscht. Die Juden bilden etwa 10,9 Prozent (871.895). Die Protestanten sind sehr wenig zahlreich, nur zirka 0,5 Prozent (37.141), und andere Bekenntnisse, so die griechisch-nichtunierte Kirche (2770) und die armenisch-katholische Kirche (1392), zählen nur wenige Tausende Betenner.

Der Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen beherrscht das ganze öffentliche Leben. Beide Völker, obwohl nach Abkunft und Sprache eng verwandt, sind doch durch Religion, Geschichte und Volkscharakter so scharf geschieden, wie nur möglich. Obschon das ruthenische Ostgalizien bereits seit dem 14. Jahrhundert dauernd mit dem Polenreiche vereint war, kam es doch nie zu einer inneren Verschmelzung zwischen den beiden Nationen. Polonisiert hat sich nur der hohe Adel unter den Ruthenen. Das Landvolk blieb in Sprache, Tracht, Sitte, Fühlen und Denken seiner Vergangenheit treu. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstand unter den Ruthenen eine nationale Bewegung von immer zunehmender Kraft. Freilich ward diese Kraft wesentlich gebrochen dadurch, daß sich die Bewegung bald in zwei verschiedene Zweige gabelte. Die ältere ruthenische Bewegung war die russenfreundliche. Teils aus religiösen Gründen, weil ihnen die Unterordnung unter Rom nicht behagte, teils aus nationalen Gründen, weil sie unter russischer Herrschaft besser ihre Eigenart bewahren zu können glaubten als unter der polnischen Landesverwaltung in Galizien, schielte diese Richtung unter den Ruthenen nach Rußland hinüber, in dessen Grenzen sich der beiweitem größere Teil ihrer Volksgenossen befand. Die Russen unterließen ihrerseits nichts, um die Beziehungen mit diesen angeblich von Oesterreich unterdrückten russophilen Ruthenen zu pflegen und zu stärken. Daß sie hiebei erfolgreich gewesen, hat der Krieg bewiesen.

Der zweite Zweig der ruthenisch-nationalen Bewegung ist der *Ukrainismus*, welcher die Schaf-

fung eines großen, selbständigen Ruthenenreiches, der Ukraine, anstrebt, das womöglich auch die im angrenzenden Westrußland lebenden Ruthenen umfassen soll. Die ukrainische Bewegung ist bei weitem die stärkere, ihr gehört vor allem die Intelligenz und die Jugend an. Im scharfen Gegensatz zu den Polen, welche das ruthenische Ostgalizien ihren polnischen Bestrebungen dienstbar machen möchten, trachten die Ukrainer darnach, Ostgalizien hinsichtlich der Landesverwaltung möglichst ganz von Westgalizien zu lösen. In ihren Kämpfen um größeren Einfluß auf die Landesgesetzgebung und Regierung, wie auch in ihrem Bestreben, das ruthenische Volk durch Schulen und durch allerlei kulturelle Einrichtungen zu heben, sind die Ruthenen erfolgreich gewesen. Die Schwierigkeit der polnisch-ruthenischen Frage liegt aber darin, daß auch in Ostgalizien eine große polnische Minderheit vorhanden ist.

Gleichwohl sind auch heute noch die Polen die herrschende Nation in Galizien. Die innere Amtssprache der Behörden ist die polnische. Durch ihre kluge Politik im Wiener Reichsrate, die ihnen auch wesentlichen Anteil an der Regierung des österreichischen Staatswesens und der Gesamtmonarchie verschaffte, haben die Polen es verstanden, allmählich die Verwaltung Galiziens ganz in ihre Hände zu bringen. Die Beamten sind auch in Ostgalizien vorwiegend Polen. Mit zäher Ausdauer und großem Geschick haben die galizischen Polen sich namentlich in kultureller Beziehung fast unabhängig gemacht. Das Schulwesen Galiziens, auch die Mittelschulen, stehen unter der Hand des polnischen Landes Schulrates. Hinsichtlich der Presse und des Vereinswesens genießen die galizischen Polen die weitestgehende Freiheit. Die Universitäten in Lemberg und Krakau wurden Mittelpunkte polnischen Geisteslebens und polnischer Wissenschaft und Pflegestätten der auf eine große Zukunft abzielenden Bestrebungen des polnischen Volkes.

In Lemberg und Krakau haben die Polen zwei Mittelpunkte ihres nationalen Lebens, die sich in den letzten Jahrzehnten verheißungsvoll entwickelt haben. Lemberg ist die eigentliche Landeshauptstadt. Sie zählt 210.000 Einwohner, wovon etwa ein Viertel Juden sind, 11 Prozent Ruthenen, 3 Prozent Deutsche, auch unter letzteren noch einzelne Juden. Während in Lemberg neben dem polnischen vielfach in neuerer Zeit das ruthenische Element stark hervortritt, hat Krakau durchaus das Gepräge einer rein polnischen Stadt. Durch Einverleibung der Vororte ist die Bevölkerungszahl von Krakau auf 160.000 gestiegen. Die Stadt, die einst 80 Kirchen zählte, hat deren auch heute noch 41, darunter viele von hervorragender Schönheit und großem Reichtum an Kunstschätzen. Auf einem Hügel an der Weichsel liegt in beherrschender Stellung das Nationalheiligtum der Polen, das Königsschloß Wawel mit der gothischen Domkirche, in deren unterirdischen Gewölben in Sarkophagen die Gebeine einer ganzen Reihe polnischer Könige und auch die des größten polnischen Dichters, des Adam Mickiewicz, ruhen.

Die galizischen Juden.

Ein wesentliches Element im Bevölkerungsbild Galiziens bilden die Juden. Sie treten hier in solcher Stärke auf, daß die Einheitlichkeit des polnischen und ruthenischen Volkslebens dadurch auffallend gebrochen wird.

Galizien und Bukowina. — 1917.



Jüdischer Typ in Russisch-
:: Polen und Galizien ::

Zwei Drittel aller österreichischen Juden leben in Galizien, daher das Stichwort vom „verjudeten Galizien“. Im ganzen wohnen in Galizien 871.804 Juden, sie machen also 11 Prozent, das ist ein Neuntel der Gesamtbevölkerung aus.

Der Raftan ist das Wahrzeichen Galiziens und schwer seufzt das galizische Volk unter dem Juden- druck. Der Jude war seit langem des Bauers Rat- geber, sein Wirt, sein Lieferant und sein Kreditgeber. Die Kreditsätze waren oft genug mit 50 bis 100 Pro- zent bemessen. Der Jude ist beim erträglichen Wucher reich geworden, der Bauer aber arm. Seit 15 Jahren erst setzte die Raiffeisenkassen-Bewegung in Galizien ein zum Segen des Bauernstandes. Besonders die polnischen katholischen Geistlichen arbeiteten eifrig daran, das Volk von den Judenhändlern und Juden- wucherern zu befreien — und ihr Erfolg auf dem Lande ist bereits bedeutend. Viele Juden verließen die Dörfer und zogen in die Städte oder wanderten aus. So kommt es, daß Westgalizien nur mehr 7 Pro- zent Juden hat, während Ostgalizien noch immer 13 Prozent aufweist.

Das Bild der galizischen Städte, der großen wie der kleinen, ist wesentlich durch das jüdische Element bestimmt. In vielen Städten bilden die Juden mehr als 50 Prozent der Bevöl- kerung; und wenige wird es geben, in denen sie nicht wenigstens 20 Prozent ausmachen. Abgesehen von einem kleinen Teil, der oberflächlich polonisiert ist, sind die Juden nicht nur in religiöser, sondern auch in völkischer Hinsicht ein vollkommen selbständi- ger, eigenartiger Bestandteil. Die zionistische Bewe- gung, die sich gegen die Verschmelzung der Juden mit anderen Nationen richtet und die jüdische Volksart erhalten will in Absicht auf die Begründung eines un- abhängigen Judenstaates, hat wohl nirgends so tief Wurzel in den breiten Massen geschlagen als gerade in Galizien.

In sozialer Hinsicht schillert das galizische Judentum in allen Farben. Neben Millionären und fürstlich gestellten Geschäftsleuten, auch reichen Gutsbesitzern und zahlreichen Advokaten und Ärzten gibt es auch ein jüdisches Proletariat. Die große Mehrheit der jüdischen Bevölkerung gehört wie überall dem Kaufmannsstande an. Doch ist es eine beachtenswerte Erscheinung, daß in den größeren und mittleren Städten neben der jüdischen Kaufmannswelt, die früher den Handel fast ganz in den Händen hatte, mehr und mehr auch ein polnischer, in Ostgalizien ein ruthenischer Kaufmannsstand aufkommt.

Sehr zahlreich sind die Juden auch im Handwerkerstande vertreten. Man findet hier oft fleißige, sparsame und tüchtige Arbeiter unter ihnen. Auf den Dörfern obliegen die Juden hie und da auch der Landwirtschaft, und zwar nicht nur als Pächter oder Gutsherren. Bemerket sei noch, daß in den Städten die meisten Kutscher auf den Fiakern Juden sind.

Charakteristisch ist der Schmutz in den Judenvierteln. Der Schweizer Major Tanner sagt, Juden und Schmutz gehören bedauerlicherweise in Galizien zusammen — die Unreinlichkeit der Juden schreit nach Gesetzen. . . .

Volksbildung und Schulen in Galizien.

Vor etwa 50 Jahren waren die Verhältnisse in Galizien noch sehr unerfreuliche, das Volk stand in seiner Bildung tief. Nach einer Erhebung von 1874 konnten von 5914 Gemeindevorstehern erst 788 schreiben und lesen. Seit den 70er Jahren aber hat in Galizien eine kräftigere Kultur- und Bildungsarbeit eingesetzt. Es hat die Zahl der Volksschulen von 1875 bis 1910 von 2486 auf 6000 sich vermehrt. Da Österreich 23.850 Volksschulen besitzt, so entfallen auf Galizien mehr als 25 Prozent. An diesen 6000 galizischen Volksschulen sind über 15.000 Lehrpersonen tätig. Über 1.200.000 Kinder erhalten an diesen

Schulen Unterricht. Während 1880 die Zahl der schulbesuchenden Kinder in Galizien erst 5 Prozent der Gesamtbevölkerung betrug, waren es 1910 schon 12 Prozent — der normale Stand wäre 15 Prozent.

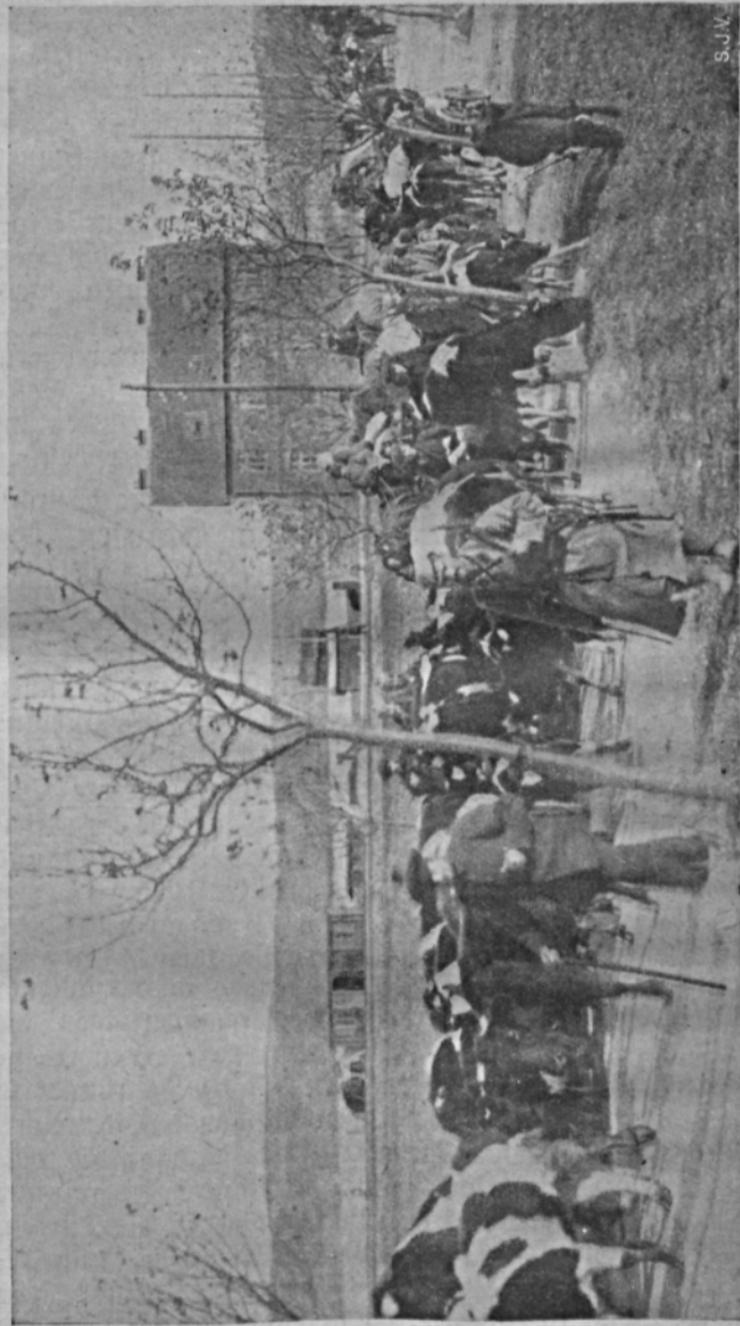
Galizien hat ferner 97 Bürgerschulen, 17 öffentliche und 15 private Lehrerbildungsanstalten, 140 Gymnasien und Realschulen mit über 45.000 Schülern, dann 97 gewerbliche Fortbildungsschulen, 2 Universitäten mit über 9000 Hörern, eine technische Hochschule und eine Akademie niederbildenden Künste.

Das alles leistete der österreichische Staat in den letzten Jahrzehnten in Galizien.

* * *

Galizien hat in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten einen gewaltigen Aufschwung genommen. Es ist ein blühendes Land geworden voll schöner Zukunftshoffnungen. Zwar befinden sich Land und Volk noch in einem Übergangsstadium, aber schon läßt sich erkennen, daß Galizien eines der köstlichsten Juwelen in der österreichischen Kaiserkrone werden kann. Es gilt viel einzuholen, was jahrzehnte- und jahrhundertlang versäumt worden ist. Diese Riesenarbeit läßt sich nicht in ein paar Jahren leisten, aber der Anfang ist gemacht. Noch viel ist zu leisten — Galizien ist ein Land, wo der Acker eine doppelt so große Ernte als bis heute spenden und die Schätze des Bodens eine Großindustrie erstehen lassen können, ein Land, das so reich ist, daß es allen seinen Söhnen und Töchtern ein ordentliches Auskommen zu gewähren vermag.

Trotzdem war Galizien unter allen österreichischen Kronländern das unbeachtetste geblieben. Erst im schrecklichen Weltsturm ward Galizien entdeckt. Fast eine Million Flüchtlinge waren von der russischen Überflutung zu uns herübergeschwemmt worden — sie trugen Galizien mit sich. Und eine andere Mil-



S. J. M.

Don den Russen verfolgte Dorfeinwohner mit ihrem Vieh. (Hoffphotograph Kühlerrindt, zurzeit östl. Kriegsgefangenlag.)

lion, mehrere Millionen sogar lernten Galizien kennen: als Soldaten. Gründlich kennen in den Schützengräben, an den Böschungen seiner Flüsse, in dem schwermütigen Ernst seiner graubraunen Ebene. Sie sind durch die Städte Galiziens marschirt, an den ausgestorbenen Dörfern, den leergebrannten Ortschaften, zerschossenen Kirchen und Herrensitzen vorbei, immer nach Osten — hinein ins moskowitzische Rußland. . . .

Und seitdem wandern Tausende von Österreichern, Ungarn und Deutschen im Geiste täglich in dieses seltsame, früher so unbekanntes Land und suchen die Gräber ihrer Lieben, die in galizischer Erde ruhen. . .

Die Sehnsucht der Russen nach Galizien.

Nach dem gemeinsamen Kriegsplan des Dreiverbandes sollten die russischen Millionenheere sofort nach Kriegsbeginn gegen Berlin marschieren. Das wäre nach den damaligen Verhältnissen für die Russen auch am aussichtsreichsten gewesen, denn Deutschland war mit seiner Hauptmacht im Westen gebunden und konnte gegen Rußland nur eine kleine Armee aufstellen. Trotzdem tat Rußland das gerade Gegenteil — es warf gegen Ostpreußen nur Heeresplitter und zog mit seiner Hauptmacht gegen Galizien.

Warum? — Österreich-Ungarn ist das Bollwerk Europas gegen Osten. Gegen die wilden Avarn hatte Karl der Große in der Wiener Ebene, im Knotenpunkt der Völkerwanderungen, die „Ostmark“ gegründet. Otto der Große erneuerte sie gegen die Avarn und am Ende des 10. Jahrhunderts hören wir zum erstenmal den Namen „Österreich“. Gegen die Türkengefahr verbanden sich dann die Magyaren mit Österreich — seit 1526 stand das vereinigte Österreich-Ungarn als ein Bollwerk gegen die Türken. Die Türkengefahr ist längst verschwunden, nun bedroht eine andere Gefahr Europas Kultur: die moskowitzische Großmacht. Europa und

seine Kultur gegen diese russisch-asia-tische Sturmflut zu schüben, das ist Österreich-Ungarns Aufgabe der Gegenwart. Die Erhaltung der Habsburgermonarchie ist darum ein gemeinsames europäisches Interesse ersten Ranges. Und daher ist das Bündnis der Westmächte mit Rußland gegen Österreich-Ungarn ein Verbrechen gegen die europäische Kultur.

Das Habsburgerreich ist Europas Wachtposten gegen Osten - in dieser Frontstellung Österreich-Ungarns gegen Rußland liegt die Antwort auf die Frage: Warum zog Rußland mit seiner Hauptmacht zuerst gegen Österreich-Ungarn und nicht gegen Deutschland?

Rußland will nach Konstantinopel, ans Meer. Rußland will alle slawischen Völker unter seine Krone bringen. Beide Ziele sind für Rußland unerreichbar, solange Österreich-Ungarn eine starke Großmacht ist. Darum ist es Rußlands Hauptbestreben, die Donaumonarchie zu zertrümmern.

Rußlands Weg nach Konstantinopel geht nur über ein zertrümmertes Österreich-Ungarn - und der erste Meilenstein auf diesem Wege steht mitten in Galizien. Galizien ist ein dauerndes Hindernis für Rußlands Vereinigung mit den Südslawen und damit für die Entstehung eines übermächtigen panslawistischen Reiches. Daher Rußlands Streben, sich so schnell wie möglich in den Besitz des politisch wie strategisch so bedeutsamen Galiziens zu setzen.

Galizien war seit langem schon das Ziel heißester Sehnsucht für Rußland. Diese Sehnsucht hat ihren tiefsten Grund in der polnischen und ukrainischen Frage.

Rußland und Österreich teilen sich in die Beherrschung von zwei slawischen Völkern, dergestalt, daß die große Mehrheit zu Rußland gehört, eine starke Min-

berheit aber in *Österreich* sitzt — es sind die *Polen* und *Ukrainer* (*Ruthenen*).

Die *Polen* befinden sich in *Österreich* in ebenso bevorzugter Lage, wie sie in *Rußland* entrechtet sind. Sehnsüchtig und mit Neid blickt daher der gebildete Teil der russischen *Polen* auf seine Stammesgenossen im österreichischen Lager. Lebhaft sind die Beziehungen herüber und hinüber. Da es eine polnische Universität in *Russisch-Polen* nicht gibt, die russische Universität in *Warschau* von den *Polen* boykottiert wird, so studiert die Jugend der besseren Gesellschaft *Russisch-Polens* in *Krakau*. *Krakau* ist überhaupt der geistige Mittelpunkt der ganzen polnischen Nation, deren Schwerpunkt und geistige Führung auf diese Weise bei der Minderheit in *Galizien* liegt. Die Folge ist, daß die *Polen* *Rußlands* von *Österreich* eine bessere Zukunft erhoffen. Unter diesen Umständen fühlte sich *Rußland* im Besitze *Polens* nicht sicher. Am Besitze *Polens* liegt aber der russischen Regierung unendlich viel, denn dieses Land ist ein Juwel in der Krone des *Zaren*. Mit seinen 15½ Millionen Bewohnern auf 127.000 Quadratkilometern ist es der einzige Teil des russischen Reiches, der eine den westeuropäischen Begriffen entsprechende Volksdichte besitzt. *Polen* zahlt an direkten Steuern allein jährlich 210 Millionen *Rubel* (= 480 Millionen *Mark*). Um sich nun dieses Besitzes sicher zu fühlen, setzt die russische Regierung alles daran, auch die *galizischen Polen* in ihre Gewalt zu bekommen, um so das ganze *Polenvolk* unter der Krone zu haben.

Noch brennender jedoch, obwohl in *Westeuropa* kaum bekannt, ist die *ukrainische Frage*. Auch in den Besitz des *ukrainischen Volkes* teilen sich *Rußland* und *Österreich-Ungarn*: 30 Millionen *Ukrainer* sind russische Untertanen, 4 Millionen dieses Volkes aber leben unter *habsburgischem* Zepter in *Ostgalizien*, in der *Bukowina* und in *Oberungarn*.

Die Geschichte des *ukrainischen Volkes* unter russischer Herrschaft ist wie die des *polnischen Volkes* eine



Galizische Flüchtlinge auf der Straße bei Zaleszczyki.

wahre Leidensgeschichte. Mit allen Mitteln suchte Rußland das Ukrainertum zu russifizieren. Die Ukrainer sollten aufhören, als eigenes Volk zu existieren, sie sollten mit Gewalt zu Russen gemacht werden. Jahrhundertlang dauerte dieser Kampf zwischen dem Moskowitertum und der Ukraina. 1680 verbot die russische Regierung die gesamte kirchliche Literatur in ukrainischer Sprache, 1720 erschien ein Verbot, ukrainische Bücher überhaupt zu drucken, die ukrainischen Schulen wurden geschlossen und als Unterrichtssprache kam nur mehr die russische in Anwendung. Die ukrainische orthodoxe Kirche wurde vollständig russifiziert, der griechisch-katholische Glaube aber, der viele Anhänger unter den Ukrainern hatte, wurde von Rußland aufs grimmigste verfolgt. Alles wurde aufgeboten, um den in der Ukraina tief eingewurzelten Katholizismus vom Erdboden zu vertilgen und die Ukrainer vom Papste und der ganzen katholischen Welt zu trennen.

Diese brutale russische Politik erzielte aber keinen durchschlagenden Erfolg. Das Gefühl der nationalen Selbständigkeit blieb von Geschlecht zu Geschlecht erhalten, ja zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sogar ein großer Aufschwung der ukrainischen Literatur,

den das Barentum mit Verbannungen und schmachvollen Märtern beantwortete. So sah sich das Ukrainertum genötigt, den Mittelpunkt seiner nationalen Bestrebungen nach Galizien zu verlegen, wo seine ukrainischen Volksgenossen unter Österreichs Herrschaft die gleichen Rechte wie die anderen Nationen genossen. Es konnte gar nicht anders sein, als daß die Führer der russischen Ukrainer ihre Blicke nach Lemberg und Wien richteten. Was ist da nun natürlicher, als daß man in Petersburg wünscht, sich zum Herrn sämtlicher Ukrainer zu machen, um diese gefährliche Volksbewegung ganz in die Gewalt zu bekommen und nötigenfalls mit Galgen und Sibirien zu erstickern?

Daß die Eroberung des ganzen ruthenischen Gebietes in Österreich eines der Hauptziele Rußlands in diesem Kriege war, ersehen wir auch aus der Erklärung der offiziellen russischen Kreise. So gab Wentschikow in der „Nowoje Wremja“ im Sommer 1916 die Erklärung ab, bevor Rußland sich in irgendwelche Verhandlungen mit Österreich einlasse, müsse es zuerst alle Ruthenen Österreichs, das ist Ostgalizien, den Norden der Bukowina und die Szuzlengegend der Karpathen, in seinen Händen haben. Durch Eroberung des Ruthenengebietes wollten die Russen zugleich sich den Weg zum Balkan erzwingen und Rumänien auf ihre Seite ziehen.

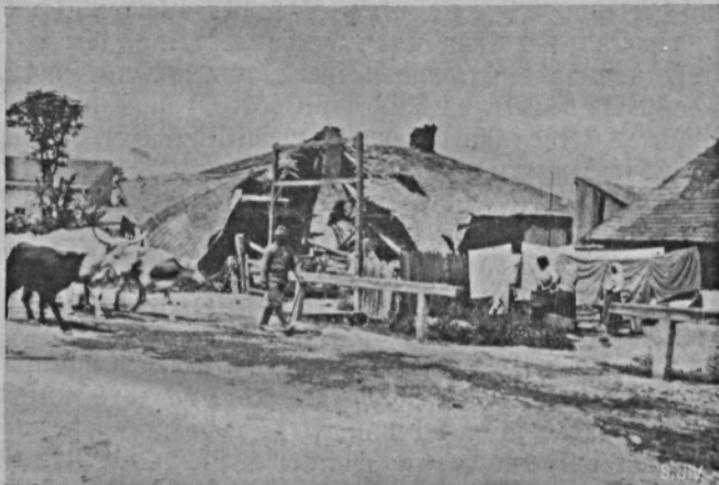
So schaffen Polen und Ukrainer eine dauernd offene Frage zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Man mag die Dinge unter welchem Gesichtspunkte immer betrachten, ob unter dem des Balkanproblems oder unter dem des Panflawismus, immer stößt man auf einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den beiden Großmächten. Rußland kann sein Ziel auf dem Balkan erst erreichen, wenn Österreich-Ungarn beiseite geschoben ist; und die Möglichkeit, als Vormacht an die Spitze der slawischen Völker zu treten,

tut sich ihm erst auf, wenn es keine österreichischen Polen und Ukrainer und überhaupt keine österreichisch-ungarische Großmacht mehr gibt. Wenn man sich all das vor Augen hält, dann begreift man, warum Rußland seine ganze gewaltige Militärmacht gegen Österreich-Ungarn warf und warum es alles daran setzte, Galizien und die Bukowina in seinen Besitz zu bekommen.

Die russische Wühlarbeit in Galizien.

Die Polen und Ruthenen (Ukrainer) Rußlands schauen voll Sehnsucht nach Österreich, wo ihre nationalen Brüder so gut behandelt werden und sich auf nationaler Grundlage in schönster Weise kulturell entwickeln können, während sie geknechtet sind. Was man früher schon gewußt, wurde im Herbst 1914 durch das „Wiener Fremdenblatt“ beinahe amtlich festgestellt: Die Hauptursache für den Krieg Rußlands gegen Österreich-Ungarn ist die gute Behandlung der kleineren Nationen in unserer Monarchie, namentlich der Polen und Ruthenen. Diese gute Behandlung in der Nachbarmonarchie wirkte auf das russische Reich wie Sprengstoff und drohte die wertvollsten Länder vom russischen Kolos abzusprengen. Besonders gefährlich erschien den russischen Machthabern die beschlossene Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg und der Ausgleich zwischen Polen und Ruthenen in Galizien. Rußland war wütend über die Schachzüge unserer Regierung und holte mit aller Kraft zum Gegenstoße aus. Es sollte in Galizien eine russophile Partei entstehen und die dortigen Ruthenen sollten sich als noch unbefreite Russen fühlen, voll Sehnsucht nach der russischen Heimat und nach der vaterländischen schismatischen Religion.

Und so begann Rußland mit der pan-slawistischen Unterwühlung in Ostgalizien. Dabei wurden in sehr kluger Weise die sozialen und kulturellen Zustände des Landes ausge-



Wirkung eines Granaten-Volltreffers.

11 Personen wurden dabei getötet.

nützt. Wir haben bereits hingewiesen auf den scharfen Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen in Galizien. Die Verwaltung des Landes ist polnisch und die polnische Kultur ist die führende. Die gebildeten Klassen, die Großgrundbesitzer und die Beamten, sind meistens Polen, die Kleinbauern in Ostgalizien dagegen Ruthenen.

Den ungebildeten ruthenischen Bauern wurde nun von den russischen Hehern versprochen, daß der russische Zar, sobald das Land durch seine unüberwindliche Armee befreit sein würde, die polnischen Großgrundbesitzer und Juden vertreiben und die ausgedehnten Herrschaftsgüter unter die ruthenischen Bauern verteilen werde. Solcher Köder würde auch anderwärts locken und bei den einfältigen ruthenischen Bauern Ostgaliziens war er besonders zugkräftig. Es ist bezeichnend, daß die Blätter die Nachricht brachten, der in Galizien vorrückenden russischen Armee seien Scharen ruthenischer Bauern gefolgt, um bei den Polen zu plündern. Die Bauern wollten eben jetzt mit den Ver-

sprechungen Ernst machen, welche ihnen im Namen des Zaren gemacht worden waren.

Die russische Agitation ist seit Jahrzehnten vor sich gegangen. Um unseren Lesern ein Bild zu geben, wie die Russen schon seit langem in Galizien gearbeitet haben, wollen wir im folgenden die Feststellungen wiedergeben, die der Schwede Karl Hildebrand in seinem Buche „Die Donaumonarchie im Kriege“ in dem Kapitel „Die russische Gefahr“ niedergelegt hat — Hildebrand betont ausdrücklich, daß er seine Daten amtlichen Erhebungen und Aktenstücken entnommen habe, die als vollkommen glaubwürdig anzusehen sind.

Hildebrand schreibt: „Je mehr ich in dem Labyrinth der russischen Agitation einzudringen versuche, um so deutlicher wurde es mir, daß sich vor dem Kriege bereits eine ernste Gefahr für die Integrität (Unversehrtheit) der österreichisch-ungarischen Monarchie entwickelt hatte. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wesentlich von dem starken russisch-österreichischen Gegensatz auf der Balkanhalbinsel absorbiert worden. Das



Bestattung von gefallenem Russen durch Einheimische unter Aufsicht deutscher Feldgendarmen in Przemyśl
(Hofphotograph Berger, Potsdam.)

Interesse für das, was sich an der nördlichen Grenze zutrug, ist ziemlich nebensächlich gewesen, und eine Untersuchung führt zu dem Schlusse, daß die Österreicher eine wunderliche Langmut, zeitweise sogar eine Blindheit gegenüber der Gefahr gezeigt haben, die ganz unerklärlich wäre, wenn man nicht die Schwierigkeiten der österreichischen Staatspolitik bei all den nationalen Gegensätzen in Betracht zieht. Galizien scheint mir ein vortreffliches Beweismaterial dafür zu bieten, daß Österreich-Ungarn nicht den Krieg gewünscht hat — jene Langmut weist in eine ganz andere Richtung —, daß aber der Krieg schließlich auf jeden Fall unvermeidlich geworden wäre wegen des stark aggressiven Vorgehens Rußlands innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie.“

Die russische Agitation in Galizien begann in den 1840er Jahren. Den Reigen eröffnete der Moskauer Professor Michael Rogodin, der Österreich durchreiste und in einem Bericht erklärte, daß die Monarchie haufällig und dem Untergang durch die slawischen Volkselemente geweiht sei. Er empfahl Unterstützung an Gelehrte, religiöse Propaganda und Verbreitung russischer Literatur. Schon 1841 sprach ein tschechischer Gelehrter aus, daß Böhmen frei und unabhängig und vollständig Herr in seinem Hause erst an dem Tage sein werde, an dem Rußland von neuem in den Besitz von Galizien treten werde. Die panslawistischen Hoffnungen nahmen zu, als 1848 eine russische Armee nach Ungarn gesandt wurde, um bei der Erstückung der Revolution mitzuhelfen. Das war vortrefflich geeignet, das Ansehen Rußlands bei unseren Slawen zu erhöhen.

Das 1858 gegründete „slawische Wohltätigkeitskomitee“ erstreckte seine Tätigkeit auch auf die slawischen Völker Österreich-Ungarns, und in dem galizischen Volkschriftsteller, Reichsrats- und Landtagsmitglied Jwa n N a u m o w i e z fand sich ein Agitator, der den Panslawismus in die Bauernhütten hineintrug. Nach der Niederlage der

Österreicher bei Königgrätz 1866 verkündete er offen die Zusammengehörigkeit der Ruthenen mit dem russischen Volke und prophezeite eine baldige politische Vereinigung.

Aus der Zeit um 1870 herum stammen zwei russische Propagandaschriften, Nikolai Danilewskis Buch „Rußland und Europa“, das viele Auflagen erlebt und einen großen Einfluß ausgeübt hat, und eine Broschüre des Generals Kostislaw Fadejew. Ersterer will Österreich und die Türkei teilen und alle slawischen Nationen unter Rußlands Führung vereinigen; Galizien sollte dem russischen Reiche einverleibt werden. Fadejew glaubt an die Mitwirkung der österreichischen Slawen, wenn Rußland nur einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, und dies könne am besten durch die Befreiung der unglücklichen „galizischen Russen“ (= Ruthenen) geschehen.

Diese Lehren wurden durch eine eifrige Propaganda in Galizien und der Bukowina mit solchem Eifer verbreitet, daß ein großer Hochverratsprozeß im Jahre 1882 gegen den Hofrat Dobrjanski, seine Tochter, Raumowitz und noch einige andere Personen anhängig gemacht werden mußte. Ein energischerer Zug ist dann in die russische Agitation erst wieder gekommen, als der russische Kolos in Ostasien zurückgeschlagen worden war und nun aufs neue begann, sich mit den Völkerproblemen in Österreich und auf der Balkanhalbinsel zu beschäftigen. Das Intrigenspiel in Galizien wurde immer intensiver, die Volksleidenschaften kamen in Aufruhr, und gegen ein paar von den Statthaltern des österreichischen Kaisers scheint der Vorwurf nicht unberechtigt zu sein, daß sie mehr daran dachten, die Ruthenen niederzuhalten als russische Einmischungen zurückzuweisen. Einer von ihnen fiel 1908 der Kugel eines ruthenischen Studenten zum Opfer.

Der große Krieg wäre sicherlich schon 1908 anläßlich der Annexion von Bosnien und der Herze

gowina ausgebrochen, wenn man in Rußland die Armee als gerüstet anzusehen hätte. Das war aber nicht der Fall, und die Kriegswolken zogen vorüber. Um so bezeichnender ist es, daß drei österreichische Reichsratsabgeordnete, ein Tscheche, ein Slowene und ein Ruthene, sich im Mai darauf nach Petersburg begaben, um an einer panslawistischen Konferenz teilzunehmen, auf der der Führer der Polenpartei der dritten Duma, Roman Dmowski, das Deutschtum als den wirklichen Feind aller Slaven und Polen bezeichnete. Neben der „Slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft“ kam es in Rußland zur Gründung eines „galizisch-russischen Vereines“, der sich die Aufgabe stellte, Propaganda in Galizien zu treiben. Die Moskauer Gesellschaft für slawische Kultur versuchte die Lage der russischen Polen zu verbessern und dadurch auch die österreichischen Brüder zu gewinnen. Im Juli wurde ein großer slawischer Kongreß in Prag abgehalten; „neoslavisch“ war die neue Bezeichnung für ihn, die an die Stelle von „panslawisch“ getreten war. Die Polen Galiziens waren gut vertreten, und man sprach des langen und breiten von einer russisch-polnischen Verbüderung. Noch eigentümlicher als der Kongreß war sein nächstes Resultat. Mehrere hervorragende russische Kongreßteilnehmer, Graf Wladimir Bobrinski, General Wladimorow u. a., wurden von privaten Freunden nach Galizien eingeladen und ihnen ein stattlicher Empfang in Krakau, Przemyßl und vor allem in Lemberg bereitet, wo ein großes Bankett abgehalten wurde. Die Festreden streiften offenbar ganz dicht die Grenze des Hochverrates; Gottesdienste wurden den lieben Gästen zu Ehren veranstaltet, und als sie eine Kirche auf dem Lande besuchten, wurden sie von den Geistlichen in vollem Ornat und von einer Bauernabordnung begrüßt. In der Bukowina scheint sich Graf Bobrinski kräftiger ausgedrückt zu haben, als sogar die verträglichen polnisch-österreichischen Behörden es zulassen konnten, und er mußte schleunig



Von den Russen verfolgte verunglückte Flüchtlinge. (Hofphotograph Kühlewindt, zurzeit östl. Kriegsschauplatz.)

in sein eigenes Land zurückkehren. Den Charakter dieser Rundreise kann man ungefähr der Begrüßungsrede auf dem Bahnhof zu Przemysl entnehmen, wo den Vertretern des „herrschenden russischen Reiches“ der Dank dafür ausgesprochen wurde, daß sie sich „der Brüder im unterjochten Rußland“ erinnern hätten. — Dies wurde zur Bezeichnung der Slawen in Oesterreich. Ich betone nochmals, daß diese Ereignisse sich in dem Jahre zutragen, wo die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn fast zum Kriege geführt hätte.

Die „neoslavische“ Propaganda nahm fortan zu, und an einem Kongresse in Prag 1912 nahm sogar ein höherer russischer Ministerialbeamter teil. In neuen militärischen und politisch-russischen Büchern hieß es nun, daß die Donaumonarchie vor dem Zerfall stünde und daß sie nicht mehr auf die Slawen im Heere zählen könne.

Die Agitation in Galizien ist auf verschiedenen Linien betrieben worden, die in einigen Volksbildungsvereinen mit schützenden Namen und scheinbar unschuldigen Programmen zusammenliefen. Die wichtigsten Vereine dieser Art sind die Maczkowski-Vereine, die 1875 mit dem Hauptsitze in Lemberg gegründet wurden und bald durch die Schriften des populären Vaters Naumowicz große Verbreitung erhielten. Schon vor einigen Jahren zählte man 34 Zweigvereine mit ungefähr 20.000 Mitgliedern und 1168 Lesesälen. Die Leitung war ausgesprochen russenfreundlich und soll von Rußland einen Jahresbeitrag von 12.000 Rubeln sowie gelegentliche Zuschüsse erhalten haben. Die Mitglieder brauchten nicht von Anfang an bewußte Russenfreunde zu sein, wurden aber kräftig bearbeitet. Eigentümlicherweise war ein Verband ruthenischer Feuerwehren (Rußkie Druzhny) zu einem russischen Agitationsmittel geworden. Ein Reglement für Feuerwehrrübungen war in russischer

Sprache abgefaßt und enthält Stammwörter in Übereinstimmung mit dem russischen Infanterie-Reglement von 1911. Endlich ist zu erwähnen, daß das „Nationalhaus“ in Lemberg (Narodnyi Dom) in die Hände der Russenfreunde gekommen war, eine Stiftung mit etwa 2.500.000 K Vermögen, welche Stipendien verteilt und Heime für Schüler und Studenten, eine große Bibliothek, ein Museum, sowie Versammlungslokale hat, die von allerhand anderen Vereinen benützt werden. Als ein Kuriosum sei bemerkt, daß der Baugrund zum Nationalhause den „Ruthenen Lembergs“ im Jahre 1852 vom Kaiser geschenkt worden ist. Verschiedene Kreditvereine wurden von Russophilen geleitet und benützt, und das Stauropigianische Institut in Lemberg, das mit einem archäologischen Museum verbunden ist, hat oft bei Geldsendungen aus Rußland den Vermittler abgegeben. In russischen Zeitungen waren häufig Aufrufe zu Sammlungen für die „unterdrückten österreichischen Russen“, in erster Linie zur Errichtung von Schulen zu lesen.

Vor einiger Zeit bestanden vier russische Schulen mit Internaten in Lemberg und acht in anderen Orten mit insgesamt 2000 Schülern. Bei einer Visitation fand man im Jahre 1910, daß der Unterricht russisch erteilt wurde und daß die Schüler auch im Verkehre untereinander die russische Sprache anwenden mußten; in den Büchereien fanden sich keine ruthenischen Bücher, sondern nur russische Literatur; ausschließlich russische Karten kamen zur Verwendung, und an den Wänden sah man Porträte von Russen und Russenfreunden. Besser kann man kaum für die Ausbildung von Agitatoren sorgen — und dies haben die Behörden zugelassen! Man muß beachten, daß Galizien eine weitentwickelte Selbstverwaltung hat und daß die Verwaltungsbehörden des Landes allzu lange mit Blindheit geschlagen gewesen sind. Die russisch-orthodoxe Kirche gehört nicht zu den in Oesterreich staatlich anerkannten Kirchengenossenschaften, es ist aber gleich-

wohl eine intensive Propaganda für diesen Glauben in Galizien und der Bukowina betrieben worden. Begabte Jünglinge sind in russische Klöster hinübergelockt worden und haben dort ihre Erziehung erhalten. Bauernkinder hat man Schulen in Rußland besuchen lassen. Wallfahrten sind nach heiligen russischen Orten veranstaltet worden. Galizien ist in gewissem Sinne in drei Missionsbezirke eingeteilt worden. Missionäre hat man ausgesandt, und nachdem an einem Orte der Boden eine Zeitlang bearbeitet worden war, ist man daran gegangen, die Bevölkerung zum massenweisen Übertritt zur russisch-orthodoxen Kirche zu bewegen.*

Natürlich waren große Geldmittel für all diese Propaganda erforderlich. Eine große Sammlung zu diesen Zwecken soll in Rußland vor einigen Jahren drei Millionen Rubel eingebracht und im März 1913 soll eine Abordnung aus Galizien den Grafen Bobrinski in Petersburg besucht und dabei ein „Darlehen“ von zwei Millionen Rubel erhalten haben.

Noch ein weiteres Element der russischen Wühlarbeit muß ich zur Ergänzung berühren: die militärische Spionage.

Während der Kämpfe in Galizien haben die Österreicher feststellen können, daß mehrfach die Russen im

* Oesterreich-Ungarn ist bekanntlich der Hort der unierten (mit Rom vereinigten) Ruthenen, es zählte in Galizien allein 1914 über 3½ Millionen Unierte. Während Rußland seit jeher alles getan hat, um die Union von Brest auszulöschen, erhielt sich die ruthenische Union einzig in Oesterreich-Ungarn. Nun erinnert aber die ruthenische Union in ihrem Äußeren gar vielfach an die nichtunierte russische Kirche, so in der aus der Zeit von Cyrill und Method herstammenden slavischen Kirchensprache, im äußeren Glanz der Kirchenfeste und in der ganzen Fassung des Ritus. Hier knüpften die Sendlinge des russischen Schismas an und suchten sich insbesondere den nationalen Haß der Ruthenen gegen die katholischen Polen zunutze zu machen, denen gegenüber die „rechtgläubige Mutterkirche“ in Rußland als Schützerin der ruthenischen Nation gepriesen wurde.



Das Innere einer polnischen Hütte.

voraus genaue Kenntniß von den besten Artillerie-
stellungen besessen haben und daß die Abstände an
wichtigeren Punkten zur Erleichterung des Einschie-
ßens vermessen gewesen waren. Ich habe unter ande-
rem erzählen hören, daß ein paar österreichische Ver-
wundete, die in der Nähe eines Dorfes nach dem Ab-
zug ihrer Truppen zurückgeblieben waren, einen
Mann hoch oben auf einem Baum beobachteten, der
den Russen deutliche Zeichen gab; der Mann wurde ge-
fangengenommen und erwies sich als ein russischer
Offizier, der schon vor dem Ausbruch des Krieges in
dem Dorfe gewohnt hatte. Nicht häufig wird angege-
ben, daß Entfernungsmarken auf die Dächer von
Bauernhäusern gemalt und daß gewisse Teile des Lan-
des durchzogen waren von einem Netz von Spionen,
welche sich die russische Armee schon im Frieden ge-
sichert hatte.

Regierung und Militärbehörden scheinen lange
versucht zu haben, die Entdeckungen, die man von Zeit
zu Zeit machte, zu verschweigen; diese Taktik konnte
aber unmöglich aufrechterhalten werden, da die
Minierarbeit immer energischer betrieben wurde und
immer beunruhigendere Formen annahm. Nur aus
der letzten Zeit sei erwähnt, daß ein Oberst im General-
stab sich erschoss, nachdem gewisse bedauerliche Trans-
aktionen ans Tageslicht gezogen worden waren, daß
ein „Rentier und Journalist!“ und sein Mitarbeiter
in Ofen-Pest zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt
wurden, daß eine alte adelige Dame und ihr Sohn
Spione anzuwerben versucht hatten und ihre Schuld
mit schwerem Kerker büßen mußten, daß zwei Brüder
Serowski in Czernowiz vor der Justiz nach Rußland
entflohen, von wo sie mit der russischen Heeresmacht
zurückkehrten, um in ihrer Heimat während der Rus-
senzeit ein wahres Gewaltregiment auszuüben, und
daß zwei Brüder Zandrie, der eine Leutnant a. D.,
der andere Oberleutnant und zur Kriegshochschule
kommandiert, über einer umfangreichen Spionage-
tätigkeit ertappt worden sind. Diese letztere Sache

scheint die erussteste gewesen zu sein, da Aufmarsch und Festungspläne, Verteidigungsanordnungen in Galizien, sowie Geheimnisse des Flugwesens und der Artillerie an Rußland verkauft worden waren. Der russische Militärattaché und der Prediger der russischen Botschaft in Wien waren die Hauptpersonen in diesem Drama, und es erregte Aufsehen, als man erfuhr, daß der junge Leutnant a. D. im Laufe weniger Monate durch seine Spionagetätigkeit etwa 20.000 K verdienen konnte.

Es soll der Generalstabschef Conrad von Höendorf gewesen sein, der, unterstützt durch den Thronfolger Franz Ferdinand, einen offenen Feldzug gegen die Spionage zustande gebracht hat. In einer halb-offiziellen Mitteilung an die Presse wurde im Feber 1911 bekanntgegeben, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in letzter Zeit von einer ganzen Armee von Spionen in russischem Solde überschwemmt würde und daß mehrere Personen verhaftet worden seien.

* * *

So hatte Rußland in jahrelanger Arbeit mit allen Mitteln in Galizien sich eine Armee von Verrätern und Spionen organisiert für den Tag, wo es seine Hand nach dem Lande ausstrecken wollte. . . .

Im Frühjahr 1914, zur Zeit des Lemberger Hochverratsprozesses, brachte das russische Tagblatt „Nowoje Wremja“ (Nr. 13.631) einen Artikel aus der Feder seines hervorragendsten Mitarbeiters Mentschikow mit dem außerordentlich charakteristischen Titel „Es naht schon die Zeit —“, in dem es hieß: „Der russische Staat darf eine Nationalität nicht verraten, sondern muß Galizien von dem polnisch-österreichischen Joch befreien. Es ist schon die höchste Zeit, zu begreifen, daß Rußland keine österreichische, sondern eine russische Frage ist; denn für Österreich ist Galizien ein fremdes Gut, für uns jedoch ein eigenes Gut, mit dessen Verlust die russische Nation nie einverstanden sein wird. . .“

Der Ueberfall auf Sokal.

Es war ein ungewöhnlich schöner Sommer. Tag für Tag brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder auf den Rücken der erntenden Bauern. . . .

Da kam plötzlich etwas Furchtbares. Heimtückische Menschen hatten die Weltbrandsackel angezündet und unter die Völker geschleudert. Mit einemmal war alle Sonne gewichen aus den Herzen — die Männer eilten zu den Waffen, mitten in der gesegneten Erntearbeit. Soldaten und nichts als Soldaten auf allen Wegen.

Galizien, das ungeschützte Grenzland, zitterte. Das Volk war wie gelähmt, es sah sein Schicksal kommen. Unruhige Gerüchte schwirrten umher.

Leiterwagen, mit Menschen voll besetzt, kamen die Straßen entlang. Duzende kamen, mit Flüchtlingen, mit Tausenden von Männern, Frauen und Kindern, und alle hatten das eine Ziel — Lemberg. Die Einwohner ganzer Bezirke flüchteten, um nicht in die Hände der Kosaken zu fallen. Und die Flüchtlinge erzählten in fliegender Hast, daß die Kosaken bereits die Grenze überschritten hätten. Hier und dort seien sie blutig zurückgeschlagen worden von Gendarmen und Landsturmpatrouillen, doch einige Grenzorte hätten sie besetzt. Manche Flüchtlinge hatten ihre Heimat im letzten Moment verlassen und erzählten grauenhafte Einzelheiten von Überfällen und Plünderungen der Kosaken. Mielnica sei zerstört, in der nächsten Nähe Tarnopols werde gekämpft und Husiathn brenne. . . .

Die Angst vor den Kosaken packte die Menschen — die wilden Steppensöhne auf ihren struppigen Pferdchen waren seit jeher verrufen wegen ihrer Grausamkeit und Plünderungswut. . . .

Auf allen Straßen zogen Flüchtlinge, auf Handkarren ihre beste Habe und ihre Kinder schiebend. Familienangehörige gingen in dem allgemeinen Wirrwarr verloren. Zeit, lange zu suchen, hatte niemand. Eiligst jagte einer den anderen. Ganze Dörfer waren auf der Wanderschaft. . . .

Die Schlange des Verrates züngelte. . . . Durch betörte Bauern waren die Kosaken des Nachts auf Schleichwegen, durch Wälder, Sümpfe und Flüsse, die nur den Dorfbewohnern bekannt sind, ins Land geführt worden. In verschiedenen Dörfern des galizischen Grenzgebietes lagen so feindliche Abteilungen in Stalungen und Scheunen versteckt. Da sie überall ihre Spione hatten, gelang es ihnen da und dort, unseren Soldaten in den Rücken zu fallen.

So war auch bei Potokwiec seit Tagen eine Sotnie (1000) Kosaken heimlich untergebracht, um die Stadt Sokal in der Nacht zu überfallen. Durch Spione hatten die Kosaken in Erfahrung gebracht, daß die österreichischen Soldaten Sokal verlassen hatten, um im Dorfe Lanow Quartiere zu beziehen. Am Abend, als das Städtchen schon in tiefster Ruhe lag, sprengten die Kosaken plötzlich in die schutzlose Stadt, schossen auf die wenigen Passanten und steckten eine Reihe von Häusern in Brand. Dann plünderten sie unter Führung von Bauern, die mit einemmal in großer Zahl auftauchten, auf dem Ringplatz und in den Nebengassen Geschäfte und Woh-



Thaddäus Rutowski

der Stadtpräsident von Lemberg während der Russenzeit.

Das tapfere und patriotische Verhalten Rutowskis dem Feinde gegenüber gab der Bevölkerung der Stadt ein erhebendes Beispiel. Rutowski wurde bei der Räumung Lembergs 1915 von den Russen als Geißel nach Kiew geschleppt.

mungen und hinderten die Einwohner, die Flammen zu löschen, so daß das Feuer sich immer weiter ausbreitete.

Da wurden die Kosaken plötzlich von einer österreichischen Kompagnie überrascht. Sie versuchten zu flüchten, und als sie sich von allen Seiten umzingelt sahen, setzten sie sich zur Wehre und versuchten, den Kordon zu durchbrechen. Der Kampf währte aber nicht lange, denn als die Kosaken einsahen, daß sie von den Österreichern wie in einen Sack gepfercht seien und ein Entkommen unmöglich war, ergaben sie sich. Es waren bei 200 Mann, die noch in der Nacht in einem Separatzug nach Lemberg geschickt wurden. Die verräterischen Bauern, die ebenfalls in die Falle geraten waren, wurden eingefangen und in Ketten gelegt. Dann wurde sofort mit der Löscharbeit in der brennenden Stadt begonnen und die Bewohner halfen eifrig mit. Auf den Straßen lagen Möbel und Bettzeugbündel umher, von den Besitzern behütet. Die meisten hatten das Kleidungsstück umgeworfen, das sie gerade erfassen konnten, und manchem stand der Schreck über den Überfall noch im Gesichte.

Zeitlich am Morgen des nächsten Tages war eine zweite Kompagnie in Sokal einmarschiert, die sämtliche Einwohner von Potokwiec mit sich führte. Nun standen die Bauern auf einem Platze vor der Stadt in langer Reihe, scharf bewacht. Etwas weiter, in einem großen Schuppen, waren die Frauen und Kinder untergebracht. In einem Häuschen in der Nähe hatte sich um die zehnte Morgenstunde das Standgericht versammelt, das sich aus einigen Offizieren zusammensetzte.

Während im Freien ein Namensverzeichnis der Bauern aufgenommen wurde, wurden die Zeugen vorgelesen. Es wurden vernommen der polnische Schmied und der jüdische Arender (Besitzer des Dorfwirtshauses) von Potokwiec, sowie mehrere Einwohner von Sokal.

Der Schmied zählte eine Reihe von Dorfbewohnern auf, die eine russophile (russenfreundliche) Agitation

getrieben hatten. „Sie drohten uns jedesmal mit ihren russischen Brüdern, die eines Tages das Land überschweben würden. Wartet nur, sagten sie, wenn erst unsere Brüder aus dem Russenlande kommen werden, dann werden die Polen und Juden, sowie die österreichischen Schreiber (Beamte) schon sehen, wie es mit unseren Rechten steht.“ Ähnlich sagte der Jude aus.

Zum Schlusse wurden die Sokaler Einwohner vernommen, die übereinstimmend aussagten, daß den Kosaken von Bauern, die sich in der Stadt befunden hatten, vom Kirchturm aus Lichtsignale gegeben worden waren.

Darüber gingen Stunden hin, so daß mit der Einnahme der Bauern erst am späten Nachmittag begonnen werden konnte.

Sie wurden gruppenweise vorgerufen. Bläß und vergrämt waren ihre Gesichter und sie leugneten hartnäckig oder bissen die Lippen zusammen und antworteten auf keine Frage.

Sie wußten nicht, weshalb man sie beschuldigte, erklärten einige. Die Kosaken seien unerwartet ins Dorf gekommen und hätten ihnen mit dem Tode gedroht, wenn sie jemand von ihrem Aufenthalte Mitteilung machen würden. Sonst war aus den Angeklagten nichts herauszubekommen.

Nur ein Bäuerlein schien es mit dem Gewissen zu tun bekommen zu haben. Es drängte sich vor, machte eine tiefe Verbeugung und erklärte, alles bekennen zu wollen. Und das magere Männlein begann in unzusammenhängenden Worten sein Geständnis: „Wir alle sind schuld, hoher Herr. Es fing damit an, daß wir alle zu trinken bekamen und Silberlinge zu Christmeh obendrein. Es kamen Fremde in unser Dorf, die zu uns in unserer Sprache redeten. Sie sagten, daß der Kaiser in Wien nichts mehr von uns wissen wolle und daß der mächtige Zar seine Hand über uns halte. Der Russe sei unser Bruder, hieß es. Dem sollten wir helfen. Der Herr Pfarrer war nicht dagegen und auch

sonst widersprach keiner, und da sagten wir ihnen unsere Hilfe zu. Vor zwei Wochen hieß es, daß wir bereit sein sollten, und eines Nachts marschierten wir in den Wald und trafen die Kosaken an einer Stelle, wo sie nicht aus noch ein wußten. Da führten wir sie in unser Dorf, hielten sie die ganze Zeit versteckt und waren ihnen auch sonst zu Diensten. Wir taten es, Herr! War es Verrat an unserem gütigen Kaiser, so verzeihe uns Gott, denn wir hatten niemand, der es schlecht geheißsen hätte. . . .“

Das Bäuerlein schwieg und stand demütig da, den Kopf zur Erde geneigt. Der Vorsitzende forderte auch die anderen zu einem offenen Geständnis auf, aber keiner öffnete den Mund und in ihren Gesichtern war grenzenlose Wut über den Wortbrüchigen zu lesen.

Auch am nächsten Tage leugneten alle hartnäckig; als alles Zureden nichts half, geriet der Vorsitzende außer sich.

„Ihr seid überführt und werdet alle hängen!“ rief er.

Man begann die Leute abzuführen.

Da schien sich der Wujt (Dorfältester) eines Besseren zu besinnen.

„Ich will bekennen,“ sagte er. „Ich schwöre bei Gott, daß kein unwahres Wort aus meinem Munde kommen soll. Keiner im Dorfe kümmerte sich um Politik und was gingen uns die Russen an? Da kam eines Tages ein Hobe (ein russischer orthodoxer Geistlicher) zu mir und redete so viel, daß ich mich gar nicht mehr auskannte. Geschenke aus der heiligen Stadt Kiew brachte er mit. Seit dieser Zeit kehrte er oft wieder, und zuletzt setzte er uns so lange zu, daß wir den Kosaken entgegengehen sollten, bis wir uns bereden ließen. Verflucht möge er sein, weil er uns mit seinen süßen Reden ins Unglück gebracht hat.“

Der Wujt schwieg eine Weile und sah betrübt zu Boden. Dann fuhr er etwas leiser fort:

„Was hat er uns nicht alles versprochen! Das Haus des Arendars, sein Vieh und die Felder sollen



S. 117.

Oesterreichisch-ungarische Truppen beim Durchmarsch durch ein polnisches Dorf laufen von den Bewohnern Kleinigkeiten.

uns gehören. Aus der Saline von Kalusz sollten wir so viel Salz, als wir nur brauchten, umsonst bekommen, und Tabak sollten wir pflanzen dürfen. Keine Steuern, und das Geld der Juden und Polen sollte uns gehören. . . . Dreimal verflucht sei er, weil er uns ins Unglück gebracht hat. . . ."

Da keiner mehr etwas zu sagen hatte, wurden die Leute abgeführt. Das Urteil wurde noch am selben Tage gesprochen. Es lautete für 28 Angeklagte, deren Schuld feststand, auf Tod durch den Strang. Die übrigen sollten zur weiteren Untersuchung nach Lemberg übergeführt werden.

Das Urteil wurde aufgesetzt und am nächsten Tage einem Kurier übergeben, der in die nächste Garnisonsstadt reiste, um die Unterschrift des kommandierenden Generals einzuholen.

Ehe es zu dunkeln begann, konnte man auf dem Marktplatz 28 Galgen zum Himmel ragen. . . .*

Die Russenflut kommt . . .

Reiterei überschwemmt das Grenzgebiet. Sie kommen wie die Horden Attilas, sie sengen und morden. Sie reiten ohne Train, ohne Proviant — den sollten sie im Feinbesland rauben, damit sie, vom Hunger getrieben, möglichst weit ritten. Sie verdeckten und versteckten in ihrem Rücken das wandernde Heer. . . .

In Galizien begann man Dämme aufzurichten. Das k. u. k. Feldheer marschierte. Seine Führer wissen, daß Galiziens Grenze, diese flachen, zackigen Linien zwischen Ebene und Sumpf, niemals zu halten sind. Zwischen Dnjestr und Bug, östlich von Lemberg, wird der erste Wall stehen müssen, der die Hauptstadt deckt. Und zu Tag und Stunde, wie es ihm befohlen wird, steht General Brudermann auch wirklich dort. Mit seinen Steirern, Szeklern und Rumänen, mit seinen Siebenbürger Sachsen und Ruthenen.

* Nach der Schilderung des Augenzeugen Blumenthal in seinem Buche „Galizien, der Wall im Osten“.

Plötzlich sind die Kosaken verschwunden, Attilas gesamte Reiterei ist fort. Und nun kamen sie, die russischen Kolonnen, die waffenstarrten Massen eines halben Weltteils. Sie brachen durch zehn offene Tore am galizischen Grenzrand, die hier niemand, aus Unkunst der Natur, verschließen kann und schließen will. . . .

Sie marschieren über Sokal, Radziechow, Brody. Sie brechen über Balosce herein, über Bbaraz und Tarnopol. Ihr Meer überrollt Trembowla, Czortkow, Jaleszeczki. Und Czernowitz ist fortgespült, versunken im Russischen, das über der Bukowina zusammenschlägt. Ein Halbkreis marschiert, der Nordostgalizien, Ostgalizien und das Land bis zur bezarabischen Grenze umspannt. Mehr als 400 Kilometer Frontbreite marschieren: mit Artillerie, Infanterie und Kavallerie. Die Asiaten stehen in Galizien.

Die Brudermannleute stemmen sich der Flut entgegen, sie kämpfen wie die Löwen. Aber die Russenflut wächst mit jeder Stunde. Es ist ein Heldenkampf, wie er wohl wenige seinesgleichen in der Weltgeschichte hat

Achtmal 24 Stunden lang — bis zum 2. September — halten die Unseren die Linie bis Lemberg, bei Tag und Nacht ununterbrochen in offenem Felde dem übermächtigen Ansturm immer neuer, immer frischer Truppen der Russen trotzend. Dann müssen sie der Übermacht weichen. . . .

Lemberg wird geräumt . . .

Durch Lemberg ging in all diesen Tagen die Angst. Niemand mußte recht, was geschehen war. Siegesnachrichten wechselten mit Hiobsposten, die unsinnigsten Gerüchte schwirrten durch die Stadt.

Am Mittwoch den 2. September 1914 räumten die österreichisch-ungarischen Truppen Lemberg, um die offene Stadt vor einer Beschießung zu bewahren und hinter Lemberg zu einer neuen Offensive sich bereitzustellen.

Die Russen jubelten über die „Eroberung“ Lembergs, aber es war keine Eroberung, sondern eine freiwillige Räumung. Das beweisen zahlreiche Berichte von Lemberger Bürgern. So erzählt ein nach Ofen- Pest geflüchteter Lemberger: „Mehrere Tage vor der Räumung der Stadt kündete die Militärbehörde dem Bürgermeister an, daß Lemberg aus strategischen Gründen aufgegeben werde. Der General, der dies dem Bürgermeister mitteilte, sagte: „Beruhigen Sie die Bevölkerung, sie hat eine Woche Zeit, ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen.“ — Der Bürgermeister verkündete sofort, daß die Räumung bevorstehe. Es wurde angeordnet, daß die Banken bis Mitternacht offen bleiben und den Geldverkehr abwickeln sollten. Jeder konnte sein Geld bekommen. Der Bürgermeister traf Verfügungen, daß die wertvollen Mobilien ohne Störung weggebracht wurden. Außer den Wertgegenständen konnten die Leute auch Kunstgegenstände, teure Gemälde, wertvolle Möbelstücke, Wäsche und Instrumente mitnehmen.

Es begann nun sofort eine große Wanderung. Jedermann erledigte seine schwebenden Angelegenheiten und fing an zu packen. Tag und Nacht war alles auf den Beinen. Die Züge verkehrten fortwährend, ganze Wagencharren fuhren hin und her. Alles in größter Ordnung. Niemand klagte über die Maßregel. Die Bessergestellten reisten nach Ungarn, der ärmeren Bevölkerung wurden Aufenthaltsorte in den ungarisch-galizischen Grenzorten angewiesen. Das Zusammenhalten der Bevölkerung und die Zuverlässigkeit des Militärs waren ergreifend. Alles half.⁴

Überall eilten die Leute zum Bahnhof. Die Beamten verließen die Stadt und an allen öffentlichen Gebäuden wurden die kaiserlichen Adler entfernt. Ununterbrochen jagten die Wagen vollbepackt dahin. Und dennoch hoffte die Einwohnerschaft bis zum letzten Augenblick, ein Sieg der draußen kämpfenden Truppen werde das Unheil noch abwenden. Erst als das unmittelbar vor Lemberg kämpfende Militär an dem



Die Trümmer einer Stadt in Galizien.

Rückzuge die Straßen der Stadt durchzog und von dem Heranrücken der Russen berichtete, entschlossen sich die meisten der bemittelteren Bürger zur Abreise. „Man eilte zu Fuß nach dem entfernten Bahnhof,“ schreibt ein Augenzeuge, „da es keine Droschken mehr gab. Der Bürgermeister Neumann, einer der Schöpfer der polnischen Legionen, hatte ebenfalls die Stadt schleunigst verlassen, da die Russen auf seine Gefangennahme einen hohen Preis ausgesetzt hatten.“

Alle wollten zum Bahnhof — nur fort, um nicht, wenn auch nur vorübergehend, unter russische Herrschaft zu kommen. Die Straßen waren voll von Flüchtlingen. Auf dem Platze vor dem Bahnhofe wimmelte es von Menschen, die Wartehalle und die Perrons waren überfüllt. Ein Zug nach dem anderen wurde abgelassen, aber das Gedränge hörte nicht auf. Immer neue Menschenmassen strömten dem Bahnhofe zu. . . .

Ein Augenzeuge berichtet: „Die Leute standen zusammengedrängt und warteten. Die meisten waren aus den ostgalizischen Kleinstädten, die nach Lemberg geflüchtet waren, wo sie sich sicher gefühlt hatten. Doch

und hieß es weiter fort — Gott weiß, wohin. Im Wartesaal dritter Klasse sah ich eine Frau, die von zwei Männern festgehalten wurde. Mit der einen Hand hielt sie einen Wickelpolster an ihre Brust gedrückt und mit der anderen wollte sie sich ins Gesicht fahren, das viele Kratzwunden aufwies, wurde aber daran verhindert. Man erzählte mir die Geschichte dieser Unalücklichen: Sie war aus Thsmienica des Nachts in höchster Eile geflüchtet, denn es hieß plötzlich, daß die Kosaken ganz in der Nähe seien. Über Stock und Stein war sie mit den anderen zum Bahnhof gelaufen und hatte ihr Kind, das nur wenige Wochen alt war, im Polster eingewickelt getragen. Sie erreichte in letzter Minute den Zug, und erst im Coupé gewahrte sie, daß sie das Kind irgendwo auf dem Weg verloren hatte. Ihr Schreien und Flehen war vergebens gewesen; der Zug raste dahin und es gab kein Zurück. . . . Der ungeheure Schmerz hatte die Frau wahnsinnig gemacht. . . .

Ich ging in den Wartesaal zweiter Klasse, der mit Soldaten ganz angefüllt war. Manche schliefen in ihren Winkeln, andere lagen mit müden, bleichen Gesichtern, ohne Schlaf finden zu können. Sie hatten viele Schlachten mitgemacht und waren seit Tagen nicht zur Ruhe gekommen, und nun konnten sie vor Müdigkeit nicht einschlafen. Ich näherte mich dem Fenster, das auf den Platz vor dem Bahnhof führte. Immer noch marschirten unübersehbare Kolonnen österreichischer Soldaten aus der Stadt zur Landstraße.“ Es war der Rückmarsch der Armee, die bei Lemberg gekämpft hatte.

Und der Augenzeuge erzählt weiter: „Stunden vergingen. Zwei Züge sah ich die Halle verlassen, ohne daß es mir gelungen wäre, mitzukommen. Deutlich hörte ich das Donnern der Kanonen, und als es zu dämmern begann, konnte man in der Ferne die Feuer brennender Türfer sehen. Endlich fuhr ein unermeßlich langer Zug ein und es begann ein Drängen und Schieben. Ich werde von der Menge vorwärtsgeschö-

ben und nach mehr als 11 stündigem Warten gelang es mir, einen Platz im Eisenbahnwagen zu erobern. Ich saß im überfüllten Coupé und hörte den Gesprächen der Leute zu. Alle waren überzeugt davon, in kurzer Zeit nach Lemberg wieder zurückkehren zu können, und nur die Angst vor der russischen Gewaltherrschaft halte sie fortgetrieben. Ein Einwohner aus Brody erzählte, wie die Grenzstadt von den Kosaken heimgesucht worden war. Eines Tages kamen die Kosaken in die Stadt gestrengt und zündeten mittels Brandschwämmen, die sie mit sich führten, einige Häuser in der Bahnhofsgasse an. Sie plünderten einen Uhrmacherladen aus und erschossen den Uhrmacher, drangen dann in die Filiale der Prager Bank ein und schossen jeden nieder, der ihnen in den Weg kam. Eine ganze Gasse war in Rauch und Flammen aufgegangen.

Langsam fuhr der Zug dahin. Der Kanonendonner, der immerfort zu hören war, wurde immer lauter. Plötzlich blitzte er in der Ferne auf. Dort kämpften unsere Nachhutkolonnen mit dem anstürmenden Feind. Alles stürzte zu den Fenstern. Die Geschütze dröhnten und Rauch und Flammen stiegen zum Himmel empor. Deutlich sah man die Schrapnells durch die Luft sausen. Der Zug fuhr jetzt mit größerer Geschwindigkeit und das Schlachtbild fern am Horizont wurde immer undeutlicher. Ich entfernte mich vom Fenster und hörte den Leuten zu, die ihre Erlebnisse erzählten. Niemals wäre der Feind bis Lemberg vorgeedrungen, wenn der Verrat in unserem eigenen Lande nicht eine so große Rolle gespielt hätte, sagte ein Herr. Nur selten sind die Russen über regelrechte Straßen gegangen. Die russophilen Bauern führten sie auf solchen Wegen, die nur den Einheimischen bekannt sind, und unser Militär hat ihnen vergebens aufgelauert.

Bei uns in Galizien schlangen sich einige Bauern auf hohe Bäume und ließen kleine Fahnen flattern. Auf diese Weise gaben sie den Kosaken die Richtung an, die unsere Soldaten eingeschlagen hatten, sagte ein Jude.

Ein anderer erzählte: In einem Dorfe bei Husiatyn versteckten die Bauern die russischen Soldaten in ihren Hütten. Bald darauf kam eine Abteilung Österreicher ins Dorf und die Dorfbewohner wurden gefragt, ob nicht feindliche Soldaten in der Nähe seien. Die Bauern erklärten, daß sich kein einziger Russe in der Gegend aufhalte, und brachten für die Soldaten Essen und Trinken herbei. Die Österreicher, die einen langen Marsch hinter sich hatten, trauten den Bauern und machten es sich auf dem Dorfplatze bequem, doch kaum hatten sie sich niedergelassen, da fielen aus allen Häusern Schüsse. Ehe sie zu ihren Gewehren greifen konnten, wurden sie niedergemacht, nur wenige konnten sich retten.

Wisman wußten wir nicht, welche Rolle den Russophilen in Galizien bei einem Konflikt zwischen Österreich und Rußland zugewiesen war, meinte ein polnischer Lehrer, doch nun zeigt es sich, welche Aufgabe ihrer harrte." . . .

Am 3. September mittags ging der letzte österreichische Verwundetentransport ab. Die 2000 im Garnisonsspital untergebrachten verletzten Soldaten hatten nämlich gedroht, sich umzubringen, wenn man sie in den Händen der Russen lasse. Da die Bahn schon auf 10 Kilometer Entfernung von den abziehenden Truppen zerstört war, mußten diese Ärmsten auf Leiterwagen mit Pferde- und Ochsengepannen befördert werden.

Auf der Straße Lemberg-Sambor sah man Tausende und aber Tausende von Menschen zu Fuß und zu Wagen, mit der notwendigsten Habe bepackt, in dichten Massen sich vorwärtsschieben. Die Furcht vor den Russen war so groß, daß nur etwa 40.000 Menschen, fast ausschließlich Ruthenen, in Lemberg zurückblieben. Auf dem Rathhaus wurde die weiße Fahne gehißt. Die orthodoxen Einwohner befestigten orientalische Heiligenbilder vor ihren Wohnungen, um sich als Glaubensbrüder der Russen auszuweisen und von ihnen geschont zu werden.

Einzug der Russen in Lemberg.

Am Donnerstag den 3. September gegen 11 Uhr vormittags marschierten zwei Bataillone russischer Soldaten in Lemberg ein. Sie nahmen auf dem Ringplatz Aufstellung und überbrachten der Stadtbehörde den Auftrag, dem Kommandanten, der sich außerhalb der Stadt aufhalte, entgegenzugehen. Darauf begab sich eine Deputation zum kommandierenden General. Auf allen öffentlichen Gebäuden wehten weiße Fahnen. Die Stadt war bereit, den Feind zu empfangen. . . .

Der Lemberger Ingenieur S., dem es drei Tage nach der Besetzung Lembergs durch die Russen geglückt war, die Hauptstadt zu verlassen, erzählt über die Ereignisse in diesen drei historischen Tagen folgendes:

„Am Donnerstag abends begann von zwei Seiten, und zwar aus der Lyczakower- und Polkiewer-Vorstadt, der Einmarsch der russischen Truppen. Wer es nicht mitangesehen hat, kann sich von der Menge der in die Hauptstadt stütenden russischen Soldaten keinen Begriff machen. Ohne Unterbrechung marschierten sie Tag und Nacht, und als ich die Stadt verließ, hörte ich, daß der Einmarsch noch eine Woche dauern werde.

Stumm und traurig sahen wir dem Einzug zu. Erst jetzt konnte ich ermessen, welche Massen auf unser armes Land losgelassen worden waren. Mich tröstete aber das Bewußtsein, daß nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt die österreichisch-ungarische Armee ungebrochen stand und sich zu einem neuen Kampf mit dem russischen Kolosß vorbereitete.

Sofort begannen die russischen Behörden zu funktionieren. Der Militärgouverneur von Lemberg war General v. Rode. Es regnete Verbote und Verordnungen. Man schrieb den Einwohnern vor, welcher Sprache sie sich bedienen durften. Der Rubel erhielt einen Zwangskurs von 3 K 30 h (sonst 2 K 54 h). Nach 9 Uhr durfte sich am Abend keine Zivilperson auf der Straße aufhalten.



Ein zerstörter Bahnhof.

Bald sah man in allen Gassen russische Soldaten, einzeln oder in Gruppen. In der inneren Stadt legten sie sich noch ein wenig Zwang auf, aber in den Vorstädten nahmen sie aus den Geschäften, was ihnen gefiel.

Am schlimmsten benahmen sich die Kosaken, die es besonders auf die Juden abgesehen hatten. Wer als Jude erkannt wurde, mußte alles Geld und alle Wertgegenstände, die er bei sich trug, hergeben.

Als ich einmal einer solchen Plünderung zusah, faßte ich den Entschluß, die Stadt um jeden Preis noch jetzt zu verlassen. Ich konnte nur einen Weg wählen, die Straße nach Grodek, die unser Militär beschritten hatte.

Rasch packte ich das Notwendigste zusammen und begann, mich nach einem Wagen umzusehen. Das war nicht leicht, denn kein Kutscher wollte die Fahrt unternehmen. Endlich fand ich einen Fuhrmann, der sich für 100 K bereit erklärte, mich nach Grodek zu bringen. Ich verließ am Sonntag den 5. September Lemberg, zur selben Zeit, als die russischen Truppen den österreichischen langsam zu folgen begannen.

Wir stießen auf einige russische Patrouillen, aber mein Fuhrmann war ein schlauer Bursche und mit einigem Kleingeld, Tabak und einer gefüllten Flasche, die er in der Rocktasche trug, räumte er alle Unannehmlichkeiten beiseite, und bald lag die russische Vorpostenkette hinter uns.

Die Dörfer, die ich passierte, waren menschenleer, denn die gesamte Bevölkerung war geflüchtet. Hier und dort bellte ein halb verhungertes Hund vor einem verlassenem Gehöft, sonst war weder Mensch noch Tier zu sehen. In einem Dorfe hatten die Österreicher ein Standgericht über sechs häuerliche Spione, die beim Verrat ertappt worden waren, gehalten. Die Verräter wurden auf Obstbäumen aufgekünpft. Gräßlich war der Anblick der Gehängten, deren weiße Kittel im Winde hin und her flatterten.

Nach einigen Stunden erreichte ich eine österreichische Infanterieabteilung, der ich mich anschloß, und so gelangte ich bis Mosciška, wo ich die Eisenbahn bestieg.“ . . .

Der Verrat in Galizien 1914.

In den erwartungsvollen Tagen, da die Schlacht um Lemberg tobte, war in den amtlichen Kriegsberichten zu lesen gewesen, daß sich eine ausgebreitete und gut organisierte Spionage der einheimischen Bevölkerung sehr zu unseren Ungunsten bemerkbar mache. Das gleiche sagten viele nichtamtliche Nachrichten. Darnach wimmelte es in Ostgalizien von Spionen und



Ruthenische Verräterinnen werden zum Feldgericht geführt.

Berrätern. Jede Bewegung und jede Stellung unserer Truppen war sofort an den Feind verraten. Durch Licht- und Spiegelsignale, durch angezündete Heuschaber und Viehtriebe, durch geheime Telephonleitungen wurden die ins Land dringenden Russen über die Maßnahmen unserer Heeresleitung unterrichtet. Diese fortwährenden Berrätereien brachten selbstverständlich über unsere Truppen das Gefühl der unbehaglichsten Unsicherheit und machten höchst zeitraubende Sicherungsmaßnahmen notwendig. Nicht bloß die russische Übermacht, sondern auch dieser Verrat der Einheimischen machte den Vormarsch der Russen über Lemberg hinaus möglich. Am Berrate waren hauptsächlich Bauern beteiligt, aber auch Kaufleute, Advokaten Geistliche und Lehrer.

Die Berräter waren größtenteils Ruthenen, und so besteht die Gefahr, daß die ganze ruthenische Nation für die Untaten eines Bruchtheiles verantwortlich gemacht wird und daß die Sympathien, die dieses vielgeprüfte Volk bisher genossen, sich ins Gegenteil verwandeln. Das wäre eine große Ungerechtigkeit.

Es muß daher der Wahrheit gemäß betont werden, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil der Ruthenen Galiziens den russischen Verführungen erlegen ist, während der Großteil derselben seine patriotischen Pflichten erfüllte. Dafür ist der beste Beweis das heldenmütige Verhalten ruthenischer Soldaten. So hat der Armee-Oberkommandant Erzherzog Friedrich, um nur ein Beispiel anzuführen, dem Dragoner-Regiment Nr. 9, das zu 80 Prozent aus ostgalizischen Ruthenen besteht, für das unerschrockene, zähe Ausharren gegenüber überlegenem Feinde seine Bewunderung und seine vollste Anerkennung zum Ausdruck bringen lassen.

Daß es den Russen gelungen ist, einen Teil der galizischen Ruthenen zum Vaterlandsverrat zu verführen, darf uns wahrlich nicht wundern, wenn wir uns die bereits früher geschilderte, jahrzehntelange Geh- und Mühlsarbeit der Russen in Galizien und die

dauernde Sorglosigkeit der galizischen Behörden vor Augen hatten. Wenn die Macht des Geldes eine so verführerische ist, daß sich der Versuchter sogar aus dem Generalstabskorps heraus den Obersten Medl hat holen können, dann wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn dieser nämlichen Versuchung auch ruthenische Mauerer erlegen sind, denen man außer mit Geld auch mit religiöser und nationalpolitischer Agitation so lange zugelegt hatte.

Die russische Propaganda hat unter den Ruthenen Galiziens zur Spaltung geführt und zwei Parteien geschaffen, welche sich leidenschaftlich bekämpften. Die kaisertreue ukrainische Partei ist die weitaus größere, während es die Russophilen (Russenfreunde) nur auf einige wenige Mandate für Landtag und Reichsrat gebracht haben. Es ist noch in Erinnerung, wie hart manchmal diese Parteien im Parlamente zusammengestoßen sind und wie es bei solchen Zusammenstößen die leidenschaftlichsten Zwischenrufe, als „Reichsverräter“, „russische Soldknechte“, regnete. Ebenso ist es noch in Erinnerung, daß einer dieser Russophilen im Parlamente die russische Sprache gebrauchte und diese Sprache als in Oesterreich landesüblich betrachtet wissen wollte, was jedesmal den heftigsten Widerspruch der kaisertreuen Ruthenen hervorrief, welche ihre Sprache mit Stolz der russischen entgegensetzten und von einer Russifizierung ihres Idioms um keinen Preis etwas wissen wollten.

Mit welcher Leidenschaft sich in Ostgalizien die zwei ruthenischen Parteien gegenüberstehen, mag man aus folgendem Vorfalle ersehen, der vor ein paar Jahren von den Blättern gemeldet worden ist: In einem ruthenischen griechisch-katholischen Priesterseminar gab es einige russophile Theologen, während die ungeheure Mehrzahl der Seminaristen kaisertreu und ukrainisch gesinnt war. Diese große Mehrheit verlangte nun die Entlassung der Russophilen, und als ihrem Verlangen nicht schnell genug entsprochen wurde, kam es zu Stra



Eine Spionin.

wallen, Streif und Massenaus-
 tritten, bis die Russophilen we-
 nigstens einigermaßen gemäßig-
 gelt wurden. Dieser Vorfall be-
 leuchtet die Situation in Ostga-
 lizien und liefert auch den Be-
 weis, daß man für die Verräte-
 reien einzelner ruthenischer Geist-
 lichen nicht die Gesamtheit des
 dortigen griechisch-unierten Klerus
 verantwortlich machen darf. Die
 ungeheure Mehrzahl dieses Klerus
 hat sich schon zu Friedenszeiten
 gegen diese Elemente mit so ener-
 gischen Mitteln gewehrt, daß diese
 Abwehr damals beinahe als revo-
 lutionäre Ruhestörung von den
 gleichen Blättern gebucht worden
 ist, die heute sich nicht genug dar-
 über entrüsten können, daß in Ost-
 galizien auch Geistliche den Russen
 Verräterdienste geleistet haben. Vor solchen Eindringlingen
 ist eben kein Stand sicher. Es hat einen Obersten Redl
 gegeben wie ein Brüderpaar Sandric, und ein ruth-
 enischer Abgeordneter und Advokat ist nach der Ein-
 nahme Lembergs nach Petersburg geeilt, um beim
 Zaren huldigende Audienz zu nehmen, und trotzdem
 wurden diese höchst ehrenwerten Stände durch solche
 Entgleisungen einzelner in ihrer Ehre als patriotischer
 und reichstreuer Stand nicht berührt.

Als bei Ausbruch des Balkankrieges im Herbst
 1912 unsere Monarchie die Probemobilisierung Ruß-
 lands mit einer Erhöhung der Truppenbestände in
 den Grenzländern beantwortete, war folgender Vor-
 fall zu verzeichnen, der von einer geradezu rührenden
 Reichstreue ostgalizischer Ruthenen zeugte. Nach Triest
 kamen zu Schiff aus Amerika mehrere hundert Ru-
 thenen. Als man sie fragte, was sie denn in so großer
 Zahl aus dem fernen Amerika hiehergeführt, gaben

die wackeren Ruthenen zur Antwort, sie hätten gehört, daß unser guter Kaiser in Bedrängnis sei, und da hätten sie gemeint, der Kaiser könne sie brauchen, und sie seien gekommen, Kaiser und Reich zu schützen. Als man ihnen sagte, ein Krieg sei aller Voraussicht nach nicht zu befürchten und ihre Reise in die Heimat sei darum überflüssig, so glaubten sie es nicht, sondern fuhren in ihr Heimatland, um auf alle Fälle bereit zu sein.

Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß bei den Ruthenen Ostgaliziens die größten Gegensätze hart nebeneinander stehen: die opferfreudigste und überzeugteste Anhänglichkeit an Kaiser und Reich und der raffinierteste und organisierte Reichsverrat.

Für den Verrat, welchen in Galizien ein Bruchteil der Ruthenen geübt — und zwar Ruthenen aus allen Ständen —, die ganze ruthenische Nation verantwortlich zu machen, wäre eine große Ungerechtigkeit. Es wäre aber auch die denkbar größte politische Ungeheuerlichkeit, da die Ukrainer Rußlands uns überaus freundlich gesinnt sind.*

Zudem hat es an öffentlichen Warnungen von ruthenischer Seite vor dem Kriege nicht gefehlt. Im Oktober 1914 beschäftigte sich das ukrainische Korrespon-

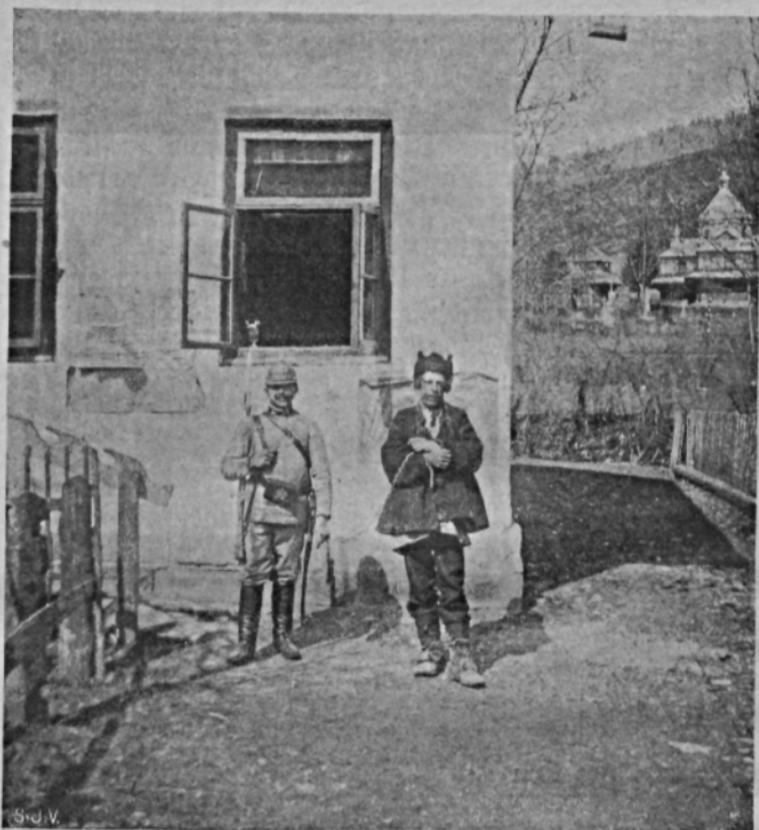


Ein gehentter Verräter auf dem Hauptplatze in Grodet.

* Nach dem interessanten Werke von Dr. W. Haidegger „Der europäische Krieg“, 1. Bb.

denzblatt mit den Verrätereien in Ostgalizien und wies nach, daß diese traurigen Vorfälle unterblieben wären, wenn man die Hilferufe der ruthenischen Vertreter rechtzeitig gehört und die Forderungen der Ukrainer auf die Ausrottung der russischen Propaganda mit entsprechender Energie und Beharrlichkeit erfüllt hätte. Leider haben man den ukrainischen Führern nicht immer Gehör geschenkt. Die Belege für den Kampf der ukrainischen Partei gegen die russische Wühlarbeit in Galizien und der Bukowina liegen in den stenographischen Protokollen des österreichischen Parlamentes und der Delegationen in Hülle und Fülle vor.

Im November 1912, als Rußland plötzlich die Welt mit einer „Probemobilisierung“ überraschte, hat der Vertreter der Ukrainer in den Delegationen, Professor Dr. Smal-Stockhj, eine Rede gehalten, in der er sagte: „Wir wurden mit Recht durch die Nachrichten über die Probemobilisierung in Rußland beunruhigt. Wie viel mehr sollten wir beunruhigt sein, wenn wir erfahren, daß Rußland seine Armee nicht etwa in Rußland, sondern innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie, in Galizien, in der Bukowina und in Nordungarn, bereits so mobilisiert hat, daß sie eine wirkliche Gefahr für unsere Monarchie bildet! Und das ist Tatsache! Ein ganzes Heer von Agenten und Spionen durchzieht diese Länder. In Galizien, aber auch in Nordungarn ist alles aufgewühlt. Die Leute gebärden sich hier wie bei sich zu Hause, als ob diese Länder schon längst russische Gouvernements wären. Diese neue, sehr intensive, ja geradezu vehemente Agitation und Propaganda datiert seit der Zeit, als der Dumadeputierte Graf Bobrinski Galizien und die Bukowina bereist hat.“ Und Dr. Smal-Stockhj führte dann eine ganze Reihe von Tatsachen an, die wir bereits in dem frü-



Ein Vaterlandsverräter.

heren Kapitel: „Die russische Wühlarbeit in Galizien“, kennen gelernt haben. Es war ein derart erdrückendes Beweismaterial, vorgebracht in einer öffentlichen Abgeordnetenversammlung, daß man sich nicht genug wundern kann darüber, wie ein so ernster Silbererf ungehört verhalten konnte. Und dann schloß der Redner damals mit den Worten: „Nun frage ich: dürfen wir uns diese organisierte russische Propaganda und Agitation, diese russische Einmischung in unsere österreichischen Angelegenheiten, diesen Eingriff in unseren Staatsorganismus, diese öffentliche Berunglimpfung

unserer Monarchie gefallen lassen? Ist das mit dem Ansehen und der Würde unserer Monarchie vereinbar, daß wir so auf eine Stufe mit der Türkei gestellt werden? Dürfen wir das Treiben dieser Freischärler dulden, bis sie auf einen Wink vielleicht Kommunikationen, Telegraphen- und Telephonleitungen zerstören und dergleichen andere schöne Dienste leisten?"

So sprach der ruthenische Abgeordnete in den Delegationen im November 1912. Diese Warnungen haben leider in den leitenden Kreisen keine Beachtung gefunden. Unsere Soldaten haben es mit ihrem Blute büßen müssen. . . .

Die Ruffenherrschaft in Galizien.

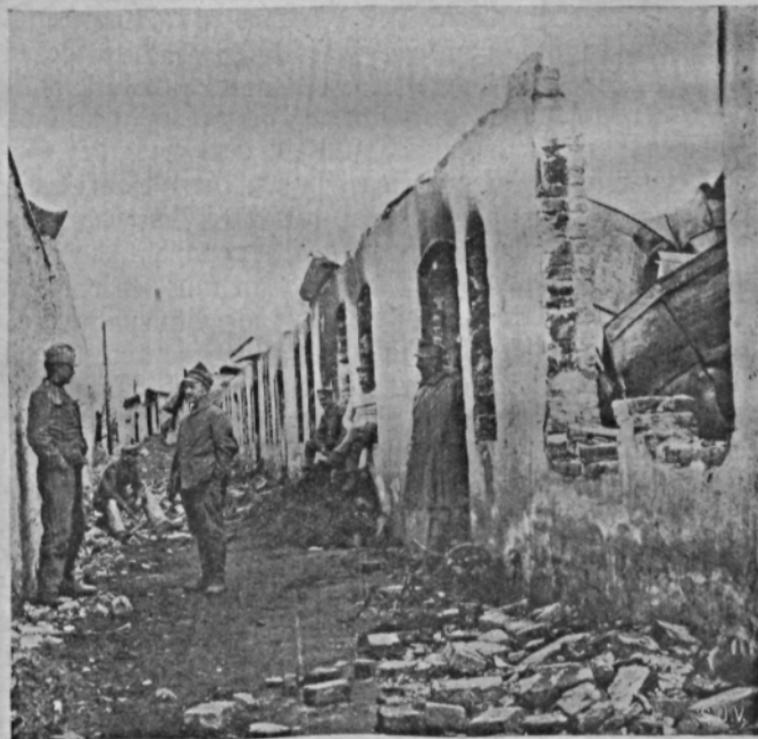
Die russischen „Befreier“ haben namenloses Elend über Galizien, Nordungarn und die Bukowina gebracht. Noch fehlt zwar eine zuverlässige amtliche Gesamtdarstellung, aber schon auf Grund der bisher veröffentlichten amtlichen und privaten Mitteilungen kann man sich eine Vorstellung von der Verwüstung der von den Russen besetzten Landstriche machen. Das Leben war größtenteils, aber nicht immer, das einzige, was die Russen ihren „slawischen Brüdern“ übriggelassen haben. Die Bevölkerung ist überall in bestialischer Weise gemartert und bis aufs Blut ausgefogen worden. Die mutwillig eingäscherten Städte, Dörfer und Höfe bieten Bilder trostlosester Verwüstung. Wo die Russen ihre „Kultur“ hinbringen, sind Ruinen die Wegzeichen. . . .

Das Wahrzeichen Galiziens ist heute der einzeln stehende, hochaufragende Kamin mit den ihn umgebenden niederen Aschenhaufen. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß ganz Galizien ein Trümmerhaufen sei. Durchaus nicht. Ganz launenhaft hat die Furie des Krieges Halt gemacht. Aber Galizien ist doch jenes Land, das am härtesten von der Geißel des Krieges getroffen wurde. Es wäre ein leichtes, haarsträubende Schreckensschilde-

rungen von der Art, wie die Russen hier hausten, zu sammeln. Wir wollen im folgenden nur einige Streiflichter geben, um unseren Lesern einen Begriff zu geben von den Leiden Galiziens und ihnen das Glück schätzen zu lernen, das ihnen der Himmel beschied, da er ihr Heim vor der Kriegsgeißel bewahrte.

Das Komitee der Landwirtschaftlichen Vereine hat den Wert der ersten Hilfe für ganz Galizien auf eine Milliarde schätzen zu können geglaubt. Aber es ist kein Zweifel, daß dieser Betrag verdoppelt und verdreifacht werden muß, um das verheerte Land in seinen früheren Zustand zu versetzen.

Am meisten dürfte Mittelgalizien gelitten haben. In Ostgalizien sind die Bauerngrundstücke und



Eine Straße in Homonna.

die Bauerndörfer während des größeren Theiles des Krieges von den Russen geschont und im allerwestlichsten Teile Galiziens sind sie vom Kriege überhaupt weniger berührt worden. Durch Schützengräben und Granatenlöcher war, wie man berechnete, ungefähr ein Prozent des Ackerlandes zur Zeit wirtschaftlich unbrauchbar geworden. Einzelne Grundstücke waren jedoch besonders schwer davon betroffen worden. Besonders schlimm steht es mit dem Viehstand — denn zwei Armeen haben in Galizien genommen, was sie brauchten. Schweine fehlen fast ganz, ebenso ist das Geflügel nahezu verschwunden, besonders wo russische Truppen durchgezogen sind. Mehrfach fehlt es an Wagen und Ackergeräthschaften, da die ersteren von den Truppen beansprucht und die Holzleile von Pflügen und anderen Geräten während des Winters als Feuerungsmaterial benützt worden sind. Man konnte wegen Mangels an Qualitäten das Holz nicht aus den Wäldern herauschaffen und mußte daher zu Zäunen, Holzgeräten und schließlich auch zu dem Holz der Gebäude greifen. In der Regel haben die größeren Güter mehr gelitten als die Bauerngrundstücke, was offenbar darin seinen Grund hat, daß die Russen es besonders auf die Großgrundbesitzer abgesehen hatten, aber auch darin, daß die Bauern zurückblieben und selbst ihr Hab und Gut zu verteidigen suchten. An manchen Orten herrschte nach Abzug der Russen direkt Hungersnot; so starben in Grybow die Menschen Hungers.

Das Schlimmste aber war die schreckliche Sonnenwirtschaft der Moskowiter. Hören wir den amtlichen Bericht aus dem k. u. k. Kriegspressequartier: „Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Bräuchen höhnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften auf der Strecke, besonders die Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild

der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerbrochen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, Matten zerseht, kostbare Gemälde zerschnitten. Der Boden ist besät mit Bergen von Fein, Papier, Scherben, kurz: ein Bild rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten gingen in allen von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen System vor, das mit einer ehrlichen, geordneten soldatischen Kampfweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen. Es wurde ihnen alles, was irgendeinen Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelröhre eines Kosaken befördert wurden. Beim Rauben von Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. *Geraubt* wurde nach einem sehr einfachen und praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von 8 bis 10 Mann in Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider und Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholische Geistlichkeit wurde unhöflich, oft brutal behandelt und zur Öffnung der Kirchen gewaltsam genötigt. In einem Spital in Njeszow wurden 20 kranke österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das primitivste Gefühl der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde. In vereinzelt Fällen waren Lebensmittel bezahlt worden. Allerdings kam der Verkäufer meistens nicht auf seine Rechnung, da er eine Quittung über den richtigen Empfang der Geldsumme ausstellen mußte, ohne den bestätigten Betrag zu Gesicht zu bekommen. Wurde tatsächlich bezahlt, so war dank dem hinaufgeschraubten Rubelkurse, der mit 3 K 30 h (wirklicher Wert 2 K 54 h) bestimmt wurde, der Preis



In den Ruinen eines Meierhofes.

auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Verkäufe wurden von den russischen Truppen durchgeführt. Namentlich geraubte Kühe wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kaufe angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Sache überlegt hätte, und zog mit der Kuh und dem Gelde davon. So wurden mit einer Kuh mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließliche Besitzer blieb aber immer derselbe russische Soldat.“

Ein Kriegsberichterstatter schilderte diese neuzeitliche Hunnenherrschaft der Russen in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgendermaßen: „Traurig sieht es aus in all den galizischen Städten, aus denen die Russen davonliefen. Man hat sich an mancherlei Bilder der Zerstörung gewöhnt, in Russisch-Polen war die Verwüstung eine einzige Beklemmung, in Serbien wirkte die tragische Landverlassenheit, in die nur irrsinnig gewordene Hunde bellten und zum Skelett abgemagerte Katzen schrien. Hier aber wächst das Bild der Zerstörung ins Unerhörte und Unvorstellbare. In andere Städte, andere Häuser schlugen nur die Granaten. Der Feind mochte hinter den Mauern sein, der Feind mußte vertrieben sein: man beschoß die Städte, beschoß die Häuser, die zusammenbrachen. In den galizischen Städten, zwischen der Dunajeclinie, den Karpathen und dem San,

war kein Feind für die Russen, die ja das ganze Land besetzt gehalten hatten. In Turka, in Sanok und in Pilzno war niemand zu beschießen. Der russische Vormarsch ging zunächst kampflos über die Städte hinaus, weil der Kampf weiter im Westen entbrannte, dann flutete der Rückzug abermals über alle hinaus, weil das Ringen wieder weiter nördlich, weiter östlich am Sanabschnitt anhub. Die Zerstörung aller Brücken leuchtete auch uns ein. Aber die Russen blieben nicht bei der Brückenvernichtung. Sie übten regelrechtes Mordbrennerhandwerk. Sie spielten noch einmal Dreißigjährigen Krieg. Man fährt jetzt durch Ruinenstädte. Um den Hauptplatz der Stadt Jaslo standen dachlose Arkaden mit brandgeschwärzten Mauern. Einmal waren ganze Stadtteile, dann die Städte überhaupt niedergelegt. Nahl war alles: Trümmerstätten, die aus verschollenen Jahrhunderten stehen geblieben schienen. Die Möbel der Wohnungen waren zum Teil schon im Winter verheizt worden — in Lisko waren die Russen besonders klug



S. J. V.

Angezündeter Meierhof. — Zerstörung landwirtschaftlicher Maschinen.

gewesen: um sich zu erwärmen, heizten sie mit Fensterrahmen —, die besseren Wohnungseinrichtungen nahmen die Kommandanten einfach mit. Und als sie abzogen, ging es an die völlige Zerstörung der Häuser, darin verhängligte, in sechs Monaten der Besetzung oft genug mit der Nagaika geschlagene Juden ein Dasein der Angst und des Entsetzens führten. Man übergoß den Rest der Betten, den man ihnen noch gelassen hatte, mit Petroleum. Die Brandfackeln waren ungeheuerlich, so oft die Russen abermals einen Ort räumen mußten. Für solche Größe des Entmenschtums gibt es keine Vergeltung. Knüpfte man alle russischen Kommandanten auf, die die Schandarbeit zuließen, so wäre es noch immer keine Sühne."

Nach dem Rückzug der Russen aus Galizien und Ungarn wurden Einzelheiten bekannt, die bezeichnende Streiflichter auf die Sittenlosigkeit der russischen Soldaten und auf die „ehrenhafte“ Gesinnung vieler ihrer Offiziere werfen. In fast allen von den Russen besetzten Gemeinden waren Diebstahl und Plünderung, Sittenlosigkeit und Raubmord auf der Tagesordnung gewesen, da auch die wenigen charaktervollen höheren Offiziere nicht imstande waren, den zügellosen Ausschweifungen einer tierisch brutalen Soldateska wirksam entgegenzutreten.

Vemberger Blätter veröffentlichten im Juli 1915 einen Brief, den ein russischer Offizier an den Chef des Generalstabes des russischen Höchstkommandierenden, G. d. S. M. Alexiejew, geschrieben hat. Dieses Dokument, das in kraffer Weise die Verhältnisse in der russischen Armee beleuchtet, wurde unter der Kriegsbeute gefunden. Dieses russische Zeugnis für die russische Offizierschande lautet folgendermaßen:

Chrow, den 18./11. Jänner 1915.

Eure Erzellenz! Hochgeehrter Michael Wassilewitsch!

Die Pflicht eines Offiziers und gebildeten Mannes, dem der Ruhm und die Würde der russischen Armee teuer ist, veranlaßt mich, diesen Brief zu schrei-

ben und Eure Exzellenz über eine überaus traurige Erscheinung in unserer Armee in Kenntnis zu setzen. Ich hatte öfter Gelegenheit, das unkorrekte Verhalten mancher Offiziere fremdem Eigentum gegenüber festzustellen. Ich bin auch dagegen nach Kräften aufgetreten. Gegenwärtig habe ich ganz zuverlässige Nachrichten erhalten, daß unsere Offiziere das geraubte fremde Eigentum für ihre Familien nach Rußland abschleppen. Es werden Wagen nebst Gespann, Tafelgeräte, Kostbarkeiten, ja sogar Möbelstücke weggeschickt. Welch eine Schande! Welch eine gemeine Gesinnung! Sämtliche Sendungen gehen über Lemberg und werden aller Wahrscheinlichkeit nach „als Staatseigentum“ weiterbefördert. Man könnte diesen Übelstand leicht beheben, wenn man über die nach Rußland bestimmten Beförderungen eine Kontrolle halten würde. Vermutlich könnte man in diesem Falle feststellen, was und wo geschickt wurde, namentlich solche Gegenstände, wie zum Beispiel Wagen. Eure Exzellenz im Dienstwege davon zu verständigen, halte ich nicht für zulässig.

Deshalb wende ich mich an Eure Exzellenz mit diesem Privatbrief, in vollster Überzeugung, Eure Exzellenz würden meine Entrüstung über diese unehrliche Handlungsweise unserer Offiziere teilen. Wirft doch dieselbe auf unsere ganze Armee ein schlechtes Licht! Ich betone, daß ich mich nicht irre, da meine Informationen aus verschiedenen, zweifellos zuverlässigen Quellen stammen. Bitte meine Zudringlichkeit nicht übel zu deuten und die Versicherung entgegenzunehmen, daß mich zu diesem Schritt die Liebe zu unserer Armee und der ihr durch derartige Fälle zugefügte Schimpf gezwungen haben.

Mit aufrichtiger Hochachtung empfehle ich mich der Gnade Eurer Exzellenz

A. C h w o s t o w.

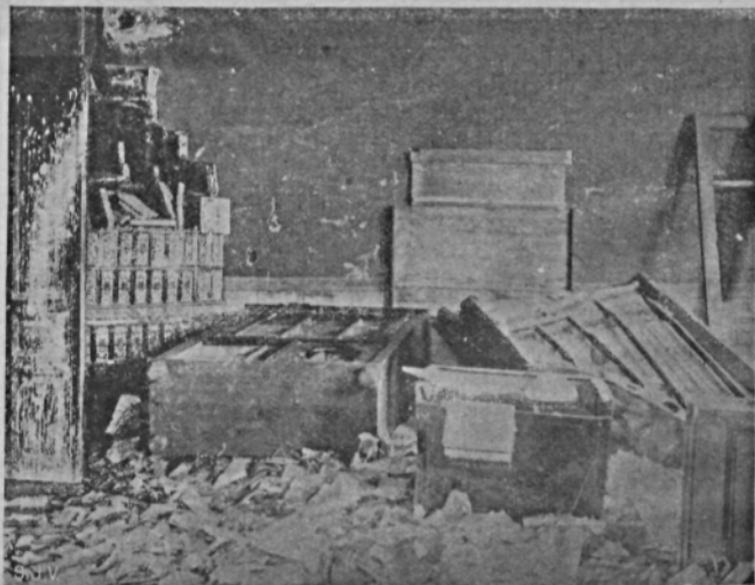
Bereits im Feber 1915 hat das Organ des polnischen obersten Nationalkomitees eine statistische Skizze über die durch den Krieg in Ga-

lizien verursachten Verheerungen und Verwüstungen veröffentlicht. Darnach haben die südöstlichen Bezirke, die gleich beim ersten Einfall von den Russen besetzt wurden, abgesehen von den Zwangsrequisitionen und Raubzügen, von Zerstörungen ärarischer Gebäude, der Vernichtung von Bahnanlagen, Brücken und Wegen, was immerhin eine riesige Schadenssumme ergeben wird, verhältnismäßig den geringsten Schaden zu verzeichnen.

Große Zerstörungen sind dagegen im nördlichen und mittleren Galizien festzustellen, wo Riesensflächen verwüstet, der Ackerboden durchwühlt, Ortschaften niedergebrannt und Verkehrsmittel zerstört sind, wo heute (Feber 1915) kein Vieh vorhanden, die Bevölkerung fast ganz weggezogen ist, Hunger und Not herrschen. Solche verheerte Bezirke gibt es 27, und zwar: Sokal, Rawaruska, Samoeow, Zolkiew, Strumilowa-Ramionka, Brody, Zbaraz, Larnopol, Skalat, Błoczow, Zborow, Lemberg, Grodek, Mosciska, Rzeszany, Podhajce, Buczacz, Rudki, Stanislaw, Tlumacz, Przemyslan, Bobrinka, Sambor, Stary-Sambor, Nadworna, Bohorodezany, Turla.

In Mittel- und Westgalizien erlagen einer gleichgroßen Verwüstung folgende 17 Bezirke: Rzeszow, Brzezow, Gorlice, Lisko, Stryzow, Grybow, Kopczyce, Pilzno, Larnow, Kolbuszowa, Mielec, Dabrowa, Neu-Sandec, Brzesko, Limanowa, Myslenice, Krakau-Land. Das macht zusammen 45.053 Quadratkilometer.

„Schließlich gibt es im Lande,“ so heißt es in der Skizze des polnischen obersten Nationalkomitees weiter, „riesige Flächen, die so aussehen, als ob Erdbeben, Feuersbrünste und Orkane dort gewütet hätten. Es sind das Wüsten, wo man keine menschliche Ansiedlung mehr, kein Gebäude, keine Wege findet. Nur verwilderte Hunde irren umher, und zahllose Krähen scharren die nur oberflächlich bestatteten Leichen auf. Das ist in Ostgalizien das Aussehen der Bezirke Cieszanow, Dobromil und in Mittelgalizien der



Wie die Russen hausten. — Eine Advokaturkanzlei.

fruchtbarsten und bestgepflegten Bezirke Przemyśl, Jaroslaw, Lancut, Przeworsk, Risko, Tarnobrzeg, Sanok, Krosno, Jaslo, Bochnia und Wieliczka. Dieser Leichenhof dehnt sich auf einer Fläche von 10.709 Quadratkilometern aus — etwa so groß wie ganz Oberösterreich. Die Gesamtsumme der verwüsteten Gebiete in Galizien kommt nahezu dem sechsten Teile des Gebietes von ganz Osterreich gleich.“

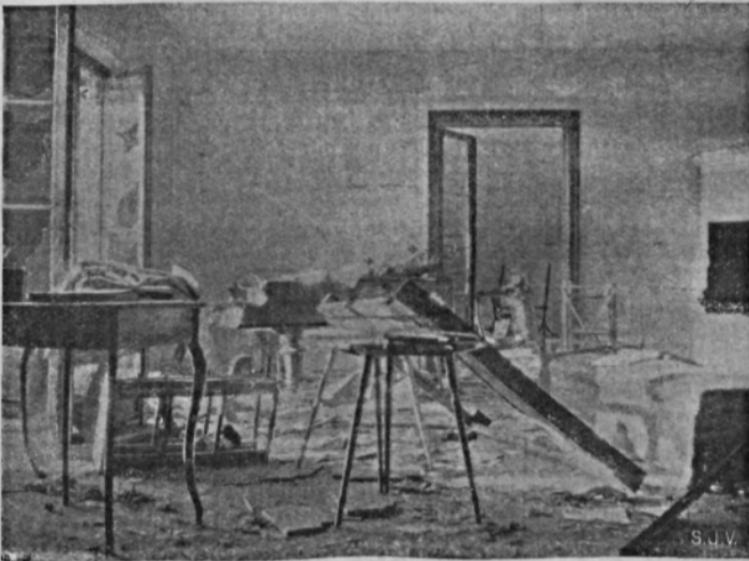
Nach dem Aufruf des polnischen Hilfsausschusses in der Schweiz haben „ungefähr 100 Städte und Städtchen und 6000 Dörfer einen Schaden von 2 Milliarden Franken erlitten. 250 Dörfer sind vollkommen vernichtet. 800.000 Pferde und 1.500.000 Stück Vieh, sowie sämtliche Vorräte an Getreide und Lebensmitteln sind von den Russen fortgeschleppt worden. Die landwirtschaftliche Produktion, die einen

Jahreswert von einer Milliarde Franken besaß, sowie die industrielle Produktion mit einem Jahreswert von einer halben Milliarde sind infolge der kriegerischen Ereignisse auf lange Zeit hinaus behindert. 100.000 Arbeiter sind ohne Beschäftigung. Viele Städte liegen in Trümmern, andere, wie Brody, Tarnow, Risko usw., erlitten großen Schaden. 700 Kirchen wurden teils ganz vernichtet, teils schwer beschädigt. Eine Million polnischer Einwohner verließ Galizien und suchte in anderen Kronländern Zuflucht.“

Das Auftreten der Russen in Galizien ist verschieden gewesen. Die Absicht der Obersten Leitung scheint die gewesen zu sein, sich mit den Bauern gut zu stellen. Der Grund ist klar: für Galizien hatten sich die Russen eben die Rolle der „Befreier“ zurechtgelegt. Schon seit Jahren hatten allslawische Agitatoren die ruthenischen Gegenden des Landes bereist und dort unter der unwissenden Bevölkerung das Märchen vom Baren als Messias aller Rechtgläubigen verbreitet. Viele haben denn auch zu ihrem Unglück den schmeichlerischen Stimmen Gehör geschenkt und dem Russen, als er ins Land kam, die wertvollsten Dienste geleistet. Natürlich wollte das offizielle Rußland das Land, das es „befreien“ zu wollen erklärte, nicht verwüsten wie das Feindesland Ostpreußen. Und daher wurden den Horden, die in das von den österreichisch-ungarischen Truppen freiwillig geräumte Land eindrangen, durch strengen Befehl der russischen Armee-Kommandanten gewisse Zügel angelegt — so heißt es wenigstens. Doch in Wirklichkeit kümmerte sich die russische Soldateska blutwenig um diesen Befehl. Am grausamsten wurden die Juden und die Deutschen behandelt, am besten kamen noch die ruthenischen Bauern weg. So erhielten die Bauern hinter der Dunajecfront Pferde und Arbeitshilfe zur Ernte und zur Saatbestellung. In einzelnen Gegenden, vor allem

dort, wo die Russen das Land bereits als unantastbaren, nicht wieder entreißbaren Besitz betrachteten, ist die Bevölkerung besser behandelt worden. So in Tarnow, wo man in den Häusern nur die Möbel nahm, den Bauer der Umgegend schonte und ihm zum Teil sein Vieh ließ. Nur für die Juden war es auch hier eine Schreckenszeit.

Wenn wir uns diese Greuel der Verwüstung vergegenwärtigen, dann verstehen wir die Worte, die ein Landwehrmann seiner Frau und seinen Kindern in die Heimat schrieb: „Tröstet Euch, und wenn's Euch auch nicht zum besten gehen sollte! Und müßte es geschehen, daß ich hier ein Soldatengrab fände, so könnt Ihr es tragen (kein Mensch ist unerseßlich), wenn nur der Feind nicht ins Land kommt! Sehe ich hier die zerstetzten Dörfer und marschiere ich durch die zermühlten Fluren, bedenke ich, wie da Weiber und Kinder in Kellern hausen und um ihre verkohlten Häuser hungrend lungern, dann sage ich: Sei's! Treiß' mich ein



Wie die Russen hausten. — Das Klavierzimmer des Grafen Krasicki in Bachorzec.

Kriegerlos! Nur das verhüte, Herr und Gott, daß ein gleiches Unglückslos den Heimatboden heimfuche. Solch ein Wühlen, Brennen und Aengstigen greift tiefer in alles Glück ein und heilt langsamer als eine — Todesanzeige.“

Die „Loß-von-Rom“-Heze der Russen in Galizien und der ruthenische Klerus.

Der russische Eroberer hat auch die Religion in den Dienst seiner Politik in Galizien gestellt. Er hielt es für gewiß, die Völker des eroberten Landes auch politisch zu sich herüberziehen zu können, wenn er sie religiös zur Orthodorie* (zum russischen Schisma) gewonnen haben würde. Dieses Bestreben ist nicht neu. Schon lange vor dem Kriege wurde mit den gleichen Mitteln zum gleichen Zwecke in Galizien gearbeitet. (Siehe Seite 42). Und kaum hatten die Russen Galizien in ihren Händen, als sie auch sofort mit der gewaltsamen Bekehrung zum russischen Glauben einsetzten. Der russisch-schismatische Erzbischof Eulogius von Wolhynien kam nach Lemberg und versuchte, ohne

* Orthodorie heißt „Rechtgläubigkeit“. Die griechisch-orthodoxe (russische) Kirche nennt sich „orthodox“, weil sie behauptet, sie allein habe die aus den ältesten christlichen Zeiten überlieferte Glaubenslehre festgehalten und bis heute recht bewahrt, sie allein sei also rechtgläubig (orthodox) geblieben. Die griechisch-orthodoxe Kirche, die sich 1054 von der römischen trennte, unterscheidet sich von der römisch-katholischen eigentlich nur in zwei wesentlichen Punkten: in der Lehre vom Heiligen Geiste und durch Nichtanerkennung des Papstes. Alle übrigen Unterscheidungspunkte beziehen sich nur auf den Ritus und die Disziplin. Die griechisch-orthodoxe Kirche hat also das von Christus eingesezte Priestertum, sie hat daher auch die Eucharistie als Seelenspeise für die Gläubigen und die hl. Messe. Allerdings ist durch das Schisma die Verehrung der hl. Eucharistie verdunkelt worden. Sie hat auch dieselben Sacramente wie die Katholiken, nur die Zeremonien, wie sie gespendet werden, weichen von denen der katholischen Kirche ab. Die Griechisch-Orthodoxen, die Russen, sind aber Schismatiker, das heißt von der wahren Kirche Getrennte. Das kirchliche Oberhaupt der Russen ist nicht der Papst, sondern der Zar. Das russische Staatskirchentum steht der katholischen Kirche überaus feindselig gegenüber und verfolgt die Katholiken mit großem Haß.

in den Mitteln wählerisch zu sein, die unierten (griechisch-katholischen) ruthenischen Kirchengemeinden Galiziens* durch die Befehrung zur russischen Orthodorie zu russifizieren.

Die größten Hindernisse stellte dieser russisch-schismatischen Propaganda die patriotische griechisch-katholische Geistlichkeit entgegen, die am österreichischen Kaiserhause stets in Treue hing. Wie Seite 73 ausgeführt wurde, gab es im ruthenischen Klerus Galiziens



Se. Erzellenz Dr. Andry Graf Szeptycky.

zwei Parteien, eine patriotisch österreichische und eine russenfreundliche. Die russenfreundlichen ruthenischen Geistlichen arbeiteten schon vor dem Kriege insgeheim für den Anschluß an Rußland und die Orthodorie, sie leisteten den Russen bei ihrem Einbruch in Galizien auch Verräterdienste. Aber diese russenfreundliche, auch mit dem russischen Schisma liebäugelnde Partei unter dem ruthenischen Klerus ist klein, die große Mehrheit des ruthenischen Klerus ist kaisertreu und österreichisch. Gegen diese richtete sich daher auch der

* Von den galizischen Ruthenen sind 64 Prozent griechisch-katholisch, 10 Prozent römisch-katholisch. Die Zahl der Orthodoxen bildet nicht einmal 1 Prozent der Gesamtbevölkerung Galiziens.

ganze Hof der Russen. Und um diese Stütze des Thrones und des Staates aus Galizien zu vertreiben, griff Rußland zu Gewaltmaßregeln.

Vor allem suchten die Russen nach einem Vorwand, den griechisch-katholischen Metropolit von Lemberg, den Grafen Szeptycky, der den Russen seit jeher ein Dorn im Auge war, zu entfernen. Den Vorwand dazu bot ihnen der heldenmütige Patriotismus des Erzbischofs sehr bald. Am Sonntag den 6. September 1914 zelebrierte Erzbischof Szeptycky, der bei der Räumung Lembergs durch kein Zureden bewogen werden konnte, sich durch die Flucht zu retten, indem er erklärte, der Hirt müsse bei seiner Herde bleiben, ein Hochamt in der St. Georgs-Kathedrale. Dann bestieg der Erzbischof die Kanzel und richtete von dort aus an seine Herde die Aufforderung, der katholischen Kirche, der österreichischen Heimat und dem Kaiser Franz Josef die Treue zu bewahren. Sicherlich hat der Kirchenfürst durch solche Verletzung seiner patriotischen Tapferkeit einen Heldennut bewiesen, der auf einem der ruhmreichsten Blätter der Geschichte Oesterreich-Ungarns verzeichnet bleiben wird, aber er mußte seinen Heldennut mit schimpflicher Verbannung büßen. Bald nach jenem Vorfall wurde Erzbischof Szeptycky von den Russen gefangengenommen und nach Kurland in Sibirien in die Gefangenschaft geschleppt. Und nun überschwemmte Eulogius ganz Ostgalizien mit seinen Bopen (russisch-schismatische Geistliche), und das gewaltfame Befeuerungswort nahm seinen Anfang. Der Übertritt wurde durch Abstimmungen vorbereitet. Das Ergebnis dieser Abstimmungen hing aber nicht so sehr von dem Willen der Bevölkerung ab, als von den russischen Behörden, die die Abstimmung durchführten, und von dem, „dem Aufruf assistierenden Militär“. Und wo die erforderliche Zweidrittel-Majorität für die Orthodoxie mit keinerlei Mitteln zusammenzubringen war, wurde ganz einfach die Pfarrei mit Gewalt „vakant“ gemacht und den hartnäckigen Gläubigen der orthodoxe Bop ohne viel Umstände

einfach aufgezwungen. Mehr als 300 ruthenische Geistliche wurden auf diese Weise verhaftet und nach Sibirien transportiert. Andere wurden mit Gewalt von ihren Pfarreien aus Galizien ins Ausland vertrieben. In jene Pfarren, wo die Seelsorger vor den Russen geflohen waren, wurden russische Popen geschickt, ohne vorausgehende Abstimmung der Bevölkerung.

Die kaisertreue Geistlichkeit der Ruthenen wurde in der schimpflichsten Weise vergewaltigt und mit allen Mitteln von den Russen gepeinigt.*

Der greise Bischof Andr. Bilezewski, das zeitweilige Oberhaupt der verwaisten Lemberger Erzdiözese, machte dem Kriegsberichterstatter der „Reichspost“ Ende August 1915 über die gewalttätige russische Befehrspolitik folgende Mitteilungen: „Wir lebten hier in steter Unruhe, und ich habe es für gewiß gehalten, daß nach Erzbischof Szeptycki die Reihe an mich kommen werde. Die Russen waren mit mir unzufrieden, weil ich in Glaubensangelegenheiten keine Haarezbreite nachgab. Und wie man mich bedrängt hat! Sie haben mir gedroht, daß sie mich nach Sibi-

* Der Bericht des k. k. Statthalters für Galizien in der vom k. k. Ministerium des Äußern herausgegebenen Sammlung von Nachweisen über die Verletzungen des Völkerrechtes durch die mit Oesterreich-Ungarn kriegsführenden Staaten (III. Nachtrag, abgeschlossen mit 30. Juni 1916) zählt eine ganze Reihe von russischen Gewalttaten gegen die griechisch-katholischen Seelsorger auf und schließt mit der Feststellung, daß die russischen Behörden grundsätzlich die schärfsten Maßregeln gegen die staatsstreuen ukrainischen Geistlichen richteten, um deren Einfluß auf die Bevölkerung zu brechen und dadurch leichten Boden für die orthodoxe Propaganda zu gewinnen. Nur ein Beispiel aus diesem amtlichen Berichte sei erwähnt: In Przemyśl forderte vor Ankunft des Zaren eine Deputation von drei Offizieren den dortigen griechisch-katholischen Bischof Konstantin Czechowicz auf, am Ankunftsstag des Zaren auf dem Ringplatz einen Gottesdienst abzuhalten und den Zaren mit einer Anrede zu begrüßen. Da der Bischof zu gehorchen sich weigerte, führte man in seinem Palais eine Revision durch und stellte bei allen Türen Wachen auf. Diese Schikanierung erregte den greisen Bischof dermaßen, daß er einen Herzschlag erlitt und starb. (Am 28. April 1915.)

rien verschleppen würden, und bei einer Gelegenheit hat mir Oberleutnant Zukanow in diesem selben Zimmer den Galgen angedroht. Als alle Drohungen nichts nützten, verhinderte man mich an der Erledigung der Kirchenangelegenheiten. . . . In der Erzdiözese haben die Russen mit Bestechungen, Versprechungen und Viehlieferungen gearbeitet. Doch der gute Gott hat uns geholfen, die Zahl der untreu gewordenen Gemeinden ist nur ganz gering, und auch diese kehren jetzt nacheinander reinig in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Der Übertritt wurde durch Scheinabstimmungen vorbereitet, wobei mit Vohuen abgestimmt wurde. Auf diese Weise geschah es, daß in einem Dorfe von 200 Familien nur 8 Familien für die Russen waren und doch der Übertritt beschloffen werden konnte.“

Diese brutale Vergeßlichkeit der Ruthenen auf religiösem Gebiete durch die russischen „Befreier“ dürfte wohl auch jenem Teile des ruthenischen Alerns endgültig die Augen geöffnet haben, der bis dahin alles nationale und religiöse Heil des Ruthenenvolkes vom Anschlusse an Rußland erwartet hatte. Es war jedenfalls eine Zügelung Gottes, daß die galizischen Ruthenen das Russentum aus nächster Nähe kennen gelernt haben. Diese bittere und schwere Prüfung wird den Ruthenen eine Lehre bleiben, die sie nicht vergessen werden.

Die römisch-katholische Geistlichkeit Galiziens während des Krieges.

Auf meinen Wanderungen durch das befreite West- und Mittelgalizien, so schreibt der Gymnasialprofessor Müller aus Krakau, habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, wie groß die Verdienste der katholischen Geistlichkeit während der Aufszeit gewesen sind.

„Die Miesenarbeit der Geistlichen begann hier gleich mit dem Ausbruch des Krieges. In der Stadt

und auf dem Lande füllten sich die Gotteshäuser mit den einrückenden Kriegern, die hier im Weichstuhle und durch Empfang des Allerheiligsten ihre Seele zu stärken und zu wappnen suchten. Kaum sind sie abgefutet, da stellten sich bald neue Scharen ein: die Zurückgebliebenen undrängten den Weichstuhl und den Hochaltar, um Segen und Wohlergehen für die draußen Weisenden zu erleben. Auch hier erwies sich der Geistliche als hilfsbereit und trostbringend.

Bei der ersten Nachricht, daß der Feind im Anzuge begriffen ist, lichteten sich die Scharen derjenigen, die sonst berufen sind, hilfsbringend einzugreifen. Der Bürgermeister, die Amtsvorsteher und andere mehr verließen ihre Posten, die einen, weil sie es mußten, die anderen, weil es ihnen gelegen erschien. Nur der katholische Geistliche blieb standhaft auf seinem Posten. Beim feindlichen Einzuge war der Ortspfarrer stets derjenige, der sich den Respekt des Fremden zu verschaffen wußte. Oft wußte er auch durch Umsicht dasjenige abzuwenden, was durch die Kriegslage nicht geboten war, was aber von dem Stärkeren gewöhnlich angesetzt wird. In ihrer Pflichterfüllung gingen viele Geistliche des Landes so weit, daß sie unter Anspruchnahme ihrer ganzen Würde sich dem unberechtigten Anjinnen des Mächtigen aufs feste widersetzen und, wenn ein anderes Mittel nicht helfen wollte, durch ihren standhaften Protest ein Herz des bedrängten Volkes wurden. Sie zogen sich dadurch zwar in vielen Fällen persönliche Unbill, Verschickung oder sonstige Maßregelungen zu, sie eroberten aber die Herzen der Gemeinschaft und die Auerkennung des Feindes zugleich.

Die katholischen Geistlichen Galiziens waren dabei die ersten und stellenweise auch die einzigen Organisatoren der Selbsthilfe. Wie Erzbischof Wilezowski von Lemberg die Arbeiten des dortigen Hilfscomitees auf das ganze besetzte Ostgalizien hinüberleitete und lokale Ausschüsse behufs der Versorgung der Nothleidenden gründete, so waren der Fürstbischof Sapieha in Kra-

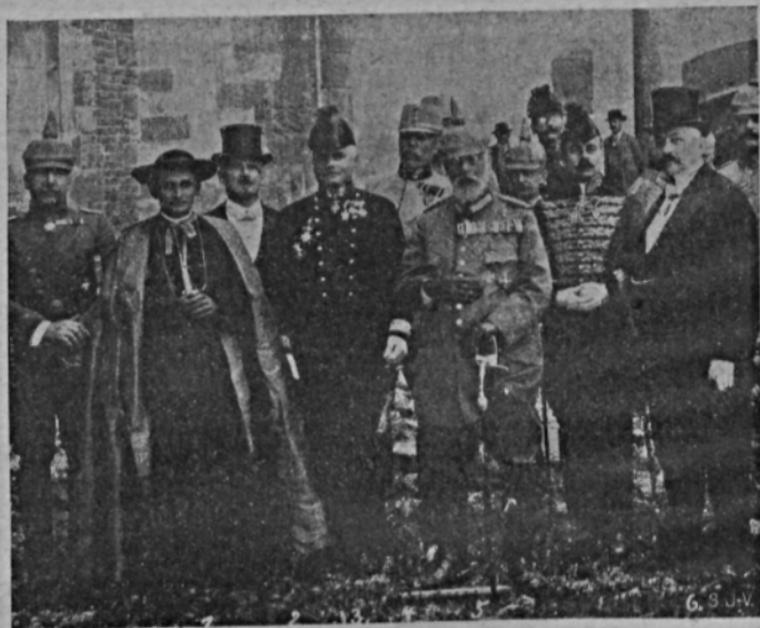
kau, Bischof Walega in Tarnowa und Weihbischof Dr. Fischer in Przemyśl diejenigen, die es in ihrer Diözese an nichts fehlen ließen, um dem Volke die erspriechlichste Hilfe zu bringen. In der Zeit, als ein großer Teil der Diözese Tarnow vom Feinde überflutet war, griff der Krakauer Fürstbischof Sapieha, der auch sonst alle Hände voll zu tun hatte, dort am weiten Dunajecflusse als der erste, ehe es jemand anderer tat, hilfebringend ein. Er hat sich hierzulande und weit über dessen Grenzen hinaus ein unverwüsthliches Denkmal in den Herzen des Volkes gesichert.

Es ist daher ganz natürlich, daß dem Fürstbischof Sapieha der Terzmanowski-Preis * zuerkannt wurde und daß die gesamte Geistlichkeit des Landes bei der katholischen Bevölkerung sich einer so großen Liebe und Hochachtung erfreut. Das Volk sieht zu ihr dankerfüllt auf.

Unter den Geistlichen Galiziens haben sich viele auch als wahre Hirten hervorgetan. Hier meine ich diejenigen, die, auf sich selbst vergessend, das Weh der unfreiwilligen Räumung eines besonders vom Kriege bedrohten Ortes mit ihrer Gemeinde teilten, und das Heiligtum mitnehmend, in Wind und Wetter dem Volke der Gemeinde folgten und bei ihm treu in Not und Entbehrungen ausharrten, bis die Rückkehr in das oft vom Kriege hingerastete Heim möglich wurde. Meilenweit wanderte mancher greise Pfarrer mit seiner Herde, überall tätig, stets rührig, unerschrocken, ein wahrer guter Hirt."

Auch an Helden fehlte es unter den Geistlichen nicht, die den Russen unerschrocken entgegentraten. So schrieb der römisch-katholische Erzbischof Wilczewski an

* Dieser von der Akademie der Wissenschaften in Krakau dem Erzbischofe zuerkannte Preis beträgt 44.000 Kronen. Er wurde von einem seinerzeit nach Amerika ausgewanderten Polen gestiftet und wird denjenigen Polen zuerkannt, die sich auf literarischem, kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiete um das Polentum besondere Verdienste erwerben. Sapieha erhielt ihn für seine außerordentliche Tätigkeit auf dem Gebiete der Menschenliebe während des Krieges.



Erzbischof Sapieha von Krakau als Preisträger.

Gelegentlich seines Aufenthaltes in Krakau besuchte Se. Majestät der König von Bayern den verdienstvollen Erzbischof.

1. Fürst Adam Sapieha, Erzbischof von Krakau. 2. Sekretär Boadani 3. Doktor Fedorowicz 4. Feldmarschall-Lieutenant General Rastupil. 5. Se. Majestät der König von Bayern. 6. Der Stadtpräsident von Krakau Dr. Leo.

den Gouverneur Grafen Bobrinski einen Brief, worin er ihm alle seine Sünden gegen die Bevölkerung vorhielt. Dann packte er und wartete auf die Deportation. Aber an den wagte sich der Generalgouverneur nicht.

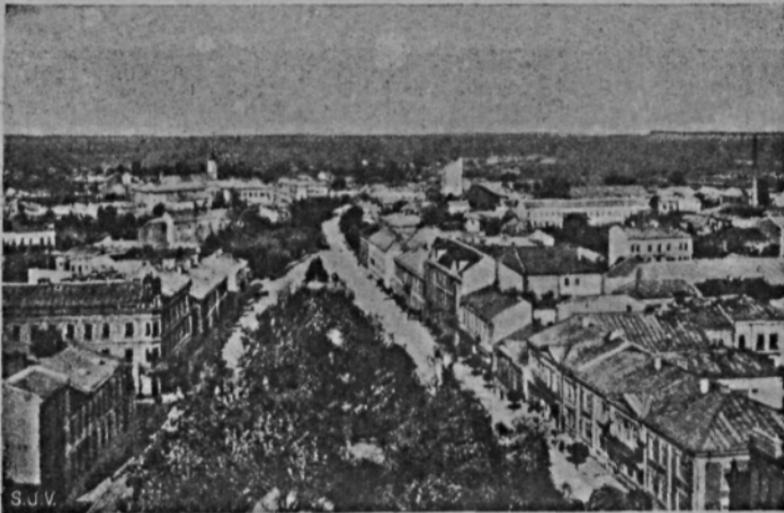
Die „Polnische Korrespondenz“ schreibt: „In den Annalen der Geschichte dieses großen Krieges wird der Mut und die Opferwilligkeit der römisch-katholischen Geistlichkeit Galiziens eines der schönsten Ruhmesblätter ausfüllen. Überall in Galizien ist unsere Geistlichkeit auf ihrem Posten geblieben. In den vom Feinde besetzten Teilen Galiziens waren die Pfarrgeistlichen die unerschrockensten Beschützer der Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession. Mit Hintan-

setzung der ihrer eigenen Person drohenden Gefahren bemühten sich die römisch-katholischen Geistlichen, durch ihr Ansehen und ihren Einfluß die Bevölkerung vor dem Wüten der russischen Soldateska zu schützen. In vielen Fällen mußte unsere Geistlichkeit, ohne Rücksicht auf die Gefahr, nach Sibirien verschickt zu werden, die orthodoxe Propaganda abwehren, welche sich sogar römisch-katholische Kirchen für ihre Zwecke aneignen wollte. Die Geistlichkeit stellte sich überdies in Lemberg, mit den beiden Erzbischöfen Bilzewski und Teodorowicz an der Spitze, in den Dienst jeder humanitären und Samariterorganisation. Auch sonst verdanken in den von der feindlichen Invasion heimgesuchten Gebieten viele Aktionen zur Linderung des durch den Krieg verursachten Elends der Bevölkerung aller Konfessionen ihr Entstehen und Bestehen der Initiative und der Arbeitskraft der Geistlichkeit. Die polnische Nation wird diese Opferfreudigkeit ihrer Geistlichkeit stets in dankbarer Erinnerung behalten."

Auf der Podolischen Hochebene.

Nur wer das Land kennt, in dem unsere Heere durch Monate im Kampfe standen um die Heimat, kann sich ein Bild machen von den Strapazen und Heldentaten unserer Soldaten. Ich lade daher den freundlichen Leser ein zu einer kleinen Fahrt kreuz und quer durch Galizien. . . .

Kein anderes Kronland der Habsburger-Monarchie kann sich einer so großen Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes rühmen wie Galizien. Das Land hat Berge, Hochplateaus mit zahlreichen Seen, Niederungen, fruchtbare Hügelländer, öde Steppen und prangende Wälder. Neben den dürren, sandigen Partien lachende Ebenen mit wasserreichen Flüssen. Überall die bunteste und reichste Abwechslung, die schärfsten Kontraste — und dem gleicht auch das Klima, das Unterschiede bis zu 50 Grad aufweist, heiße Sommer, eisefstarre Winter. Aber trotz der extremen Tempe-



Gesamtansicht von Tarnopol.

raturunterschiede darf das Land als ein gesundes gelten, das nicht nur durchschnittlich fruchtbar ist — es sind trotz Steppen, Sümpfen, Seen und Felsen doch über 96 Prozent der Bodenfläche produktiv* —, sondern auch große landschaftliche Reize besitzt.

Ostgalizien wird durch einen vom Westen nach Osten streichenden Landrücken in zwei Teile geschnitten. An dieser Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere liegt Lemberg; ihr folgt der Straßenzug Przemyśl—Lemberg—Brody, ein Hauptheeresweg des Weltkrieges.

Nach Norden fällt dieser Höhenrücken (400 bis 470 Meter hoch) steil ab gegen die ostgalizische Tiefebene, gegen Süden aber senkt er sich sanft in die pontische Steppenniederung. Es ist das Hochland von

* 25·76% der Gesamtfläche sind mit Wald bedeckt, 70·69% sind Kulturland, davon sind 48·45% Ackerland, 11·16% Wiesen, 9·62% Weiden. Von den Steppen, die früher eine gewaltige Ausdehnung besaßen, ist viel, sehr viel der Kultur erschlossen worden.

Podolien, eine flachgewellte Platte mit tief eingeschnittenen, steilwandigen Flußtälern. Hier rang die Brudermann-Armee im August 1914 acht Tage lang mit dem russischen Ungeheuer in blutiger Schlacht; hier liegt in den Gräbern die Blüte des österreichisch-ungarischen Heeres. Die podolische Steppenerde ist geweiht vom Heldenmute und dem Blute unserer Brüder und Söhne, auf dieser windgepeitschten Hochfläche suchen Tausende von Müttern und Bräuten die sterblichen Überreste ihrer Lieben. . . .

Der Plattencharakter Podoliens ist nur im östlichen Teile rein ausgeprägt. Im Westen ist die Platte in ein Hüggelland zerschnitten — es ist das vom Nordwesten nach Südosten streichende Dreieck des opolischen Hüggellandes, das sich über 50 und mehr Meter über der Hochfläche erhebt und eine Reihe von günstigen Stellungen zur Verteidigung gegenüber einem vom Osten kommenden feindlichen Angriff bildet. In diesem Hüggelland, das von Lemberg über Przemyslanj, Brzezany und Rohatyn gegen den Dnjestr zieht, stark bewaldet und von zahlreichen Schluchten durchzogen ist, fand denn auch das letzte Ringen unseres zurückweichenden Ostheeres mit der russischen Übermacht im Sommer 1914 statt.

Fahren wir von Lemberg, das mit lieblichen Hüggeln umsäumt ist, die aber keine Berge, sondern nur Lappen der zerrissenen podolischen Platte sind, mit der Eisenbahn gegen Osten, so geht es zuerst 80 Kilometer lang längs des früher erwähnten wasserscheidenden Steilrandes nach Brody, das nahe an der russischen Grenze in waldiger und sumpfiger Umgebung liegt und früher eine der bedeutendsten Handelsstädte Galiziens war. Wir aber fahren über Krasne südöstlich nach Podwoloczhska. An armeligen Hütten vorüber, braust der Zug der Bezirksstadt Buczow zu, wo unsere braven Soldaten am 26. August 1914 unverzagt den Russenkoloß angriffen. Buczow, 65 Kilometer östlich von Lemberg, ist eine kleine polnische Stadt mit 50 Prozent Juden (zirka 12.000 Einw.).



Ruthenische Bäuerin mit ihren Kindern (Galizien).

Dem Fremden, der zum erstenmal Galizien bereift, fällt nebst der Armseligkeit der Lehmhäuser des Dorfbewohners auch das gänzliche Fehlen der Obstkultur auf. Was da bei den Hütten sich findet, ist alles wild — Holzbirnen, Baldapfelbäume, Schlehdorn, verwilderte Zwetschken. Der Bauer hat keine Lust, edle Obstarten zu pflanzen, dafür pflanzt er mit besonderer Vorliebe den Weidenbaum. So sieht man in Galizien, mit Ausnahme der Steppen, wo überhaupt keine Bäume gedeihen, überall Weiden. Eine galizische Landschaft ohne Weide ist undenkbar. Soll nun Le-

ben in die Landschaft hineinkommen, so muß man sich dazu noch kleine, äußerst genügsame, mit stoischer Gleichgültigkeit Hunger und Kälte, schwere Lasten und Mißhandlungen ertragende Pferde denken (die in diesem Kriege so gute Dienste geleistet haben) — und vor allem auch den König der galizischen Schöpfung: den Bauer im weißen Hemd und den — Juden mit Stirnlocken und langem Kastan. Diese vier Wesen gehören in Galizien entschieden zueinander.

Wir kommen nach Larnopol, der Metropole von Galizisch-Podolien — 26.000 Einwohner. Die ziemlich reizlose, 304 Meter über dem Meerespiegel gelegene Gegend wird mit Recht als Galizisch-Sibirien bezeichnet. Die nach allen Windrichtungen offene, von keiner schützenden Hügelkette gedeckte Hochebene mit ihren strengen Winter- und heißen Sommermonaten, ihrem raschen Temperaturwechsel und den lästigen Winden hat ein recht unangenehmes Klima.

In Larnopol verlassen wir die Bahn und wandern zu Fuß südwärts ins Sereththal. Es ist eine fast geradlinige, direkt gegen Süden gerichtete Schlucht. Unten in der Tiefe liegen die Ortschaften wie die Perlen an einem Faden längs des Flusses aneinandergereiht. Das wiederholt sich überall in Podolien. Wenn man sich auf der Hochfläche befindet, bemerkt man mit Staunen, daß auf dem weiten Gesichtskreise die menschlichen Wohnungen so gut wie fehlen und man möchte die Gegend für unbewohnt halten, würden nicht die üppigen Getreidefelder das Dasein der Menschen verraten.

Merkwürdig ist die auffallende Erscheinung, daß alle diese podolischen Flußtäler unsymmetrisch sind — das östliche Ufer ist steil, fast senkrecht, von der Vegetation fast ganz entblößt, das westliche Ufer hingegen ist sanft geböschet und mit großen Lößmassen bedeckt.

Diese Eigentümlichkeit der ostgalizischen Flußtäler ist für eine militärische Verteidigung sehr ungünstig. Die steilen, bisweilen selbst felsigen östlichen Ufer machen die Abwehr eines vom Osten kommenden Angriffs

fes sehr schwierig, begünstigen aber den Widerstand des Feindes, wenn er wieder hinausgejagt werden soll. So wissen die Kriegsberichte am Beginne des Krieges wenig zu melden von den Tälern, die das russische Heer nacheinander überschritt. Erst bei dem zähen Widerstand der Russen im Sommer 1915 tauchen die Namen der linken galizischen Zuflüsse des Dnjestr auf: Gnila-Lipa, Blota-Lipa, Strypa, Sereth. Noch als die Hauptarmeen Hindenburgs und Mackensens schon in Weißrußland standen und auch Buhallo nach der Einnahme von Luck und Dubno sich gegen den Hauptpunkt des wolhynischen Festungsdreieckes, Rowno, wendete, setzten die Russen von dem besonders festen Ostufer des Sereth aus gegen die über breite, offene Flächen heranziehenden Österreicher und Ungarn einen nachdrücklichen Gegenangriff an und drängten sie unter namhaften Verlusten zurück gegen die Strypa. Selbst diese Flußlinie ward in schweren Kämpfen um Siemikowce (nordwestlich von Trembowla) Anfang November nur mit Mühe behauptet. Wie hemmend auf den Fortgang der Entscheidungen



Ein zerstörtes Herrenhaus notdürftig als Feldmarodenhäus eingerichtet.

ein so zerschnittenes, zu wiederholtem Auf- und Absteigen zwingendes Gelände und namentlich ein so steilwandiges Tal, wie das des Sereth, zu wirken vermag, sehen wir am besten aus der Tatsache, daß von der allgemeinen Befreiung Galiziens aus den Händen der Russen gerade nur die hinter dieser Folge paralleler Täler gelegene Gegend von Larnopol eine Ausnahme machte.

Wandern wir vom Sereth westwärts in die Steppe. Wie mit einem Schlage ist der Wald, ja jeder Baum verschwunden. Eine ausgedehnte Steppenlandschaft, die in zitternder Ferne mit dem Horizont verschmilzt, ist vor unseren Augen ausgebreitet. Noch vor einigen Jahrzehnten war sie in ihrer urwüchsigten Pracht. Heute sind es nur bescheidene Reste jener Urform der Plateau-Oberfläche. Mit jedem Jahr dringt die Kultur tiefer und tiefer in das Herz der Steppen ein, und bald werden sie ganz dem Ackerboden weichen müssen. Wir wandern weiter gegen Süden. Durch üppige Wiesen und Felder führt unser Weg vorüber, die Dörfer werden zahlreicher. Netze, reinliche Häuser mit kleinen Blumengärten, große Scheunen, alles beweist, daß die „schwarze Erde“ ihren Mann gut ernährt. Wir kommen zur Stadt Buczacz und das Grotionstal der Strypa tritt uns in seiner ganzen Schönheit entgegen. Die steilen Ufer stehen wie rote Mauern, an den sanfteren Gehängen des Tales baut sich die Stadt Buczacz auf, in deren Nähe im Sommer 1916 so heftig gekämpft worden ist. Die zirka 11.000 Einwohner zählende Stadt gehört zu den ältesten Galiziens. Zu unseren Füßen gähnt ein Abgrund, in dessen Tiefen die ruhige Strypa ihre Fluten rollt. Kaum 100 Meter breit ist diese tiefe Schlucht, die mit ihren roten, fast senkrechten, 60 bis 70 Meter hohen Wänden sich in der freundlichen Umgebung des grünen Waldes wunderbar schön ausnimmt. Unsere Soldaten haben diese Gegend gründlich kennen gelernt, denn sie lagen hier vor der Strypa monatelang im Schützengraben und im heißen Kampfe.

Weiter gegen Süden wandernd, passieren wir die Ortschaft Beremianh, noch einige Schritte — und ein Ausruf der Überraschung entschlüpft unseren Lippen. Wir stehen am Rande eines felsigen, über 100 Meter tiefen Abgrundes, in dem unter unseren Füßen der majestätische Dnjestr seine grünen Fluten wälzt. Und unser Blick schweift hinüber auf das gesegnete Podolien, auf den schmalen, dunkelblauen Wall der Karpathen, der wie eine zierlich gesäumte Wolke das ganze Panorama abschließt.

Am Dnjestrflusse.

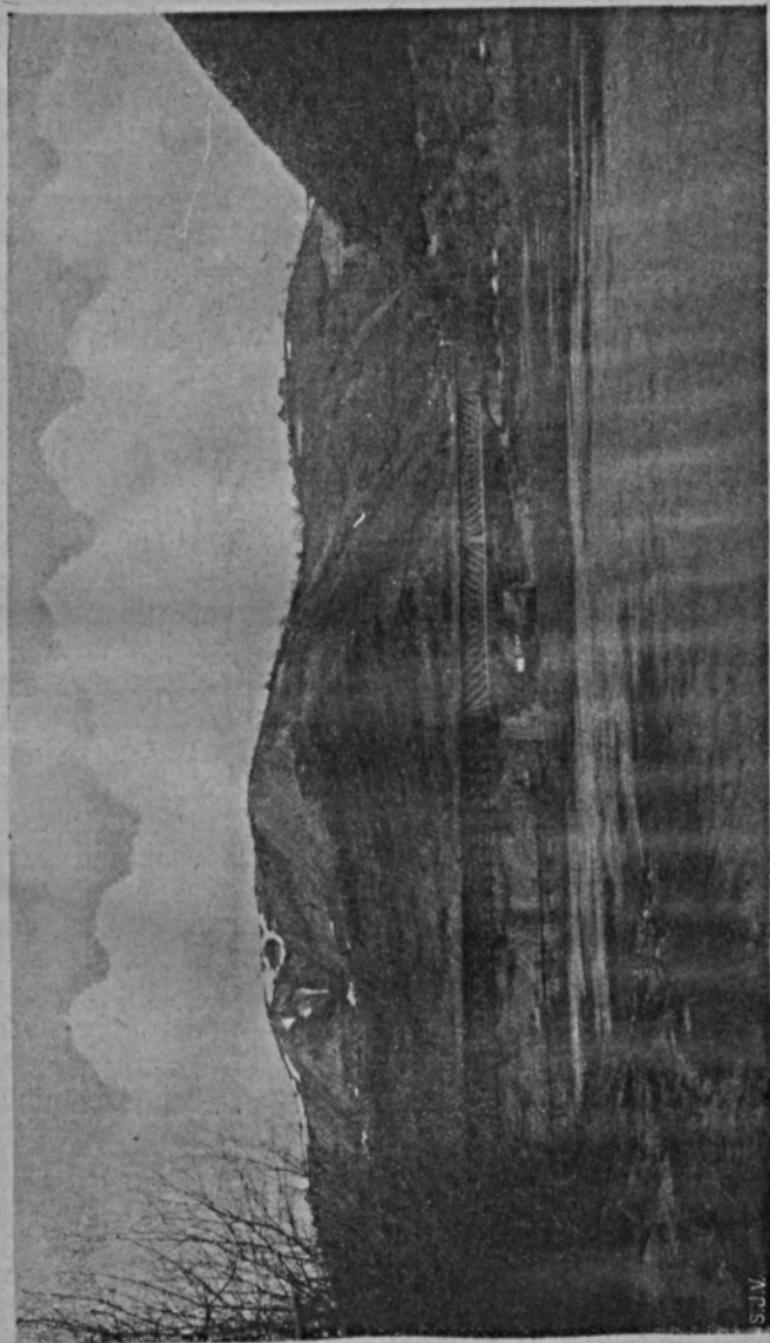
Der Dnjestr entspringt in den Waldkarpathen und ist in seinem Oberlaufe ein ausgesprochener Gebirgsfluß, der bei jedem Hochwasser die ganze Gegend überschwemmt — zirka 120.000 Sektar stehen da mehrmals im Jahre unter Wasser. Und selbst in der trockenen Zeit finden sich an seinen Ufern zahlreiche Tümpel, Sümpfe und nasse Wiesen. Bei Mikolajow nähert er sich der Podolischen Hochebene, bildet dann längere Zeit ihre Südwestgrenze, bis er endlich bei Ryzniow ganz in dieselbe eintritt. Nun wird er zum eigentlichen Plateauflusse, der sein Bett 100 bis 150 Meter tief in die Hochebene von Podolien gegraben hat. Sandbänke, Felsenriffe und plötzliche Krümmungen erschweren die Dampfschiffahrt, so daß meist nur Flöße und kleinere Boote den Strom beleben. Wandelt man an seinen Ufern, so vergißt man ganz, daß sich der Fluß mühsam sein Bett durch eine Hochebene gegraben hat, man glaubt sich vielmehr in eine karpathische Gebirgslandschaft versetzt, denn lauter anmutig bewaldete Hügel und steile Felsen umgeben uns von allen Seiten.

Das mittlere Dnjestrthal besitzt viel Ähnlichkeit mit der Wachau, dem schönsten Teile des Donautales. Nur einsamer ist das Dnjestrthal, einsamer und stiller. Und ein charakteristisches Merkmal verleiht ihm noch einen erhöhten landschaftlichen Reiz: die rote Farbe.

Am Dnjestr ist die Erde rot, rot sind die Talwände, ja sogar der Staub auf den Straßen. Wenn an klaren Tagen früh morgens die aufsteigende Sonne die Spitzen der Dnjestrfelswände vergoldet oder an schönen Sommerabenden die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ins Tal hineinleuchten, da feiert die rote Erde Farbenorgien. Das tiefste Purpurrot und alle Schattierungen bis zum zartesten Rosa strahlen da die Felsen aus und leuchten in unbeschreiblicher Schönheit. „Die Felsen bluten!“ mußte ich immer denken — schreibt ein österreichischer Pionieroffizier —, so oft die Russen in den Junitagen 1915 das südliche Dnjestrufer, das die Unserigen besetzt hielten, mit ihrer Artillerie beschossen. Immer, wenn eine schwere russische Granate mit unheimlichem Getöse in eine der Dnjestrfelswände hineinsaupte, gab es einen weit klaffenden Riß und brennrot wie eine tiefe Wunde quoll das Felsinnere ans Tageslicht. . . .

Am rechten Ufer liegt das sogenannte *Поку-
т i e n*, jenes fruchtbare Gebiet Südgaliziens, das im Westen die Stadt Stanislau, im Süden Kolomea und unweit des Dnjestrtales Horodenka als größte Orte aufweist. Eine baumarne, wellige Gegend, in der Kukuruz (türkischer Weizen) die Herrschaft führt. Meilenweit erstrecken sich die Kukuruzfelder, die im Sommer eine Abwechslung in die Landschaft bringen — der hohe Kukuruz, in dem sich ein erwachsener Mann bequem verstecken kann, vertritt auf der baumlosen Ebene gleichsam die grünen Wälder. Da das Brennmaterial hier selten und teuer ist, so benützt der Bauer zum Heizen Kuchen aus Kuhdünger und gehacktem Stroh. Wir sehen hier überall an den Lehmmauern, die das Besitztum des Bauers einfrieden, ferner an den Gebäudewänden solche Kuchen zum Trocknen in der Sonne angeklebt.

Wir kommen nun in die Gegend von *Zaleszezhki*. Diese Ortschaft, durch schöne Obstgärten und kleine Weinplantagen ausgezeichnet, liegt sehr anmutig auf einer großen, durch eine Serpentine des Dnjestr gebil-



Brückentopf von Saleszopf.

Die neue Holzbrücke anschließend an die alte, Brücke nach der Zerstörung siehe Seite 185.

beten, terrassenförmigen Bergzunge. Das gegenüberliegende Bukowina-Ufer bildet eine steile Wand. . . .

Auch der Dnjestr, der mit langsam wachsendem Abstand den Wall der Karpathen wie ein natürlicher Festungsgraben 250 Kilometer weit begleitet, bildet überall ein ernstes Hindernis für Heeresbewegungen, aber ein kleineres für die Russen. Besonders aber wird der Wert gerade dieses schärfsten Einschnittes in die Landoberfläche für die Landesverteidigung dadurch beschränkt, daß die Grenze den Strom quer überschreitet. Auch hier sind schwere Kämpfe um die Übergänge durchgerungen worden, nicht bei Beginn des Krieges, sondern erst, als seit März 1915 die Befreier der Bukowina nach Ostgalizien weiterzuschreiten versuchten. Um den Übergang der Eisenbahn und Straße Czernowitz—Tarnopol bei Zaleszczyki wurde sieben Wochen erbittert gerungen. Die Massengräber und Ruinen der Stadt Zaleszczyki und der Brücken sind berebte Zeugen der Bedeutung der Örtlichkeit.

Auch die Sumpfreigion des Dnjestr-Oberlaufes hat den Russen größere Dienste geleistet als der heimischen Wehrkraft. Den Russen, die im Fluge die Übergänge nahmen, ist das Eindringen in die Karpathentäler leichter geworden als den Österreichern das Heraus-treten aus den Karpathen. Wiewohl schon vor dem Entsat Przemysl die Karpathenpässe des San-Gebietes vom Feinde frei waren, hielten die Russen doch beträchtliche Teile des Gebirgsrandes, namentlich das Erdölgebiet bei Boryslaw, dauernd fest. Nur in harten Kämpfen wurden die Russen von den Höhen bei Stary-Sambor, den Torpfeilern des Dnjestrtales, herabgeworfen und hielten zu beiden Seiten des linken Nebenflusses Strwinz wieder stand. Trotz mancher schwer errungener Erfolge in der Kampffront gelang es nicht, die Russen vom Rande des Gebirges zu verdrängen. Erst im Mai 1915 beleuchteten die Russen mit den Feuersäulen der entzündeten Bohrbrunnen ihren nicht länger aufzuschiebenden Auszug. Aber auch jetzt fanden die siegreich aus allen Talspforten

vordringenden Verbündeten, sowie die ins Freie gelangten hartnäckigen Widerstand. Ihn hatte die Armee des Generals v. Linsingen durch einen schwer errungenen Sieg und durch die Eroberung der von den Russen stark befestigten Stadt Strnj zu brechen. Über den Dnjestr vermochte sie erst nach einem verlustreichen Rückschlage bei Zurawno und Zhdaschow den Übergang endgültig zu erzwingen. Auch bei Galicz mußte das österreichische Korps Hofmann ihn schwer erkämpfen. Das sind alles Beispiele dafür, welche unermessliche Schwierigkeiten die ungünstige Gestaltung der podolischen Flüsse mit ihren steilen Ost- und ihren sanften Westufern unseren Heeren bereitete. Diese ungünstige Bodengestaltung Ostgaliziens müssen wir in Rechnung stellen, wenn wir die Kriegsergebnisse in Ostgalizien verstehen und den zähen Heldennut unserer Soldaten richtig einschätzen wollen.

Die Karpathen.

Die Karpathen sind für Mitteleuropa von jeher von entscheidender Bedeutung gewesen. An diesem natürlichen Schutzwall brachen sich die Völkerwellen, die ungehemmt über das osteuropäische Tiefland heranrauschten. An diesem Wall brach auch der russische Koloss zusammen.

Der Gebirgszug der Karpathen zieht sich in einer Länge von 1300 Kilometern halbkreisförmig um ganz Ungarn herum und gliedert sich vom Westen nach Osten folgenderweise: Bei Breßburg setzen die Karpathen an und sind vorerst nur ein mäßiger Hügelzug (bis zu 740 Meter hoch) und tragen den Namen „Kleine Karpathen“. An sie schließen sich die „Weißen Karpathen“ (bis zu 1046 Meter). Nun biegt der Kamm nach Osten um und führt bis zum Dunajetal den Namen „Westbeskiden“. Südlich von diesen schiebt sich der massive Stoß der „Hohen Tatra“ ein, der die höchsten Erhebungen der ganzen Karpathen enthält (bis zu 2663 Meter Höhe). Nach den Westbeskiden kommt eine tiefe Senkung des Gebirges. In einer

Länge von mehr als 100 Kilometern erhebt sich der Karpathenkamm nicht mehr über 600 Meter, die Pässe (Übergänge) liegen noch tiefer. Hier ist die vielgenannte Duklasenke, welche feindlichen Einfällen ein breites Tor öffnet.

Unter dem Namen „Ostbeskiden“ steigt der Kamm wieder in die Höhe (Sztoj 1679 Meter), daran schließen sich die sogenannten „Waldkarpathen“, die bis an die Grenze von Rumänien und der Bukowina ziehen.

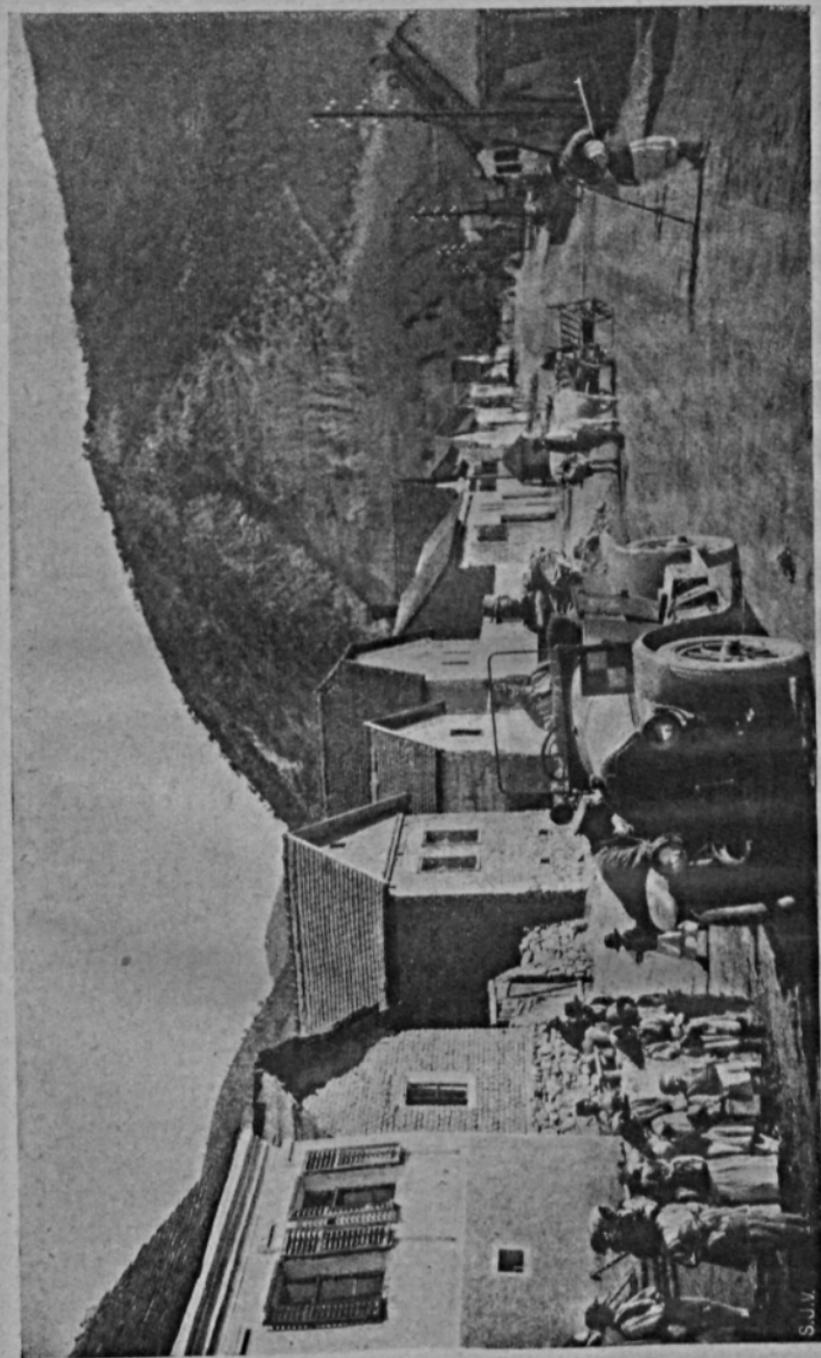
In ihren höchsten Erhebungen bis über 2000 Meter (Czernahora) ansteigend, haben die Waldkarpathen auch verhältnismäßig hohe Pässe, so den Lupkower-Paß (685 Meter), den Paß von Ruszki (797 Meter), den Uszoker-Paß (889 Meter), den Sattel von Verbias (841 Meter), den Paß von Wyszów (94 Meter), den Jablonica-Paß (951 Meter).

Die Karpathen setzen sich dann fort in das Siebenbürgische Hochland und in die wilden, zerklüfteten Transsylvanischen Alpen, welche Siebenbürgen gegen Rumänien hin abschließen.

* * *

Das furchtbare Ringen, das unter dem Namen „Karpathenschlacht“ von entscheidender Bedeutung im Weltkrieg geworden ist, spielte sich im Karpathischen Waldgebirge ab. Von diesem soll im folgenden allein die Rede sein.

Das Karpathische Waldgebirge, bis zum San-Ursprung auch als Ostbeskiden bezeichnet, zieht 340 Kilometer lang und 75 bis 110 Kilometer breit vom Durchbruch des Popradflusses südostwärts bis zu dem 2305 Meter hohen Pietrosu jenseits der Theiß- und Pruthquellen. Es besteht aus einer großen Zahl von Bergzügen, die meist der Hauptkette parallel laufen. Während der nordwestliche Teil nur wenig Gipfel über 1000 Meter besitzt, steigt das Gebirge nach Südosten bedeutend an. Hier finden wir nicht nur auf dem wasserscheidenden Hauptkamm, sondern auch auf den bei-



Ein Militärauto passiert auf dem Wege zur Gront ein Karpathendorf.

derseitigen Nebenketten, die oft sogar die Wasserscheide überragen, zahlreiche hohe Gipfel. Sanfte Bergformen, dichte Bewaldung, spärliche Bevölkerung machen die Karpathen zu einem ziemlich einförmigen Gebirge — nur in ganz wenigen Teilen zeigen sie den Charakter des Hochgebirges. Bis 1600 Meter Höhe reicht der Wald, daran schließen sich steile Flächen, die mit Krummholz und spärlicher Ziegenweide bewachsen sind. Was über 1900 Meter Höhe emporragt, ist öde Felsregion. Außer Ziegen und Schafen trifft man in den Karpathen wenig Vieh; im ausgedehnten Waldland hausen noch Bär, Wolf, Luchs und Wildkatze. Die Eintönigkeit der Landschaft, die nur einen Wechsel zwischen Wald, sehr mageren Grasflächen und schroffen, fahlen Höhen zeigt, kommt daher, daß die Karpathen größtenteils aus Sandstein bestehen.

Die eigenartige Beschaffenheit der Waldkarpathen erschwert die Kriegsführung außerordentlich. Wohl führen über die Paßhöhen mehrere gut gangbare Straßen, aber große Längstäler zwischen den hintereinander gelagerten Bergzügen sind so gut wie gar nicht vorhanden. Was die höheren Bergkämme trennt, ist vielmehr ein bewegtes Meer von mittleren Bergen und Hügeln, die sich kullissenartig staffeln und nur selten einen weiteren Überblick gewähren. Die quer durch die Karpathen führenden Straßen können deshalb von unzähligen Punkten aus beherrscht werden, und auch ein zurückweichender Gegner findet auf Schritt und Tritt immer wieder neue Stellungen, die er leicht besetzen und in denen er sich mit verhältnismäßig geringen Kräften behaupten kann. Infolgedessen ist der Angreifer oft gezwungen, seine eigentliche Vormarschstraße zu verlassen, die in mühseligem Spürdienst entdeckten Schlupfwinkel des Feindes zu umgehen und sich ihnen auf unwegsamen Seiten- und Nebenpfaden zu nähern, Pfaden, die er bei tiefem Schnee erst auffinden und freischaufeln muß.

Was das für die Sicherung und Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindungen und überhaupt für

die Beförderung schwerer Lasten bedeutet, liegt auf der Hand. Steigungen, die die Fahrstraße in langen Windungen allmählich erschleicht, müssen abseits der Straßen durch steilen Anstieg errungen werden. Rollendes Fuhrwerk versagt hier ganz. Nur Tragtiere vermögen dem kletternden Menschen dorthin zu folgen, und ihnen muß er alles aufbürden, was er an Munition und Lebensmitteln bedarf. Und da die Berge fast durchaus mit dichtem Walde überzogen sind, so ist auch der Ausschuß für die Kanonen und Maschinengewehre stark behindert. Auch die Fliegeraufklärung hat hier mit außerordentlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Das Gelände ist also für den Kampf durchaus nicht günstig, und der Winterfeldzug in den Karpathen stellte unsere Truppen vor schwere Aufgaben.

Und dann die Witterung! Man hatte mit einem strengen Winter gerechnet, zumal bekannt war, daß in den Karpathen die Kälte im Feber mit 25 bis 30 Grad ihren Höhepunkt zu erreichen pflegt. Kleidung und Ausrüstung unserer Truppen waren darnach eingerichtet. Eine große Menge von Fuhrwerken war auf Schlittentufen gesetzt. Ganze Kompagnien waren mit Schneeschuhen ausgestattet. Auch an Esstimothunden fehlte es nicht, die bei starkem Schneefall im Samariterdienst verwendet werden. Allein der Himmel zeigte sich im Winter 1915 von seiner launischen Seite. Klingender Frost schlug mehrmals plötzlich in frühlingmäßiges Tauwetter um; frischer, meterhoher Schnee schmolz unter lauen Regengüssen schnell wieder dahin. Die Kolonnen mit ihren Tausenden von Wagen und Schlitten mußten sich bald durch tiefen Schnee, bald über Glatteis, bald in wahren Morästen von Straßenschlamm vorwärts quälen, und häufig hatten sie auf ihrem Vormarsch, je höher sie stiegen, an ein und demselben Tage all diese Hemmnisse der Reihe nach zu bewältigen. Für den durch solche Tagesleistung übermüdeten Soldaten erneuerte sich immer wieder die Gefahr, daß er am Abend, nichts als Schlaf und Ruhe begehrend, im Schnee nie-

dersank und die tödenden Wirkungen des Frostes vergaß. Viele der leider nicht seltenen Erfrierungsfälle sind darauf zurückzuführen.

Und die Quartiere! Von der armen und teilweise schon früher gründlich gebrandschatzten Bevölkerung der Karpathendörfer war von vornherein nicht viel zu erwarten.

Es kann kaum etwas malerischer und urwüchziger sein als die hölzernen, dünn mit Lehm verklebten, rosa oder bläulich angestrichenen Hütten jener Gegend. Diesen Blockhausbauten mit ihren hoch daraufgestülpten Dächern aus Schindeln oder Stroh sieht man gleichsam in jeder Fuge noch die Handarbeit an; sie erinnern in ihrer primitiven Gestalt, in der ausschließlichen Verwendung heimattlicher Rohstoffe an die Höhlen und Bette der Wilden, an die Nester der Vögel. Aber darin zu wohnen, wird den Menschen aus einer höheren Lebenshaltung schwerer, als in Schützengraben oder auf freiem Felde zu kampieren. Zugluft und Rauch, Gerüche und Ungeziefer, Engigkeit und Schmutz hauchen dem Fremden eine Atmosphäre von Ungesundheit entgegen, die er nicht gerade als anheimelnd empfindet. Vor allem war es jedoch die gewaltige Zahl unterzubringender Menschen und Pferde, was die Militärbehörden veranlaßte, überall große Baracken zu bauen und unter Schonung der Einwohner selbst für die Unterkunft der Truppen zu sorgen. So finden wir während der Karpathenschlacht an und neben den Heerstraßen außer den Tausenden, die selbst kämpften oder den Kämpfenden ihren Lebensbedarf nachtragen sollten, noch ein zweites Heer, das Heer der Arbeiter. Die einen bauten Baracken, die anderen schaufelten Schnee oder besserten Straßen und Brücken aus.

Wenn man sich das alles vor Augen hält, dann begreift man erst, welche ungeheure Anforderungen dieser Gebirgskrieg im Winter an unsere Vaterlandsverteidiger stellte. Sie hatten nicht bloß gegen eine furchtbare russische Übermacht zu kämpfen, sondern auch mit der Ungunst des Terrains.

Die Karpathenpässe.

Vom Koprads bis zu den östlichsten Quellen der Theiß überschreiten fünf Eisenbahnen die Karpathen, zum Teil die Passhöhen mit Scheiteltunnels unterfahrend, alle zwischen 600 und 850 Meter, außerdem mindestens 13 vollwertige Fahrstraßen, deren Festigkeit allerdings nicht auf die Ansprüche eines Krieges berechnet war. Neben vielen Straßen sind in geringer Entfernung Karrenwege oder Saumpfade, auch ganz unausgebaute, aber leicht herzurichtende Zugänge zum Scheitel des Gebirgskammes vorhanden, so daß nicht ein Paß, sondern eine ganze Durchgangslandschaft dem Feinde sich öffnet. Das trifft namentlich für den niedrigen Westflügel der Waldkarpathen zu: für die Umgebung des Duklapasses (502 Meter). Hier, aber auch anderwärts ist eine Verteidigung aller Teile des Hauptkammes aussichtslos. Sie würde zu einer Verzettelung der Kräfte führen. Wer alles unmittelbar militärisch decken will, ist an jedem einzelnen Punkte zu schwach gegen einen kräftigen Angriffstoß.

Von militärischer Bedeutung ist der Umstand, daß die Straßenzüge gruppenweise nach tieferen Talpunkten der ungarischen Seite zusammenstreben. Die Paßwege der Waldkarpathen lassen sich gliedern in drei große Straßenfächer.

Der Straßenfächer von Eperies hat fünf Strahlen. Dann ist der siebenstrahlige Straßenfächer des Theißknies um Satoralja-Ujhely und Munkacs. Ein dritter dreistrahliger Straßenfächer hat seinen Knotenpunkt in Sziget.

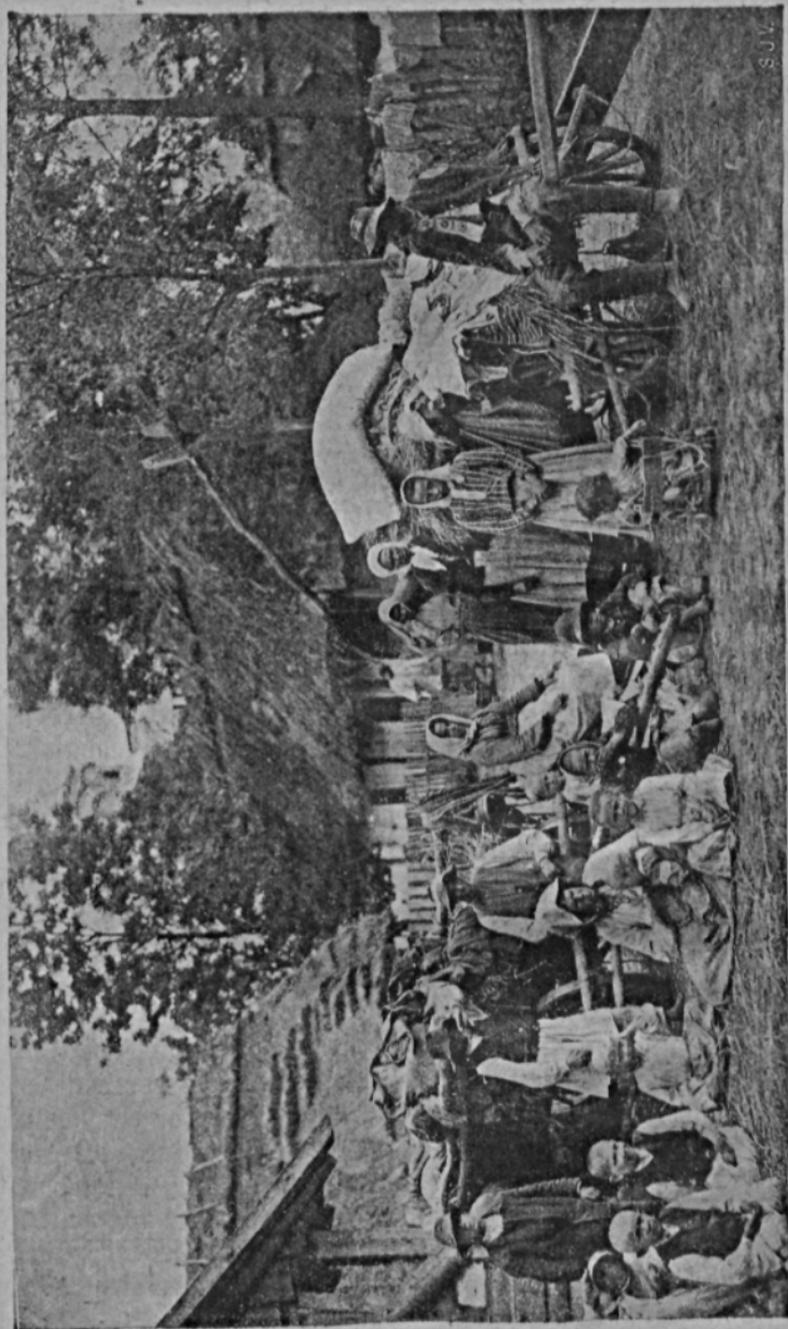
Die wichtigsten Pässe der Waldkarpathen sind:

Der **D u k l a - P a ß**, der weitaus niedrigste von allen. Mit vielen guten Straßen und allgemein gangbarem Gelände seitlich davon. Ihn kann man von allen Punkten des galizisch-karpathischen Vorlandes von Krakau bis Przemyśl leicht erreichen. Lange vor dem Zeitalter der Eisenbahn ging seit dem Mittelalter ein lebhafter Verkehr zwischen Polen und Ungarn über

diesen Paß, er war eine der Hauptadern des Handelslebens von Krakau. Auch Kriegszüge hat er reichlich gesehen. Die russische Militärliteratur hatte gerade diesen Paß als günstigen Einbruchsweg nach Ungarn ins Auge gefaßt. Dennoch blieb er im September 1914 bei der ersten russischen Offensive unbenützt. Das westgalizische Petroleumgebiet sah vor Mitte November keinen Feind. Um so überraschender war sein Erscheinen, als der Winter voll hereingebrochen war. In Bartsfeld ward eine ungarische Abteilung Ende November überrumpelt und ausgehoben. Nachher spielten sich hier auf der Kammhöhe und südlich von ihr erbitterte, für die russischen Massenangriffe ungeheuer verlustreiche Kämpfe ab. Denn südwestlich dieser tiefsten Senke des Karpathenkammes, nördlich von Kaschau bei Abos, ist der wichtige Bahnknotenpunkt, wo die kürzesten Verbindungen zwischen den deutschösterreichischen Armeen in Polen und Galizien und denen in Ungarn und den Karpathen durchlaufen.

Den Paß von L u p k o w überschreiten Straße und Eisenbahn von Miskolcz nach Przemyśl. Ihn bestürmten die Russen mit besonderer Hartnäckigkeit, um die erneute Belagerung dieser wichtigen Festung zu decken. Im März griffen diese erbitterten Kämpfe auch auf die östlichere Parallelstraße nördlich vom Paß von Zemplen-Droszi über, wo die Russen sich dem Vordringen der Ungarn gegen Baligrod in zäh verteidigten beiderseitigen Höhenstellungen widersetzten.

Von Ungvar führen Eisenbahn und Straße über den U s z o k e r - Paß nach Sambor am Dnjestr. Parallel damit geht von Munkacs eine Straße über den Sattel von Verbias bei Bereczke neben der Bahn des Beskid-Tunnels nach Stryj. Das gemeinsame Hauptziel beider ist Lemberg. Der Bereich dieser Straßen war das am längsten umstrittene Gebiet des Gebirgskrieges, in welchem die schon im September und Oktober 1914 mit wechselndem Erfolge sich wehrenden Ungarn seit der Jahreswende teils unterstützt, teils abgelöst wurden von deutschen Truppen.



zurückgekehrte galizische Flüchtlinge bei Przemysl. (Hofphotograph S. Berger, Potsdam.)

S. V.

Sie warfen den Feind in schwerem Ringen überall über die Paßhöhen, in deren Besitz sie ihn fanden, zurück und machten allmählich Fortschritte in die galizischen Täler. Diesem deutschen Kampfgebiete gehörte auch der *W h s z k o w e r - P a ß* an, jenseits dessen eine 65 Kilometer lange Strecke des höher anschwellenden Gebirges ohne fahrbare Übergänge folgt. Das ganze Gebiet mußte erobert werden in unsäglich schwerem Kampfe. Das vielumstrittene Quellgebiet des *San*, *Dnjestr* und des *Strnj* ist überall blutgetränkter Boden. „Und doch,“ schreibt der Kriegsberichterstatler *Richard Schott*, der nach der Wiedereinnahme *Lemberg*s dieses Gebiet bereiste, „wenn die zerstörten Ortschaften, die verbrannten Gehöfte und die vielen kleinen Erdhügel mit den frischen Holzkreuzen nicht wären, man würde kaum daran erinnert, daß vor wenigen Wochen noch die Furien des Krieges hier ihre wildesten Orgien gefeiert haben. Überall bestellte Felder, nur hie und da noch Reste von Schützengräben oder Drahtverhauen zwischen den reisenden Schwaben. Auf den weiten Weidestächen unübersehbare Herden prächtigen Viehes. Auf den Landstraßen lebhafter Verkehr der Bauern, die zum Markte fahren — fast neben jedem Gespann trabt munter ein Fohlen. Und in den Städten ein Treiben, als hätten niemals Schlachtenlärm und Russenplage in die Alltäglichkeit des Daseins dieser schlichten Menschen eingegriffen. Ungewöhnlich bunte und farbenprächtige Bilder sieht man hier, namentlich in den *Karpathengegenden*, wo unter die polnisch-galizischen und ruthenischen sich auch noch ungarische Trachten mischen. Am hübschesten und charakteristischsten freilich sind immer die der *Ruthenen*, besonders des Sonntags, wenn die weißen Hosen und Kittel der Männer frisch gewaschen sind und die Frauen in vollem Staate prangen. Manch einer von den jüngeren steht das flammende Rot oder das leuchtende Blau des über die hohen Schaffstiefel sich wölbenden kurzen Rockes nicht übel zu dem frischen Gesicht. Und wenn sie sich zum Gruße verneigen, so ist

eine gewisse angenehme weibliche Würde allen gemeinsam. Unter den Männern, die meist gedrungen von Gestalt sind, kann man drei oder vier scharf gezeichnete Typen unterscheiden. Innerhalb ihres Typs scheinen dann aber alle einander ähnlich zu sehen, wie ein Ei dem anderen.“

Straße und Schienenweg über den *Nablonica-Paß* sind die Verbindung von Ofen-Pest mit Czernowitz. Dieser „Tatarenweg“ hat sicher für Völkerwanderungen und Heereszüge eine bedeutendere Rolle gespielt, als der Paß von Bereczke, an den die Überlieferung den Wanderzug der Magyaren (889) knüpft. Der *Jablonica-Paß* trennt den durchschluchteten, für Heeresbewegungen unwegsamen Gebirgsabschnitt (vom *Wizsłower-Paß* an) von der ebenso langen und noch wilderen *Czernahora* am Endgliede der *Waldkarpathen* und gewinnt durch diese verkehrseindliche Umgebung eine besonders hohe Wichtigkeit, die durch beiderseits bedeutsame Talentwicklung (*Schwarze Theiß*, *Pruth*) noch gesteigert wird.

Im Süden der *Czernahora*, an der Grenze von Ungarn, Siebenbürgen, der *Bukowina* und der *Moldau* wölbt sich das Gebirge zu Höhen von 2000 bis 2300 Metern auf. Die Einschnitte des *Biso*, des *Gr. Szamos* und der ihm zustrebenden *Bistritz* eröffnen gegen das der *Bukowina* angehörige Quellgebiet der *Goldenen Bistritz* drei fahrbare Pässe: *Prislopul* (1418 Meter), *Rotundul* (1257 Meter) und *Borgo-Paß* (1227 Meter). Alle drei haben den Erinnerungen der Vergangenheit nun neue Erlebnisse hinzugefügt.

Den *Borgo-Paß* hatte *Josef II.* hauptsächlich im Auge, als er zur Festigung des neu gewonnenen Besitzes von *Galizien* auf der Erwerbung der *Bukowina* bestand.

Im großen *Karpathenkampfe* waren aber diese Pässe nicht immer die wichtigsten Stellen. Wichtiger waren oft beherrschende Höhepunkte, natürliche Festungen, von denen aus weite Strecken der Pässe und der Talwege unter Artilleriewirkung genommen wer-

den konnten. Solche heißumstrittene Stellungen boten zwischen den Straßen im Westen des Dukla-Passes der von den Steirern in nächtlichem Heldenkampf (3. Feber) gegen umfassenden feindlichen Angriff behauptete *Rastelik vrh* (880 Meter), ferner dem Dukla-Paß gegenüber, dem Hauptkamm parallel, der lange, steile Rücken der *Makovicza* (670 Meter). Dem *Uzoker-Paß* südwestlich gegenüber nimmt eine ähnliche Stellung ein ansehnlicher Berg mit kahlem Scheitel, die *Studnica* (1035 Meter), ein, auf der die Russen sich fest eingenistet hatten, bis ein verlustreicher Sturmangriff am 20. Dezember sie überwältigte. Aber die stärkste, durch erfahrungreiche Technik ausgebaute Naturfestung war wohl jenseits des *Berbiass-Sattels* der steile Rücken des *Zwinin* (1100 Meter), der zusammen mit dem östlich der Straße sich erhebenden *Ostrh* (1026 Meter) den Abstieg ins *Opportal* verschloß, bis nach beiderseits verlustreichem *Minenkampf* deutsche Truppen am 9. April die für uneinnehmbar gehaltene, beherrschende Höhe erstürmten. Die Russen haben es meisterhaft verstanden, in *Talengen* oder an den *Lehnen* sich derartig zu verschanzen, daß dem Gegner ein verlustreicher *Frontalangriff* auferlegt wurde, wenn er sich nicht zu schwieriger, zeitraubender Umgehung über die steilen Höhen entschließen wollte. Wahre Meisterschaft zäher *Verteidigung* haben die Russen auch in den galizischen *Talishlen* und auf den ihre Straßen beherrschenden Höhen bewährt.

Die nordgalizische Tiefebene.

Unweit von *Lemberg* zweigt sich vom wasserscheidenden *Steilrand* der *podolischen Platte* ein stellenweise über 400 Meter hoher *Hügelzug* ab, der gegen *Lomaszow* in *Russisch-Polen* streicht und die ganze nordgalizische *Tiefebene* in zwei ungleiche Teile teilt. Der östliche, kleinere bildet die *Niederung* des *Buggebietes*, der beiweitem größere, westliche umfaßt das *Gebiet* des *San- und Weichselflusses* und stellt sich als

ein Riesendreieck dar, das mit seiner Basis auf den Vorbergen der Karpathen ruht. Einförmige Langweiligkeit ist das Kennzeichen dieser Tiefebene. „Hinter dem Sande ein Wäldchen und hinter dem Wäldchen wieder Sand,“ charakterisiert ein polnisches Sprichwort humoristisch, aber trefflich diese Gegend.

Die westgalizische Tiefebene ist ein ausgedehntes Senkungsfeld, ohne aber eine einheitlich flache Niederung zu sein. Abgesehen von den räumlich kleineren Erhebungen, haben wir im westgalizischen Tieflande drei Anschwellungen (bis zu 300 Meter): die erste parallel mit dem Lemberg—Lomaszower Rücken zwischen dem San und dem Lanew, die zweite nördlich von Rzeszow zwischen dem San und der Wisloka und endlich die dritte bei Larnow zwischen der Wisloka und dem Dunajec.

Die Spitze des Weichsel—San-Dreieckes, nördlich der Linie Mielec—Rudnik, ist ein großes Waldgebiet, ein Labyrinth von Dünen, Sümpfen, Wäldern und Mooren, das früher unter der Bezeichnung Sandomierzer Wildnis bekannt war.

Auch die Gegend südlich von dieser traurigen Sanddünenregion hat etwas ungemein Trauriges an sich. Wir sehen da breite und flache Terrainwellen, die hauptsächlich aus Lehm und Sand mit zahlreichen kleinen Trümmern nordischer Gesteine bestehen. Auf diesen Anschwellungen bildet nur die Föhre allein den Waldbestand. Die ernstesten, dunkelgrünen Kiefern auf dem Hintergrunde der hellen Sandhügel, die großen, umhergestreuten Granitblöcke — das ist wahrhaftig ein Friedhof mit Grabhügeln und Monumenten. Umsonst spähen wir ringsumher nach einem anmutigeren Bild. Sie und da erblicken wir winzige, kreisrunde Seen und in der Nähe der Flüsse Moräste.

Machen wir nun eine Tour längs des Südrandes der Tiefebene mit der galizischen Karl-Ludwig-Bahn von Lemberg aus. Bei der Bezirksstadt Grodek durchschneiden wir das versumpfte, breite Tal der Bereszhca, den Leichgürtel von Grodek, und dann kom-

men wieder die traurigen Dünen und die Föhren der Niederung zum Vorschein. Die langweilige Einförmigkeit der Gegend erleidet nun plötzlich eine willkommene Unterbrechung. Unser Eisenbahnzug braust durch eine gartenähnliche, fruchtbare Gegend den sonnigen Hügeln zu, an deren Abhängen die Stadt Przemysl liegt. Die Vorberge der Karpathen wenden sich hier in einem kühnen Bogen nach Norden, unmittelbar an die Tiefebene herantretend. Diese eigentümliche Lage der Stadt, die sich theils in der Niederung, theils auf den Gehängen der Vorberge aufbaut, ferner die Anwesenheit eines großen Flusses, des San, verleiht ihr einen landschaftlichen Reiz, dessen sich keine andere galizische Stadt rühmen kann.

Die Stadt Przemysl, die ohne Besatzung 28.000 Einwohner zählt, ist die Residenz zweier Bischöfe, des römisch-katholischen und des griechisch-katholischen, und bildet den Sitz zahlreicher Zivil- und Militärbehörden. Ihre ersten Anfänge sollen in das 7. Jahrhundert zurückreichen und ihre bewegte Geschichte ist mit der Geschichte Polens eng verbunden.

Diese große Lagerfestung (45 Kilometer Umfang) hatte gegen schwere Geschütze und stürmische Angriffe einer ganzen Armee ihre Widerstandsfähigkeit in diesem Kriege bewiesen. Nur der Hunger konnte sie bezwingen.

Wir fahren nun gegen Nordwesten der Stadt Jaroslau zu. Die Vorberge der Karpathen sind weit im Süden zurückgeblieben. Eine mächtige Lössdecke mit zahlreichen Schluchten bedingt das landschaftliche Aussehen. Die Stadt selbst, die 18.000 Einwohner zählt, spielte in früheren Jahrhunderten als Festung und wichtiger Handelsplatz eine große Rolle.

Die Fahrt geht gegen Westen zur Stadt Brzeszow. Zu unserer Rechten haben wir die langweilige Niederung, zur Linken aber ein fruchtbares und fröhliches Hügelland. Noch einige Stationen und wir kommen in das Gebiet des Dunajec zur Stadt Larnow. Vielleicht in keiner der von uns früher besuchten Städte

ist der Gegensatz zwischen Tief- und Hügelland so scharf ausgeprägt wie gerade in Larnow.

Bei der Station Bochnia, einer sehr anmutigen, zwischen den Salzhügeln gelegenen Salinenstadt, überschreiten wir den Rabafluß und nähern uns der Weichselebene. Während die Bahn nördlich der weltbekannten Salzstadt Wieliczka hinzieht, erscheint auf dem Horizont der Kosziuszko-Hügel (333 Meter), zu dessen Füßen die zahlreichen Türme der altehrwürdigen Königsstadt Krakau in der Abendsonne glänzen.

Die beiden großen Festungen Krakau und Przemysl bilden die wichtigen Eckpunkte an der Basis des westgalizischen Tieflandsdreieckes.

Dieses galizische Tiefland wurde von vornherein als der Hauptschauplatz eines Krieges mit Rußland betrachtet, nicht nur, weil es durch seine Ebenheit zum Tanzplatz des Kriegsgottes wie berufen schien, sondern auch, weil hier der wirtschaftliche Schwerpunkt des Grenzlandes liegt und die Hauptzentren städtischen Lebens in der Nähe der Landesgrenze naturgemäß Ziele der feindlichen Eroberungszüge werden mußten. Daher waren hier schon im Frieden durch große Festungsanlagen und planvolle Entwicklung des Verkehrsnetzes die wesentlichsten Vorkehrungen für die Landesverteidigung geschaffen worden. Die beiden festen Plätze Krakau und Przemysl bezeichneten zusammen mit dem großen Verkehrsknoten Lemberg, dessen zeitweilig geplante Befestigung unterblieben war, die gegen Russisch-Polen Front machende Operationsbasis der österreichisch-ungarischen Armee.

In der westgalizischen Tiefebene hatte man den russischen Hauptangriff erwartet. Es kam aber anders. Es wurde von den beiden galizischen Tiefebenen, welche der Lemberg—Lomaszower Landrücken scharf auseinanderhält, die ohne Befestigung offenliegende östliche der Schauplatz der ersten Waffenerscheidung, nicht die westliche, in welcher man die Abwehrmaßregeln getroffen hatte.

Die ostgalizische Tiefebene ist mit Wald, Morast und Sand bedeckt, nur zwei Hügelwellen mit Höhen von 250 Metern tauchen aus diesen Sandflächen und Moorgründen auf. Auf solch einem Gelände, das der Verteidigung keinen augenfälligen Anhalt bot, einer aus Norden und Osten gleichzeitig drohenden Feindesmacht entgegenzutreten, war eine schwere Aufgabe. Sie konnte unlösbar werden, wenn man abwartend dem Gegner freie Hand ließ. Daher entschloß sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung zu einer raschen Offensive.

Doch der erste Akt des Feldzuges schloß für das Donauraich mit dem Verluste Ostgaliziens und der Freigabe des Zuganges zu den Pässen des karpathischen Waldgebirges. Dieser Ausgang des ersten Ringens der beiden Heeresmassen war im wesentlichen herbeigeführt durch die ungeheure Übermacht der Russen und durch den Verrat einheimischer Spione.

Mit Spannung richteten sich nun die Augen der Welt auf die westgalizische Tiefebene.

Langsam ging das österreichisch-ungarische Heer nach Westen — auf zwei Hauptstraßen: auf der den Hügelrand begleitenden von Jaroslaw über Rzeszow und Tarnow, und auf einer anderen, weiter südlich im Innern des Berglandes von Przemysl über Proszno, Jaslo, Gorlice und Neu-Sandec. Hinter dem Dunajec, der bei Tarnow aus dem Gebirge tritt, nahm das Heer neue Stellungen ein. Es trat eine kurze Ruhepause ein. Nur Przemysl, das wie ein Fels im wildbrandenden Meere stand, herannten die Russen in immer wiederholtem Sturmloaf.

Im Oktober brachen unsere Heere gemeinsam mit Hindenburg in mächtiger Offensive wieder nach Osten vor, trieben die Russen bis hinter den San und befreiten Przemysl. Da fiel bei Warschau im Norden die Entscheidung: Hindenburg mußte der russischen Übermacht weichen. Es folgte ein neuer Rückzug der Verbündeten. Und hinter ihnen wälzte sich nun das russische Riesenheer gegen Deutschland. Österreich-Un-

garn mußte einen Teil seiner Streitkräfte zur Deckung des preußischen Schlesiens einsetzen und Krakau ward nun zur Hauptstütze des rechten Flügels der Verbündeten. Die Russen standen vor den Toren Krakaus und manche seiner Forts konnten mit ihren weittragenden Geschützen in den Kampf eingreifen.

Die Siege von Lodz und Limanowa brachten die russische Dampfwalze zum Stehen und die Russen krochen hinter der Nida und dem Dunajec in die Schützengräben. Im Mai 1915 begann dann mit der gewaltigen Durchbruchschlacht bei Gorlice jene siegreiche Offensive der Verbündeten, die Galizien befreite. . . .

Im Tale des Dunajec.

An den Dunajec knüpft sich für alle Zeiten der Name jener gewaltigen Durchbruchschlacht, mit der im Mai 1915 der große Siegeszug der verbündeten Deutschen, Oesterreicher und Ungarn begann, der einen völligen Umschwung in der Kriegslage brachte. Der Dunajec spielte im ersten Abschnitt des Weltkrieges eine große Rolle, am Dunajec lagen unsere Truppen in besetzten Stellungen den verschanzten Russen den ganzen Winter 1914/15 gegenüber bis zu jenem denkwürdigen 2. Mai, an dem die große Entscheidung am Dunajec fiel.

Der Dunajec ist ein rechter Nebenfluß der Weichsel und entspringt am Nordabhange der



Ein polnisches Ehepaar aus der Krakauer Gegend.

Hohen Tatra aus zwei Quellbächen, dem Schwarzen und dem Weißen Dunajec, die bei Neumarkt (571 Meter) am Südrand der westgalizischen Karpathen zusammenfließen. Er durchfließt an der Grenze gegen Ungarn in wildromantischem, Schluchtartigem Tal den Kalkgebirgszug der „Bienenen“ und nimmt dann rechts unterhalb Alt-Sandec den Poprad und bei Tarnow die Biala auf. Der Fluß hat eine Länge von 208 Kilometern. Sein Wasser ist reizend und fischreich. Das Flußgebiet ist industriell reich entwickelt.

Eine herrliche Schilderung des Dunajectales gab der Kriegskorrespondent des schwedischen Blattes „Dagens Nyheter“, der an der galizischen Front weilte: „Zwischen den ungarischen Steppen und der roten Erde Galiziens erhebt die Tatra ihre hohen Gipfel über den Kamm der Karpathen, und aus den Schneegebirgen der Tatra bahnen sich die scheinbar unermesslichen Wasser des Dunajec ihren Weg. Die Bächlein in den Bergwäldern kommen mit großer Eile daher, als fürchteten sie, der große Fluß könnte ohne sie zu Tal eilen und seine lange Reise nach Norden machen, als fürchteten sie, nicht auch ins Tal gelangen zu können, dem sie alle zustreben, dem schrecklichen Tal, um das seit Monaten Tag und Nacht heftige Kämpfe tobten. Nach einiger Zeit werden diese Wasser, mit denen sich das Blut der Kämpfenden vermischt, durch vom Frieden beglückte Städte und Dörfer fließen. Der Dunajec gleicht dem so rastlosen menschlichen Leben. Aus dem Schoße der Tatra bricht er gewaltsam zum Lichte durch. Jeder Frühling gibt ihm neues Wachstum und neue Kraft, und wenn er in den schmalen Karpathenpässen eingeeengt ist, so rauscht er später um so mächtiger, bis er endlich in der Ebene Freiheit und neue Kräfte gewinnt. Der Fluß stößt auf manche Hindernisse und umfließt sie, daher sein gewundener Lauf. Hat er aber die letzten Verzweigungen der Berge hinter sich und grüßt ihn von ferne die Ebene, so ist er stark genug, sich den Weg nach Norden zu bahnen, auf dem er zahlreiche Bächlein und Nebenflüsse aufnimmt.

Zu Friedenszeiten dient er dem Fortschritt, im Kriege aber ist er ein lang aufhaltendes Hindernis auch für den tapfersten Gegner. Wie er die Heere anzog, die sich an seinen Ufern gegenüberstehen, so zieht er auch in friedlichen Zeiten die Menschen an, die an seinem Laufe wohnen. Dort, wo er sich sein Bett im Tale ausgehöhlt hat, finden sich an seinen Ufern dichte, hohe Wälder und immer häufiger auch Ansiedlungen von Menschen, die Schifffahrt oder Fischerei betreiben. Die Hügel sind fast alle unbebaut, nur hier und da ist ein Stück Erde gepflügt, das sicher einem polnischen Magnaten gehört. Auf den Hügeln in der Nähe größerer Dörfer und Städte überschaut beherrschend ein Kloster weithin die Gegend."

Gorlice.

Seit der großen Maienschlacht bei Gorlice ist das liebe kleine galizische Städtchen weltberühmt geworden. Gorlice wurde von den Unseren im Sturme genommen — es ward ein Trümmerhaufen. Aber Gorlice mußte fallen, mußte zur Leichenbrücke werden, die nach Osten führte. Um die Russen aus Gorlice und damit aus einer breiten Front zu vertreiben, mußte Gorlice derart bombardiert werden, daß Mensch und Tier im weiten Umkreise Hören und Sehen verging, daß jeder Stützpunkt in Trümmer fiel, daß Angst und Wehgeschrei die Sinne raubten und die Menschen fliehen, sich ergeben oder elendiglich umkommen mußten. Die Zahl der Geschütze, die die Durchbruchslinie spakten, überschritt dreizehneinhalbhundert — es war die erste Artillerieschlacht gewaltigsten Stiles. Im Vereine mit der leichten Artillerie haben hier deutsche 21er, österreichische 30,5er und deutsche 42er eine furchtbare Spreng- und Zündarbeit verrichtet. Nur wenige Häuser entgingen dem Verderben. Auch die Kirche mußte fallen.

Das alte Gorlice ist nicht mehr. Das Städtchen war der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft mit zirka

6500 polnischen Einwohnern, darunter etwa 3000 Juden. Es liegt im Tale der Kopa an der von Grybów nach Jasło führenden Straße und ist bekannt durch seine Naphthadestillation, seine Dampfmühlen und durch seine bedeutenden Märkte für Naphtha, Getreide und Wein, sowie für Leinwand — in der Umgebung befinden sich viele Leinen- und Wollzeugwebereien und Leinwandbleichen.

Der Kriegsberichterstatter Dr. Anton Rado jun. schrieb unter dem 2. Mai 1916 zur Erinnerung an den Jahrestag der großen Durchbruchschlacht u. a.:

„Uppiges Frühlingsleben sproßt in dieser unendlich freundlichen Hügellandschaft.

Hier ist die ganze Geschichte Gorlices geschrieben worden; nach einem Jahre noch ganz leserlich. Larnow, an leeren Fabrikmauern und Schienen vorüber, im Dunajec noch die verbogenen Riesen, die Stahlrippen geborstener Brückenungeheuer, die sträucherumrandeten Ufer und dort die Note 419, förmlich eingedrückt von den Fäusten der 30,5-Mörser. An der steilen Hügellehne, umsäumt von den einstigen Ruffenstellungen, liegen zerhobene Baumungetüme umher, dazwischen die ausgefühlten Krater, in denen die anstürmenden Kaiserjäger noch lebende Sibirier fanden; sitzend und liegend im glühenden Döbbitdampf, sie weinten und lachten, dabei mit heiserer Stimme immer wieder heimatische Lieder singend — sie alle waren im Trommelfeuer unserer Geschütze irrsinnig geworden. . . .

Das ist die Note 402. Dann der Puszkihügel bei Luzna, an der Straßenkreuzung von Gzieszkowicz und Stedlicka. Auf der Kuppe ein schütterer Wald, als ob ein Ungewitter über ihn dahingeritten wäre. Jawohl, ein Eisen- und Feuersturm. Von Staszkowka kamen die Kaschauer und Wiskolczer Jungen, die Truppen des „Vorwärts“-Korps, von der anderen Seite die tapferen Polen, Schlesier und Mährer. Dann die preussische Garde, die vier Grenadier-Regimenter unter General v. Emmich, die Hannoveraner und aus

der Richtung von Sekowa General Knaußels Bayern. Sie gingen von der Stelle hinter der alten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden Holzkirche aus, die wie ein zerschossenes Gerippe da stand.

„Nun, Jungen, Messer und Kolben, vorwärts!“ hieß es.

Oben auf der Kuppe des Hügels liegen sie in Reihen, in militärischer Ordnung. . . .

Die gequälten, zerstampften Berge, Felder und Städte sind allenthalben im Wiedergefunden, wo die Natur selbst nicht heilt, greift die zähe Heimatliebe bauend ein. Gesprengte Brücken werden wiederhergestellt, eingestürzte Panzerfesten, ausgerissene Schienenstränge sind längst wiederhergestellt — nur Gorlice liegt noch regungslos mit steifen, unberührten Gliedern da. Von den 640 Häusern stehen kaum 45 in einem Zustande da, daß sie notgedrungen halten. Zwischen verkohlten Holztrümmern und Schutt recken sich Rauchfänge zum Himmel. Tot ist die ganze Stadt.

Oben am Hügel ist der Friedhof, das große Monumento. Rotgelbe Sträucher umarmen die Reihen der Kreuze. Deutsche, Österreicher und Russen in dem Schlund einer Grube begraben — ich erinnere mich an die Gräber alter Zeiten, an die römischen Grabstätten, an die Aarenhügel, an die mit ängstlicher Scheu betrachteten Grasplätze der Völkerschlachten. Was sind alle diese im Vergleiche zu jenem Friedhofe, der sich hier unter mir, um mich herum weit, weit in der ganzen Hügellandschaft erstreckt.

Unten breitet sich stumm die Ruinenstadt Gorlice aus. . . .

Ueber Przemyśl auf Lemberg.

Der deutsche Kriegsberichterstatler Richard Schott, der den deutschen Helden folgte, die in treuer Bundesbrüderschaft ihr Leben einsetzten für die Wiedererobierung Galiziens, schildert seine Fahrt also:

... Erfreulich ist der Anblick der schmucken polnischen Dörfler, die mit ihren stets frisch gestrichenen,

blau und gelb gestreiften Holzhäusern und ihren Strohdächern so malerisch in den Gründen liegen und sich so dicht aneinanderreihen, daß man aus den freudig zurufenden Kinderscharen gar nicht herauskommt . . . Ein gesegnetes Land und nichts, aber auch gar nichts ist zu spüren vom Kriege, der doch noch bis vor wenigen Monaten seine grimme Faust über diese stillen Fluren ballte.

Und plötzlich steht vor uns der furchtbare Ernst des Krieges. Aus Stacheldrahtverhauen und dräuenden Erdwerken grinst er uns an. Vor kaum sechs Wochen begann hier die gewaltige Offensive, die mit beispielloser Stoßkraft und Ausdauer den zähen Feind von einer Stellung zur anderen jagte. Und was waren das für Stellungen! Nur wer die schon von Natur aus uneinnehmbar scheinenden, durch kunstvolle Befestigungsanlagen noch stärker gemachten Höhenzüge hinter dem Dunajec, der Wisloka, dem Wislok und dem San mit eigenen Augen sah, kann sich einen Begriff davon machen, was hier von den angreifenden Truppen geleistet werden mußte, bis die feindlichen Fronten ins Wanken kamen.

Von nun an fahren wir unausgesetzt über Kampfgelände. Zerschossene und verbrannte Städte und Dörfer, Granatlöcher von allen Trichtergrößen, Soldatengräber bezeichnen mit grauenvoller Eindringlichkeit den Weg der blutigen Ereignisse, aber schon beginnt aus den Ruinen neues Leben zu erblühen. Überall baut man an Dächern und Häusern und bessert die Straßen aus, und überall reift die Ernte heran. Denn wenn auch das schmucke Aussehen der verschont gebliebenen Dörfer mehr und mehr schwindet, je weiter wir nach Osten kommen, die Felder sind doch meist bestellt worden. Bis hinter dem San auch das nachläßt und oft fast ganz in trostlose Erde versinkt. Hier wuchern Mohn und Kornblumen. Und in wehmütigem Kontrast wird die leuchtende Pracht durch die dunklen Gräben und Feldbefestigungen unterbrochen, in denen vor wenigen Tagen so viele blühende Menschenleben vom tödlichen Blei und Eisen hinweggerafft wurden.



Begräbnis eines Kosaken-Oberleutnants durch einen griechisch-katholischen Pfarrer in Galizien

Stacheldrahtverhaue rechts und links, so weit das Auge reicht. Dräuende Erdwerke dahinter. Auf den Landstraßen aber schippte, schaufelte und walzte alles durcheinander: deutscher und österreichischer Landsturm, gefangene Russen, galizische Frauen und Kinder. Noch lag aber sonst alles wie im tiefsten Frieden. Große Herden von langhörigen Rindern und schönen Pferden tummelten sich auf den weiten Wiesenflächen, und die Bewohner der Dörfer, die hier (in der Grodeker Gegend) weit weniger zahlreich sind als in Westgalizien, schienen sich in ihren halbzerstörten Häusern schon wieder wohnlich eingerichtet zu haben. Behaglich ihre Pfeischen schmauchend, hockten die weißkittligen Ruthenen auf den Schwellen, und die Juden zogen freundlich grüßend die Hüte von den Ringellocken, wo wir an ihren Häusern vorbeifuhren. Oft wurde man weite Strecken lang fast durch nichts daran erinnert, daß hier noch vor wenigen Tagen blutige Kämpfe sich abgespielt hatten. Doch wir nähern uns dem Operationsgebiet. Von einer deutschen Fliegerstation, die links im Felde lagert, steigt ein Doppel-

beder auf und verschwindet bald vor uns in den Wolken. Kolonnen aller Art nähern sich. Ein Kilometer langer Transport russischer Gefangenen bewegt sich an uns vorüber. Dann kommen uns Verwundetentransporte entgegen. Und plötzlich halten wir zwischen den noch rauchenden Trümmern von Janow, nur noch einige 20 Kilometer vor Lemberg. Jetzt sind wir bei einer österreichischen 30,5-Mörser-Batterie. Aber sie feuert nicht mehr, sie baut ab. Wir halten an und fragen: „Wie steht es um Lemberg?“ „Lemberg ist unser! Sechs Kilometer jenseits der Stadt ist unsere neue Stellung.“

Nun so schnell als möglich nach Lemberg. Noch liegt im Feld mancher Brave, der sein Leben lassen mußte im heißen Ringen um das langersehnte nahe Ziel, noch war keine Zeit, ihm die letzte Ruhestätte zu bereiten, kaum daß die Straße freigemacht werden konnte, auf der nun ein siegreiches Heer seinen Einzug hält in die befreite Stadt.

Und da kommen sie schon den Befreieru entgegen, in dichten Scharen, zu Wagen und zu Fuß, Blumen in den Händen, Freudentränen in den Augen, Jubel im Herzen, der nach Ausdruck ringt. Zehn Monate haben sie uns geknechtet, jetzt sind wir frei! Hoch Österreich! Hoch Deutschland!

Und sie klettern auf die Proben der Geschütze, sie hängen sich an die Wagen, sie drängen sich zwischen die Pferd und küssen die Stiefel der Reiter. Im Nu hat ein jeder Krieger sein Sträußchen am Käppi, am Säbel, am Gewehr; ein Wagen mit deutschen Offizieren ist mit Blumen angefüllt. Sträuße mit Schleifen werden geworfen. Heil Deutschland! Heil Kaiser Wilhelm! steht darauf. Und immer gewaltiger schwillt der Jubel an, je weiter ins Stadttinnere man kommt, wo von allen Balkonen schon die Teppiche hängen, wo aus allen Fenstern die Fahnen flattern, österreichische, ungarische, galizische, deutsche. Auf den Straßen wogt es, Vereine mit ihren Fahnen und Zeichen ziehen auf. Heiligenbilder werden herumgetragen und lorbeerum-

kränzte Bildnisse des Kaisers Franz Josef. Ein Freudentaumel hat all die Tausende erfasst, und immer aufs neue schallt es stundenlang: Hoch Oesterreich! Hoch Deutschland! Was müssen diese Menschen während der Fremdherrschaft gelitten haben, um in der Stunde der Befreiung in diesen Zustand der Ekstase versetzt zu werden. Und wie haben die Russen sich verrechnet, als sie glaubten, aus Lemberg eine russische Stadt machen zu können!

Die Deutschen in Galizien.*

Als die deutschen Truppen vom Westen her nach Neu-Sandez kamen, da waren sie ganz erstaunt, neben Polen, Ruthenen und Juden auch ein starkes deutsches Volkselement in dieser Stadt und ihrer Umgebung zu finden. Und als dann die Truppen der deutschen Südararmee über Ungarn her in die Karpathen einrückten, da fanden sie dort, wo sie nur eine slawische Bevölkerung vermutet hatten, mit einemmal deutsche Dörfer mit deutschen Namen. Und so war es, als im Südosten in der Armeegruppe Pflanzler-Baltin deutsche Kavallerietruppen nach Sniatyn, Kolomea und Radworna vorrückten. Sie fanden auch dort deutsche Dörfer und sie herbergten in deutschen Schulen und deutschen Bauernhäusern.

Von welcher Seite man auch nach Galizien kommt, man wird überall neben dem slawischen und jüdischen auch auf das deutsche Volkselement stoßen.

Freilich, wenn man die offiziellen Volkszählungen zu Rate zieht, so scheint die deutsche Bevölkerung in Galizien nur einen sehr geringfügigen Bruchteil darzustellen. Aber es ist schon wiederholt von kundiger Seite darauf hingewiesen worden, daß diese offiziellen

* Wir folgen hier den Ausführungen der beiden interessanten Schriften „Die Deutschen in Galizien und der Bukowina“ von Professor Dr. Kaibel und „Das Deutschtum in Galizien“ von Dr. Th. Köckler (protestantischer Pfarrer in Stamslau).

Zahlen kein richtiges Bild geben. Denn im gemischt-sprachigen Galizien ist die Volkszählung ein Gegenstand des heftigsten nationalen Ringens und die Kommissionen liegen größtenteils in den Händen der Polen, die das größte Interesse daran haben, Galizien als ein vorwiegend polnisches Land darzustellen.

Im Jahre 1910 ergab die Volkszählung 90.469 Deutsche in Galizien bei einer Gesamtbevölkerung von 8.025.675 — also 1,1 Prozent. Professor Dr. Raundl, der bekannte Geschichtschreiber des Karpathen-Deutschtums, versichert, daß nach privaten Zählungen in Galizien etwa 100.000 arische Deutsche leben, also Deutsche, die sich auch als Deutsche fühlen und ihre Kinder deutsch erziehen. Freilich wollte man die vielen Deutschen verzeichnen, die durchaus deutscher Herkunft sind, aber unter dem Einfluß ihrer Umgebung im Begriffe oder in Gefahr stehen, sich polnisieren zu lassen, oder unter dem Drucke polnischer Dienstgeber ihr Deutschtum nicht offen zu bekennen wagen, so würde die Zahl der Deutschen Galiziens eine erstaunlich große sein. „Das Deutschtum in Galizien würde vielleicht infolge seiner Vereinsamung, infolge des starken Druckes, der seit Jahrzehnten von polnischer Seite auf dasselbe ausgeübt worden ist, und, man muß es offen sagen, infolge der Vernachlässigung, die ihm lange Zeit seitens der deutschösterreichischen Politiker widerfuhr, noch in viel weiterem Maße zurückgegangen sein, wenn es nicht seine Kraft in einer erheblichen Anzahl urwüchsiger deutscher Bauerndörfer gehabt hätte.“ (Dr. Zöckler.)

Das deutsche Element in den Städten läßt sich naturgemäß am wenigsten genau berechnen. Tatsächlich gibt es in Lemberg, Krakau, Neu-Sandec, Przemysl, Stanislaw, Strzy und Kolomea zahlreiche Deutsche. Aber nur ein Teil derselben hält sein deutsches Volkstum nackensteif fest.

Die deutsche Sprache ist weit über die eigentlichen deutschen Siedlungen hinaus verbreitet. Jeder Gebildete versteht Deutsch und auch der größte Teil der

städtischen Bevölkerung, die in den polnischen und ruthenischen Stadtschulen von der 3. Volksschulklasse an Deutsch gelernt hat. Sehr viel trägt zur Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache das Militär bei. Auch der größte Teil der Juden spricht Deutsch. Abgesehen von den Juden behauptet sich innerhalb des Geschäftslebens und der Industrie das Deutsche als allgemeine Vermittlungssprache.

Die deutsche Bevölkerung bildet also, obwohl an Zahl nicht groß, an kultureller Bedeutung und weittragendem Einfluß ein sehr wesentliches Element in der Gesamtbevölkerung Galiziens. Diese Bedeutung erscheint in noch hellerem Lichte, wenn man einen Blick in die deutsche Vergangenheit Galiziens wirft.

Aus Galiziens deutscher Vergangenheit.

Zweimal hat eine mächtige Flutwelle deutschen Lebens das heutige Galizien durchströmt und belebt. Das erstemal im Mittelalter, das zweitemal, als Galizien an Österreich kam.

Sobald Polen aus der grauen Vorzeit in das Licht der Geschichte tritt, sehen wir überall Deutsche an der Arbeit, um dem Lande die Segnungen westlicher Kultur zu vermitteln. Deutsche Mönche und Priester sind es, die zuerst das Christentum ins Land tragen und damit höhere Gesittung und Bildung bringen. Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts aber begann die deutsche Ansiedlung stärker zu werden. Nach den glänzenden Erfahrungen, die man mit der deutschen Kolonisation im benachbarten Schlesien gemacht hatte, zogen die polnischen und ruthenischen Fürsten, aber auch die weltlichen und geistlichen Großen zahlreiche Deutsche in das wenig besiedelte Land und gewährten ihnen wichtige Freiheiten, um sie festzuhalten.

Schon um 1225 bestand in Krakau ein deutsches Gemeinwesen mit einem deutschen Schutzen an der Spitze. In rascher Folge wurden dann weitere Kolonien gegründet. Schon vor dem Mongolensturm

(1241) drangen die Deutschen bis in das Waldland der Karpathen ein. Nach den Verwüstungen der Tataren wurden die deutschen Niederlassungen durch die polnischen Fürsten und Bischöfe noch kräftiger gefördert, um das schwer heimgesuchte Land durch deutsche Kraft zu heben. In unzähligen Orten siedelten sich nun Deutsche an, durch ganz Galizien bis in die entferntesten Orte des Ostens sind Deutsche nachweisbar. Vor allem waren es die Städte, die ganz unter deutschem Einflusse standen, ja die Städte in Polen und Galizien sind überhaupt erst durch die Deutschen gegründet worden. Das gilt auch von Lemberg und Krakau. Beide Orte waren, ehe deutsche Kaufleute und Handwerker dorthin zogen, unansehnliche Dörfer.

Krakau ist die älteste, nachweislich deutsche Ansiedlung auf polnischem Boden. Was die alte Weichselstadt ist, das ist sie durch deutsche Kraft geworden. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichtete der 1229 verstorbene Bischof Iwo inmitten dieser deutschen Ansiedlung die Marienkirche für die Deutschen, die in einem späteren Umbaue noch heute eine Bierde der Stadt bildet. Das deutsche Krakau hatte bereits im 13. Jahrhundert eine Befestigung und wichtige Marktrechte. Und bis zum 16. Jahrhundert war und blieb Krakau fast durchaus eine deutsche Stadt, größtenteils von Deutschen bewohnt.

Nicht anders wie in Krakau ist es in Lemberg gewesen. Der älteste Lemberger Chronist Josef Zimorowicz (gest. 1677) spricht von einer Leopoldis Germanica, vom deutschen Lemberg. Während der ganzen Zeit von 1300 bis 1550 war Lemberg eine deutsche Stadt mit deutschen Bögten und deutschem Recht. Die Stadtturkunden, die Zunftordnungen und Rechtsbescheide dieser Zeit sind deutsch. Deutsche Bürger haben hier die älteste Kirche in germanischem Stil gebaut. Als im Jahre 1381 das hölzerne Lemberg ein Raub der Flammen geworden war, wurde es durch deutsche Handwerker neu aufgebaut.

Überall in den Städten herrschte deutsches Recht nach dem Muster jenes von Magdeburg. Darnach stand ein Vogt oder Schulze an der Spitze der Gemeinde, ihm zur Seite Schöffen zur Rechtsprechung und Ratsherren zur Verwaltung des Gemeinwesens. Unter den Beamten spielte der Stadtschreiber eine wichtige Rolle. Wie die deutschen Städte im Mutterlande hatten auch diese Kolonistenstädte Markt- und Stapelrecht, Stadtsiegel und Stadtwappen. Handel und Gewerbe und Kunst entwickelten sich wie im deutschen Mutterlande. Die deutschen Kaufleute Galiziens trieben einen schwunghaften Handel bis in den Orient und vermittelten die Waren des Ostens dem Westen. Die deutsche Einrichtung der Zünfte fand überall Eingang. Auch den Häuserbau aus Stein und Ziegel haben die Polen erst von den Deutschen gelernt. So beruht denn die heutige Kultur der Polen und Ruthenen durchaus auf deutscher Grundlage, wie denn auch Hunderte von Worten ihres Sprachschatzes noch heute dies beweisen.

Auch das in diesem Kriege so berühmt gewordene Przemyśl gehört zu jenen Orten, die vor Jahrhun-



Galizianer beim Schützengrabenbau.

berten deutsch waren. Bezeichnend für den großen Anteil der Deutschen an der Bevölkerung von Przemyśl und Umgebung ist, daß 1452 das bischöfliche Kapitel von Przemyśl den Beschluß faßte, daß nur Geistliche angestellt werden sollten, welche die deutsche Sprache beherrschten. Ebenso interessant ist der Umstand, daß in Przemyśl deutsche Rechtsbücher in Verwendung standen. Zwei Sammlungen von Schöffenurtheilen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts liegen noch heute im Archiv der Stadt. Selbst im Jahre 1760 ist noch eine Ausgabe des deutschen Rechtes in Przemyśl veranstaltet worden.

Diese blühenden deutschen Ansiedlungen des Mittelalters in Galizien sind leider seit dem 16. Jahrhundert verfallen. Der alte Gegensatz zwischen Polen und Deutschen, der sich durch das erstarkende Bürgertum in ihrem Einfluß gefährdeten einheimischen Großen, der Verfall der polnischen Königsmacht, die steten Kriegerunruhen und religiösen Wirren erschütterten sie. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien leitete den Handel, den bisher die deutschen Ansiedlungen betrieben, auf andere Wege. Dazu kam seit der Entdeckung Amerikas die Ableitung der überflüssigen deutschen Volkskraft übers Meer, ferner der politische Verfall Deutschlands und die inneren Kämpfe in den deutschen Städten. Dadurch wurden auch die Ansiedlungen im Osten geschädigt.

Durch den Verfall dieser deutschen Ansiedlungen ist dem deutschen Volke ein großer Schaden erwachsen. Es verlor ein großes Absatzgebiet für seine Erzeugnisse, der Bezug von Rohprodukten aus dem Osten wurde uns erschwert, der Handel immer mehr in fremde Hände gespielt — vor allem in die Hände der deutschsprechenden Juden, die so im alten deutschen Siedlungsgebiete ihre heutige Stellung erlangten.

Aber auch der polnische Staat ist durch die Unterdrückung des deutschen Bürger- und Bauernstandes schwer geschädigt worden. Polen brach wie ein morscher Baum zusammen. Und von der großen Skolo-

nisation der Deutschen im Mittelalter haben sich nur wenige Überbleibsel erhalten bis auf die Gegenwart — es sind dies die ganz an der Westgrenze gelegenen deutschen Sprachinseln Wilhelmsau (heute Wilamowice) und Biala.

Als dann 1772 Galizien an Österreich kam, begann neuerdings eine kräftige Förderung des Deutschtums.

Der Zustand des erworbenen Gebietes von Galizien war überaus traurig. Nur etwa 2½ Millionen Menschen bevölkerten es, so daß auf einem Quadrat kilometer ungefähr 33 Menschen wohnten. Die Städte befanden sich in kläglichem Verfall, Gewerbe und Handel waren unbedeutend, die Landwirtschaft stand auf einer überaus niedrigen Stufe. Ebenso traurig war der Zustand der Volksbildung und geistigen Kultur. Es war klar, dem herabgekommenen Lande war ohne deutsche Kraft nicht zu helfen. Und so erließ Kaiserin Maria Theresia am 1. Oktober 1774 ein sogenanntes Ansiedlungspatent, auf Grund dessen auswärtigen Handelsleuten, Künstlern, Fabrikanten, Professionisten und Handwerkern die Bewilligung erteilt wurde, sich in Galizien an beliebigen Orten niederzulassen, und ihnen zugleich gewisse Freiheiten gewährt wurden.

Kaiser Josef II., der das Land persönlich bereiste und erkannte, daß es ein reiches und zukunftsfähiges Land sei, gab 1781 ein neues Ansiedlungspatent heraus, in dem er auch Bauern zur Ansiedlung einlud und sie durch Gewährung noch größerer Freiheiten anlocken suchte. Bald meldeten sich so viele Ansiedlungslustige aus den Rheingegenden, daß die kaiserlichen Kommissäre in Galizien wiederholt bitten mußten, den Strom zurückzuhalten.

Durch diese deutsche Ansiedlung vollzog sich in Galizien eine radikale Auffrischung der Bevölkerung und eine vollständige Umgestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Die deutschen Bauern errichteten Musterwirtschaften, und lachten die einheimischen Bauern auch anfangs über die deutsche Bäuer-

liche Kultur, so lernten sie doch nach und nach manches von ihnen. Bedeutenden Anteil an der Kultivierung Galiziens nahmen auch die deutschen Beamten, Geistlichen und Lehrer. Die gesamte galizische Forst- und Waldindustrie ist das Werk der Deutschen. Auch die heute weltbekannte Petroleumindustrie Galiziens geht auf einen deutschen Beamten zurück. Der Salinenkontrollor Josef Secker war es, der 1815 in Truskawice, südlich von Drohobycz, die erste Destillationsfabrik für Naphtha hergestellt und dieses als Beleuchtungsmaterial in Anwendung gebracht hat. Da im Kaukasus und in Amerika die Destillation des Erdöles erst später begann, so verdankt Galizien den Deutschen den Ruhm, den ersten Schritt zu dieser wichtigen Industrie getan zu haben. Nach deutschem Muster wurde auch das Volksschulwesen eingerichtet. Auch deutsche Mittelschulen wurden gegründet und an der Lemberger Universität herrschte die deutsche Vortragssprache. Auf diese Weise drang westliche Bildung nach Galizien. Noch um 1840 herum war in Lemberg Deutsch und Polnisch gleich stark verbreitet. In einem Berichte heißt es: „Die deutsche Sprache ist so allgemein in Galizien verbreitet, daß fast jeder einigermaßen gebildete Pole sie spricht.“

Angesichts dieser Tatsachen konnte ein Reisender, der Galizien im Jahre 1840 bereist hat, wohl mit Namen, mit Recht sagen: „Die deutschen Wohlthaten, welche Galizien durch österreichische Vermittlung zufließen, sind so unbeschreiblich und mannigfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden, er mag von Rußland oder von Ungarn aus das Land betreten, unmöglich ist, nicht gleich davon frappiert zu werden.“

Leider hat der alte Haß nicht geruht. Die Lage des Deutschtums in Galizien gestaltete sich immer schwieriger, besonders seitdem nach 1866 Galizien den Polen überlassen worden ist. Die Deutschen wurden überall im öffentlichen Leben zurückgedrängt, die deutsche Sprache verschwand aus Amt und Schule, die Universität in Lemberg verlor ihren deutschen Cha-

tauer. Den Deutschen wurden zumeist ihre deutschen Lehrer und Priester genommen. In den Städten verloren die Bürger und Beamten infolge dieses Druckes vielfach ihr deutsches Volkstum. Der Bestand von etwa 200 lebensfähigen deutschen dörflichen Ansiedlungen wurde fast gänzlich vernichtet.

Das galizische Deutschtum schien schon verloren — es war von seinen eigenen Volksgenossen aufgegeben, weil niemand von ihm etwas wußte. Dazu kam noch, daß seit 1880 die Auswanderung in bedrohlichem Maße zunahm.

Da taten sich einige tatkräftige Männer zusammen zur Rettung des galizischen Deutschtums. Im Jahre 1907 wurde der „Bund der christlichen Deutschen in Galizien“ gegründet, im gleichen Jahre erschien das „Deutsche Volksblatt für Galizien“ als Sprachrohr der deutschen Schutzbewegung. Die völkische Not, in der sich viele dieser schönen deutschen Dörfer befanden, wurde in weiteren Kreisen bekannt, der Deutsche Schulverein setzte mit einer kraftvollen Unterstützungstätigkeit in Galizien ein und errichtete in einer Reihe von Kolonien deutsche Privatschulen. Um die deutsche Bevölkerung auch wirtschaftlich unabhängig zu machen, wurden überall deutsche Raiffeisenkassen gegründet. Bedrängte deutsche Bauern, die bisher 12 bis 16 Prozent Zinsen hatten zahlen müssen, konnten jetzt beim Deutschen Raiffeisenkassenverband schon für 6½ Prozent, einen für galizische Verhältnisse unerhört niedrigen Zinsfuß, Geld bekommen. Zahlreiche deutsche Bauerngehöfte, die sonst an Fremdstämmige verloren gegangen wären, konnten so erhalten bleiben. Dadurch erwachte das Deutschtum in Galizien überall zu neuem Leben und es zeigte sich bald, daß diese deutschen Pioniere ihre Sprache, ihre Sitte und Kleidung trennend gewahrt hatten und treue Stützen des österreichischen Staatsgedankens und Vorposten des deutschen Volkes im Osten waren.

Neues deutsches Leben erblühte in Galizien — da kam der Krieg mit all seinen Schrecken, und nun hat-

ten diese deutschen Siedlungen ganz besonders zu leiden unter der Zerstörungswut der Russen. Der russische Befreier zerstörte mit Vorliebe deutsche Wohnstätten und deutsches Gut.

Die deutschen Siedlungen vor dem Kriege.

Bevor wir die Leiden des Krieges für die Deutschen Galiziens schildern, wollen wir ein Bild von dem Stande der deutschen Kolonien in Galizien unmittelbar vor dem Kriege entwerfen.

Das Rückgrat des galizischen Deutschtums bilden die Landgemeinden, die deutschen Bauerndörfer. Nach Maindl zählte Galizien vor dem Kriege, abgesehen von den Orten mit einer geringen Anzahl deutscher Bewohner, etwa 220 Siedlungen mit beachtenswerter deutscher Bevölkerung. Von diesen verdienen etwa 170 besonders hervorgehoben zu werden - 82 davon haben reindeutschen Charakter.

Eigentümlich ist es, daß diese Kolonien sich fast durchwegs konfessionell scharf voneinander abgrenzen. Es gibt katholische und evangelische deutsche Gemeinden, nur höchst selten gemischte. Die Zahl der katholischen deutschen Dörfer beträgt 85, die der evangelischen 87. Unter diesen sind als reindeutsch 42 katholische und 40 evangelische Dörfer zu bezeichnen. Unter diesen deutschen Dörfern gibt es eine ganze Reihe prächtiger und blühender Ansiedlungen, die sich auch bei aller Ungunst der Zeit als deutsche Musterdörfer erhalten haben.

Die deutschen Siedlungen in Westgalizien. Ganz im Westen ist eine kleine, zusammenhängende deutsche Sprachinsel, deren Mittelpunkt die alte deutsche Stadt Biala ist, die einzige, die noch heute einen deutschen Abgeordneten in den galizischen Landtag sendet. Freilich ist das Deutschtum dieser Stadt einem starken Ansturm der Polen ausgesetzt, die unermülich darnach trachten, die Stadt in ihre Hände zu bringen. Immerhin zählte Biala bei der letzten Volks-

zählung 4672 Deutsche (zwei Drittel der Gesamtbevölkerung). Die benachbarten beiden deutschen Orte Lipnik (deutsch Kunzendorf) und Mlzen zählen 4940, beziehungsweise 2251 Deutsche. Nicht weit von der Bialer Sprachinsel liegt Wilhelmsau, dessen uralte deutsche katholische Bevölkerung 1500 Seelen beträgt.

Die Bezirkshauptmannschaft Neu-Sandec bildet wie im Mittelalter so auch jetzt ein wichtiges Kolonisationsgebiet. In der Bezirkshauptmannschaft Mielec, zu beiden Seiten der unteren Wisłoka, liegen die deutschen Dörfer Hohenbach, Schönanger, Jofesdorf, Baden-Baden Kolonia, Reichsheim. Weiter östlich Wildental und Hanischau, gegen den San zu Steinau, Königsberg und Gillersdorf.

Die deutschen Siedlungen in Ostgalizien. Die blühendsten deutschen Siedlungen ziehen sich in einem langen Streifen zwischen dem Dniestr und den Karpathen von Kolomea bis in die Gegend von Przemysl einerseits und über Lemberg, Grodek in die Gegend von Kamionka Strumilowa andererseits.

Eine der interessantesten deutschen Städtegründungen findet sich im äußersten Südosten Galiziens. Hier faßte Stanislan Boniatowski, der Vater des letzten polnischen Königs, den Plan, am Dniestr, an der Grenze der damals noch türkischen Moldau, eine deutsche Stadt zu gründen. Er betraute mit der Ausführung dieses Planes im Jahre 1750 den Verwalter seiner ausgedehnten Güter, den Deutschen Johann Rudolf von Dettkyer. Dieser berief zahlreiche deutsche Ansiedler, vor allem Tuchmacher, aus Schlesien. So entstand das während dieses Krieges so heißumstrittene Zaleszczyki, zu deutsch Hinterwalden. Interessant ist auch, daß diese Ansiedlung, weil ausschließlich aus deutschen Protestanten bestehend, die erste evangelische Gemeinde auf galizischem Boden war -- abgesehen von Biala --, welche das Recht erhielt, sich einen evangelischen Geistlichen zu berufen. Lange Zeit hat die Tuchmacherindustrie in Zaleszczyki geblüht, und während dieser Zeit hatte die Stadt tatsächlich einen



Zaleszczyki am Dnjeſtr.

deutschen Charakter. Der Hauptplatz hieß der „Deutsche Platz“. Noch heute umstehen diesen Platz eine Reihe eigentümlicher altertümlicher Häuser mit riesigen, steil abfallenden Dächern, auf welchen die deutschen Tuchmacher ihr Tuch zu trocknen pflegten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verfiel die Industrie. Die Folge war, daß sich auch die Deutschen aus Zaleszczyki mehr und mehr verzogen. Heute gibt es nur noch wenige deutsche Familien in Zaleszczyki.

Nördlich von Sniatyn liegen die deutschen Siedlungen Augustsdorf und Rudolfsdorf.

Von besonderem Interesse ist die große deutsch-katholische Vorstadt von Kolomea, Maria-Hilf, welche 1811 von 40 deutschen Sippen aus dem Böhmerwalde gegründet worden ist, und zwar auf einer mit Geſtrüpp bewachsenen, ertraglosen Fläche. Die Leute haben diesen Boden urbar gemacht und hier ihre netten hölzernen Häuser ganz nach der Art wie in ihrer böhmischen Heimat erbaut. Die Ansiedlung blühte immer mehr auf, immer mehr Grund und Boden wurde von den fleißigen Siedlern erworben, so daß Maria-Hilf Mitte 1914 schon 120 Nummern mit 700 Einwohnern zählte und außerdem in nächster Nähe auf erworbenen Gütern die zwei Töchterſiedlungen Flehberg und Roſenheck von Maria-Hilfer Deutschen gegründet wurden. Überdies sind aus Maria-

Hilf im Laufe der Zeit mindestens 50 deutsche Sippen nach Bosnien und in die Bukowina ausgewandert, wo sie ebenfalls geschlossene deutsche Siedlungen gegründet haben.

In der Nähe von Kolomea sind dann noch drei protestantische Siedlungen: Baginsberg, Slawitz und Sewernowka, dann südlich von Tlumacz: Konstantinowka und Mogila, weiter westlich Sitanerowka, Mikulsdorf, Neudorf und Solotwina. Auch in Ottnia und Radworna wohnen deutsche Protestanten. Eine interessante Erscheinung ist das große Ruthenendorf Horocholina am Abhange der Ostkarpathen, zwischen Stanislaw und Solotwina. Hier wurden 1808 acht deutsche Familien unter etwa 600 Ruthenenfamilien angesiedelt, und zwar so, daß immer nur zwei Familien deutschen Stammes beieinander wohnen durften, die vier auf diese Art entstandenen deutschen Zweifamiliengruppen aber untereinander sehr weit getrennt waren. Heute befinden sich in Horocholina 50 deutsche Familien, meist evangelische.

Nördlich von Stanislaw ist die protestantische Siedlung Kuchinin. In der Bezirkshauptmannschaft Kalusz liegen die drei protestantischen Siedlungen



Die Ruinen am Hauptplatz in Zaleszczyki.

Neu-Kalusz, Ngarsthal und Landestreu. Landestreu ist ein wunderliebliches Dorf mit meist gemauerten und mit Blech gedeckten Häusern an einer breiten, stattlichen Dorfstraße, aus herrlichen Obstpflanzungen hervorragend, schöne Wirtschaftsgebäude, und in der Mitte das Kirchlein mit dem schlanken Turm. Die Bewohner von Landestreu, die Nachkommen eingewanderter Württemberger, sind ein sehr fleißiges und begabtes Völkchen. Das merkt man schon an der Wasserleitung, die durch das ganze Dorf hindurchgeht. Dieses Werk, das ihre Vorfahren selbst errichtet haben, ist noch heute der Stolz aller Landestreuer. Ein anderer Stolz war die Glockengießerei in Landestreu. Hier wurden für die ganze Umgebung, bis hinab in die Bukowina, die Kirchenglocken gegossen. Jetzt freilich hat diese Industrie längst aufgehört in dem stillen Dörflein am Karpathenhang.

Im lieblichen Ewicalale, zum Teile auch an die sich rechts und links desselben entlang ziehenden Hügel gelehnt, befinden sich zahlreiche deutsche Siedlungen. Ganz entzückend liegt am Fuße eines 1600 Meter hohen Berges das Dorf Ludwifowka (Ludwigsdorf). Etwas südlicher liegen die Ortschaften Leopoldsdorf und Josefstal. Alle drei sind katholische deutsch-böhmische Niederlassungen. Etwas nördlicher liegt die evangelische Siedlung Engelsberg und schließlich eine ganze Reihe von Siedlungen rund um das Stadtgebiet von Dolina, in konfessioneller Hinsicht meist gemischt. An der die Stadt Dolina mit Kalusz verbindenden Eisenbahnlinie liegt die katholische Siedlung Hoffnungsau.

Viele katholische deutschböhmische Gemeinden befinden sich auch im Bezirk Zydaczow, und unter ihnen zeichnet sich ganz besonders aus der Ort Wachliniec, eine der größten deutschen Siedlungen überhaupt, da der Ort über 620 Seelen zählt.

In den Karpathen, an der nach Skole—Stryj führenden Eisenbahn, liegen die deutschen Dörfer Karlsdorf, Annaberg und Feliziental, sowie einige kleinere

Töchterfiedlungen dieser Gemeinden. Alle diese Ortschaften sind von deutschen Katholiken bewohnt, die zumieist aus Böhmen stammen. Die hübschen, sauberen Dörfer sind herrlich gelegen. Feliziental beherbergt in 70 deutschen Häusern 450 Seelen, Annaberg in 40 Häusern 250, Karlsdorf in 63 Häusern 390. In harter Arbeit haben diese Pioniere deutscher Kultur und Zeugen deutschen Fleißes ihre Felder Stück für Stück dem Walde abgerungen, und waren sie auch nun im Aufblühen begriffen, so standen sie doch bis in die letzte Zeit in wirtschaftlicher Hinsicht nicht glänzend da. Aber Deutsche sind sie, brave, treue Deutsche, und auch deutsche Volksschulen haben sie sich zu erhalten gewußt. Den Mittelpunkt dieser Siedlungsgruppe bildet Feliziental, wo sich auch ein katholisches Pfarramt befindet. In der von Deutschen aus deutschen Mitteln erbauten Kirche zu Feliziental wird in deutscher Sprache gepredigt.

Den Mittelpunkt eines ganzen Kranzes deutscher Siedlungen, deren Einwohnerzahl sich insgesamt auf über 15.000 beläuft, bildet Struj, das selbst eine deutsche evangelische Gemeinde und eine mehrklassige deutsche Privatschule hat. Von den deutschen Siedlungen am Struj seien vor allem erwähnt die beiden evangelischen Gemeinden Gelsendorf und Brigidan. Letztere ist eine der schönsten deutschen Niederlassungen in Galizien. Sie wurde wie die meisten galizischen Siedlungen von Kaiser Josef II., und zwar im Jahre 1782, gegründet. Die Ansiedler kamen meist aus Hessen-Nassau. Drei breite Straßen durchziehen das stattliche Dorf. Im Mittelpunkte des Ortes liegt die Kirche, die Schule und das Deutsche Haus. Auch die Gemeinde Gelsendorf ist von Kaiser Josef II. gegründet worden und ist, wie Brigidan, Sitz eines evangelischen Pfarramtes. Diese Siedlung ist kleiner als Brigidan, aber bedeutend wohlhabender, weil sie sich eines besseren Grundes und Bodens erfreut. Nordöstlich von Drohobycz liegen die evangelischen Siedlungen Reudorf, Josefsberg, Ugartsberg und die ka-

tholische Siedlung Königsau. Zwei der größten katholischen Siedlungen, Kaisersdorf (660 Einwohner) und Kranzberg, liegen östlich von Sambor, doch müssen dieselben, wie so viele deutsche Niederlassungen in Galizien, hart um ihre deutsche Eigenart kämpfen.



Die deutschen Siedlungen
in Ostgalizien

Auch im Bezirk Dobromil liegen eine Reihe deutscher Dörfer: Makowa, Falkenberg, Rosenberg, Engelsbrunn, Obersdorf, Brinzenthal und Steinfels. Weiter südlich ist Wandrom, ein großes Ruthenendorf mit deutscher Siedlung, langgestreckt in einem malerischen Gebirgstälchen lieblich gelegen. Der ganze un-

Pfarrhaus daneben. Es folgt dann bachaufwärts ein Teil des Dorfes, der nur von Deutschen bewohnt ist, dann wieder ein ruthenisches Stück und hierauf ganz am obersten Ende des Dorfes wieder eine Gruppe deutscher Bauernwirtschaften. Trotzdem die Deutschen hier schon seit 120 Jahren in enger Verbundenheit mit den Ruthenen leben und gewissermaßen zwischen die Ruthenen eingeschachtelt sind, hat dennoch ihr Deutschtum darunter nicht gelitten. Die Deutschen von Wandrow sprechen natürlich alle perfekt Ruthenisch, aber ihre eigentliche Muttersprache, die Familien- und Hausprache ist und bleibt das Deutsche.

Auch in Nordgalizien, östlich des San, zu beiden Seiten der Bahn Karostau—Nawa-Muska, sind eine ganze Reihe deutscher Siedlungen: Kehlbad, Ostrowiec, Burgau, Reichau und Freifeld; im Bezirk Nawa-Muska: Einsingen, Smolin, Brudental, Josefinedorf und Michalowka; an der russischen Grenze bei Sotal liegt Bwoiska.

Ein ganzer Gürtel von deutschen Siedlungen ist um Grodek und Lemberg: Hartfeld, Rottenhan, Schöntal, Brunndorf, Burgtal, Ottenhausen, Weissenberg, Ebenau, Neuhof, Kaltwasser, Falkenstein, Dornfeld, Einsiedel, Rosenberg, Lindenfeld, Chrusno, Reichenbach, fast alle protestantisch.

Dieser deutsche Siedlungsgürtel setzt sich nach Norden fort — um Polkiew sind die deutschen Siedlungen: Mierzwica, Wiesenberg, Theodorshof, Rehdorf; nordöstlich von Kamionka Strumilowa: Josefow, Mirow, Sapiezanka, Antonin, Hammin, Stanin, Heinrichsdorf.

Auch auf der Podolischen Hochebene finden wir deutsche Siedlungen. So in der Gegend von Przemyslan: Kimirz, Untervalden, Uskowice, Dobrzonica. Südlich von Blazow: Bronislawowka und Maximowka. Südwestlich von Tarnopol: Monopkowka und Reuttschein. Nördlich von Podhajce liegt Beckersdorf, ein Dorf, das 510 deutsche und 12 ruthenische Einwohner zählt. Westlich von Czarkow liegt die deutsch protestantische Siedlung Polowce.

Das Schicksal der Siedlungen im Kriege.

Das Schicksal vieler dieser deutschen Siedlungen war geradezu schrecklich. Die Russen benützten für Requisitionen, zur Einquartierung und zu Forrairierungen mit Vorliebe die deutschen Dörfer. Es wurde ihnen auch von seiten der russenfreundlichen Ruthenen häufig direkt nahegelegt, doch in dieser Richtung sich möglichst an die Deutschen zu halten, die Feinde der Russen wären. Und so ging es denn über die deutschen Bauern her. Man nahm ihnen ihr Vieh und ihr Geflügel, man schleppte das Futtermittel weg, ja oftmals wurden auch die Kleider, das Hausgerät, die Uhren und anderes ohne Erbarmen weggenommen. Es gibt in manchen Dörfern deutsche Bauern, die in ein paar Wochen aus reichen Leuten zu Bettlern geworden sind.

Als sich im Frühjahr 1915 die Kriegslage für die Russen zu verschlechtern begann, ward die Lage der deutschen Kolonisten noch schlimmer. Die geringfügigsten Dinge genügten, einen wackeren deutschen Mann als Spion verhaften und wegschleppen zu lassen. Dazu kam, daß die Deutschen fast überall flüchtige österreichische und deutsche Soldaten und Verwundete wochen- und monatelang bei sich versteckt gehalten hatten, was doch schließlich nicht verborgen bleiben konnte. Auch witterte man überall geheime Beziehungen zwischen den deutschen Kolonisten und den über die Karpathen her vorrückenden Truppen der Deutschen.

Dazu kam, daß die deutschen Ansiedlungen so gelegen sind, daß sie fast überall zu Schauplätzen der schwersten Entscheidungskämpfe werden mußten. Man kann sagen, ganz Galizien ist in diesem Kriege ein großes Schlachtfeld gewesen. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob die Kampfswogen sich rasch über eine Gegend hinweggewälzt haben oder ob sie der Schauplatz eines Monats währenden Massenkriegens waren. Das letztere war bei den deutschen Kolonien der Fall. Die blühendsten deutschen Ansiedlungen ziehen sich in einem langen Streifen hin von Kolomea über Sta-

nislau, Kalusz, Strzy, Drohobycz, Sambor bis einerseits in die Gegend von Przemysl und andererseits über Lemberg und Grodek in die Gegend von Ramionka-Strumilowa. Man braucht nur die Namen dieser Ortschaften zu hören, um zu wissen, welche furchtbare, Wochen und Monate andauernde Schlachten und Stellungskämpfe in diesen Gegenden stattgefunden haben. Vielfach ging die sogenannte Feuerlinie mitten durch die deutsche Siedlung hindurch. Die gewaltigen Schanzgräben, die zum Teile mitten durch die Ortschaften gehen, die Hunderte von eingescherten Häusern und Ortschaften, die zerstörten Kirchen und Schulen werden noch lange von diesen furchtbaren Erlebnissen zeugen.

Dann die Leiden, welche über die Bevölkerung in der Gegend von Grodek und überhaupt in der ganzen näheren und ferneren Umgebung von Lemberg gekommen sind! Hier wüteten die Russen noch, ehe sie abzogen, in der barbarischsten Weise. Hier begannen sie zuerst die Braxis auszubilden, welche sie später in Russisch-Polen befolgt haben, nämlich die ihnen mißliebige Zivilbevölkerung einfach bei ihrem Rückzuge mitzunehmen. Die Deutschen der um Grodek herum gelegenen Gemeinden, wie Hartfeld, Burgtal, Ottenhausen, Neuhof, Dornfeld usw., erhielten von den russischen Kommandanten den Befehl, binnen wenigen Stunden ihre nötigste Habe zusammenzupacken und in der Richtung nach Lemberg auszuwandern. Von dort wurden sie über die russische Grenze befördert.

Wohl gegen 2000 deutsche Bauernhäuser in den verschiedenen Kolonien liegen in Asche, in einer Reihe von Gemeinden sind auch die Schulhäuser verbrannt, die Kirchen und Bethäuser zertrümmert oder doch schwer beschädigt. Durch Feuersbrünste haben schwer gelitten vor allem die schöne Ansiedlung Brigidau, ferner Proczkow, Obliska, Makowa, Gelsendorf, Zamadow, Myersko, Grabowsee und andere. Neudorf bei Drohobycz ist bis auf drei Wirtschaften gänzlich niedergebrannt.

Die schöne deutsche Siedlung Maria-Hilf bei Solomea ist ganz vernichtet. Von den 110 Gehöften dieser deutschböhmischen Ansiedlung sind 91 niedergebrannt. Nichts weiter als die einsamen Rauchfänge, die öde in die Luft ragen, und rauchgeschwärzte Trümmerstätten zeugen davon, daß hier vor kurzem noch stattliche Bauernhöfe gestanden sind. Das schreckliche Ereignis erfolgte schon am 15. September 1914. Unter dem Vorwande, daß in Maria-Hilf österreichisches Militär versteckt sei (in Wahrheit war das Militär schon längst fortgezogen), rückten die Kosaken heran, trieben die Einwohner aus den Häusern und steckten diese in Brand. Die jammernden armen Leute mußten zusehen, wie ihr Hab und Gut ein Raub der Flammen wurde. Sie retteten nichts als das nackte Leben und das, was sie auf dem Leibe hatten. Nur die Kirche und das Pfarrhaus, die polnische Schule, das Deutsche Haus und die Rosegger-Schule sind erhalten geblieben. In diesen Gebäuden kampierten in buntem Durcheinander eine Menge Familien. Das einzige, was ihnen zur Verfügung stand, waren die Kartoffeln, die zur Zeit des Brandes noch nicht ausgegraben waren.

In der benachbarten Ansiedlung Rosenheck waren 15 Höfe verbrannt. Auch die nahe Ansiedlung Slawitz hatte viel gelitten. Die deutschen Bewohner wurden wiederholt nachts von den Russen überfallen, geschlagen und ausgeraubt. Kleider, Nahrungsmittel und Haustiere wurden weggeschleppt. In Baginsberg drang eine wilde Schar ins Pfarrhaus und bedrohte den Pfarrer. Der Gemeindevorsteher wurde gefangen genommen und nur durch die Klugheit des Pfarrers gerettet. Die Frauen des Dorfes mußten sich vor der Roheit der Kosaken in ein Haus flüchten und verbarrikadieren.

Ebenso hart war das Schicksal der Kolonie Solotwina. Tageslang haben die Ansiedler unter dem Hagel der Geschosse gelitten, ihr Hab und Gut ging zugrunde; schließlich mußten sie ihre Heimstätten verlassen und nach Radworna ziehen, wo sie Unterkunft

fanden, trotzdem auch hier die deutsche Ansiedlung sehr gelitten hatte. Ebenso schwer sind Delatyn, Horocholina, Grabowiec und viele andere Orte, wo Deutsche wohnen, heimgesucht worden.

Durch den Vorstoß der Russen im Mai im südlichen Galizien und die darauffolgenden Kämpfe hatten viele dieser Orte neue Leiden zu erdulden. So mußten die Ansiedler aus der Gegend von Kolomea bis in die Bukowina fliehen. Die Kolonie Baginsberg ist zumieist niedergebrannt, die Kirche und Schule zerstört. In Stanislaw wurde die wohl eingerichtete deutsche Schule ganz ausgeraubt. Die Not war überall groß.

Wächten doch diese schwer heimgesuchten Volksgenossen überall unter ihren Stammesbrüdern ein warmes Herz und eine offene Hand finden! Es wäre schade, wenn diese deutschen Kolonien in Galizien zugrunde gingen. Für die polnische und ruthenische Bevölkerung — die meisten deutschen Dörfer befinden sich übrigens im utramaischen Landesteile — bilden sie wahrhaft keine nationale Gefahr. Ihr Streben ist, ein bescheidenes Plätzchen an der galizischen Sonne zu erhalten, ihr Volkstum zu pflegen. Es wäre ein Frevel, ihre nationale und wirtschaftliche Entwicklung zu unterbinden — denn gerade diese Vorposten deutschen Volkstums in der Ostmark sollten an der künftigen Gestaltung der Verhältnisse in Galizien einen gebührenden Anteil haben.*

* Es wird unsere Leser sicher interessieren, wenn sie erfahren, daß die St. Josef-Bücherbruderschaft auch unter den Deutschen Galiziens Mitglieder hat, und zwar ungefähr 200; unter den Deutschen der Bukowina sogar gegen 300 Mitglieder. Wie treu diese Mitglieder sind, mag man am besten daraus ersehen, daß sie auch während des Krieges unsere Bücher bestellten. Kaum waren die Russen aus Galizien und der Bukowina hinausgeworfen, bestellten unsere dortigen Mitglieder sofort ihre Büchergaben. Und wir hatten oft große Schwierigkeiten bei der Zusendung, da der Postverkehr vielfach dort noch nicht wiederhergestellt war. Sehr wünschenswert vom Standpunkte des Deutschtums wäre es, wenn die St. Josef-Bücherbruderschaft in diesen Siedlungen noch größere Verbreitung finden würde. Hier sind deutsche Bücher besonders gute Freunde.

Der Wiederaufbau Galiziens.

Erschütternd ist der Anblick des verwüsteten Galiziens. Aber erhebender noch ist der bereits begonnene Wiederaufbau des unglücklichen Landes. Da ist kein Ort, keine Stadt, kein Dorf, keine Wiese, kein Wald vom Krieg, Brand oder von Verwüstung verschont geblieben. Aber kaum waren Przemyśl und Lemberg wiedererobert und die siegreichen Heere gegen Warschau und Krest-Litowsk gezogen, da begann schon in der Steppe das Friedenswerk, der Wiederaufbau Galiziens. Überall war hier Schlacht, Kampf und Verfolgung. Tiefe Trichter von Granaten durchwühlten den Boden, die Bahnhöfe sind verbrannt und verkohlt, Riesenbrücken gesprengt und zermalmt, die Häuser stehen aufgerissen von Mörserschüssen, hochragende Gebäude liegen in Trümmer zerfallen, die Felder sind von Schützengräben durchfurcht, durch den zerschmetterten und zerschossenen Wald zieht sich der zerrissene Stacheldraht, Eisenbahnwaggons liegen mit den Rädern in der Luft, Kreuze bezeichnen die Heldengräber an Straßen, Wiesen, Bachsenken und in Wäldern.

Aber wunderbar, trotz allem blühen — selbst bei Grodek oder Lemberg, wo Ströme Mutes geflossen sind und der Boden tief innen mit Leichen besät ist — die Felder weiter, und üppig steht das goldene Getreide. Granatenlöcher dienen dort als Tränke für Pferde, betonierte Unterstände als Vergungsort für Garbenhaufen, Schützengräben sind in Feldwege umgebaut. Trotz der verkohnten Bahnhöfe fahren die Züge wieder, einer hinter dem anderen, Hunderte und Hunderte, jeder gefüllt mit Menschen, mit Kriegswehr- und Friedensgerät. Man fährt Tag und Nacht auf neu gelegten, neu gefügten Schienen, neu gespannte Telegraphendrähte lenken den Verkehr. Neue Brücken überspannen die Flüsse und tragen die schwersten Lasten, neben den alten Brücken, deren zersprengte Träger oft noch nebeneinander stehen. Bretterhütten sind aus dem Boden geschossen, drinnen arbeiten die Fern-

sprecher, Weichenstellen entstehen über Nacht. Pioniere und Eisenbahner verrichten für den Verkehr die Arbeit des neu pflügenden, neu säenden, neu erntenden Landmannes. Da — der Bahnhof in Lemberg. Acht Tage lang stand er in Flammen. Aber das Portal und die Halle widerstanden selbst dem Phödit und Dynamit, und sechs Tage später rollten schon wieder Tausende von Zügen über die erneuerten Geleise. In Przemyśl — der zweimal belagerten, ausgehungerten, einmal übergebenen, einmal erstürmten, monatelang beschossenen Feste — flutet schon wieder frisches Leben durch die Straßen und Kaffeehäuser, und Kinder spielen auf den Trümmern der Forts, wo Zehntausende ihr Grab gefunden hatten. In den meisten großen Städten des Landes herrscht frohes Leben, denn neue große Hoffnung ist den Bürgern aufgegangen. Zwar fehlen noch viele der geflüchteten, verschleppten Bürger — viele sind ja tot und verdorben —, aber schon sind an den meisten Geschäften die Rolläden wieder in die Höhe gezogen, Handel und Wandel haben aufs neue begonnen, die geplünderten Geschäfte füllen sich mit neuer Ware, die zerstörten werden von Tischlern und Schmieden neu eingerichtet, die Säge kreischt, der Hammer dröhnt, die vielen Soldaten kaufen viel und zahlen gut.

Statt der vielen Arbeiter, die der Krieg oder der Tod entführt, arbeiten Tausende russischer Gefangenen am Wiederaufbau des von ihnen auf höheren Befehl oder aus eigenem Zerstörungstrieb Vernichteten. Überall sieht man sie: auf den Straßen, wo sie fegen oder den Schotter kleinhauen, an den Bahnen, wo sie Gebäude oder Baracken bauen, auf den Feldern, wo sie Bauernwerk verrichten.

In Lemberg flutet fast wie früher das Leben auf den Hauptstraßen. An den fahnen geschmückten Geschäftshäusern ziert das Bild der verbündeten Monarchen die Schaufenster, an denen noch vor kurzem russische Offiziere mit klirrendem Säbel vorbeizogen. Wie viel Angst, wie viel Sorge, wie viel Leid hat bis



Russische Flucht nach englischer Darstellung.

"The Sphere", eine der bekanntesten englischen Zeitschriften, veröffentlichte dieses Bild und schrieb dazu: "Rückzug der Russen aus Polen und Galizien. Die Flüchtenden verbrennen die Wohnstätten der Bewohner hinter sich."

dahin in Lemberg geherrscht! Nur zu begreiflich war der unendliche Jubel, mit dem die Befreier begrüßt wurden. Und nun diese heitere Zuversicht, dieses sichere Vertrauen in die bessere Zukunft, diese lebhafteste Arbeitsfreude, diese fieberhafte Tätigkeit, dieser entschlossene Lebenswille! Die kleineren Städte sind natürlich härter betroffen worden von den Granaten und der Vernichtung, Tarnow, Rzeszow, Jaroslau, Dembica, Sanok, Strzy, Sambor und Boryslaw — überall zeigen sich die furchtbaren Spuren des Feuerbrandes, aber keiner dieser Orte ist völlig zerstört, überall Wiederaufstehen, überall Neuordnung, überall Erwachen aus einem bösen Traum, von fast allen Häusern oder Hausstrümmern wehen schwarz-gelbe, schwarz-weiß-rote Fahnen als Freudenzeichen, selbst kleine, zerstörte Geschäfte zeigen irgendein kleines Freudenymbol. Und immer mehr, immer neue Flüchtlinge kehren zurück in das alte Heim.

Und kommen sie heim, mit Tränen und Schluchzen des Leides und der Freude werden sie von den Verwandten empfangen, in das meist zerstörte Heim geführt — und anderen Tages schon hämmert der Mann neue Pfosten in die verkrümmte, zerschlagene Tür, die Frauen kehren die Stuben, die Kinder helfen mit, das neue Heim, das neue Glück zu errichten.

Das hier Geschilderte zeigt die Lage Galiziens in der zweiten Hälfte des Monats August 1915, kurz nach der Vertreibung der Russen.

Der „Kurjer Lwowski“ veröffentlichte im Oktober 1916 eine Zusammenstellung der Kriegsschäden in den Bezirken Przemysl und Boskiew und die bisher durchgeführten Arbeiten zum Wiederaufbau des Zerstörten. Das Blatt führte u. a. aus:

Der Bezirk Przemysl zählte vor dem Kriege 123 Dörfer mit 158.907 Einwohnern. Die Stadt Przemysl selbst zählte 54.562 Bewohner. Von den 123 Dörfern sind durch die Kriegsergebnisse 44 vollkommen zerstört und 21 fast zur Hälfte vernichtet worden. Von den in diesem Bezirke befindlichen 100

Großgrundbesitzern sind kaum einige verschont geblieben. Vor dem Kriege befanden sich in dem Bezirk 40.000 Stück Rindvieh, 16.000 Pferde und über 20.000 Schweine. Nach dem Russeneinfall waren von diesem Viehstande kaum nennenswerte Reste mehr vorhanden. Dank der werttätigen Hilfe, insbesondere der Militärbehörden, des Landes und des Reiches, hat sich ein erfreulicher Aufschwung gezeigt und nach 1½ Jahren weist der Bezirk wieder einen Viehstand von 25.000 Rindern, 5000 Schweinen und 8000 Pferden auf. Von 100.000 Morgen Feldes waren 55.170 Morgen wieder bebaut. Ungünstiger sieht es in den Dörfern aus, wo die meisten Schulgebäude zerstört sind. Trotzdem konnten bis auf 39 alle anderen Volksschulen den Unterricht aufnehmen. Ähnlich schreitet auch der Wiederaufbau im Bezirke Zolkiew vorwärts.

Nach einer amtlichen Statistik der Kriegsschäden in Galizien wurden bis Ende Mai 1916 in Galizien gezählt: 63.216 obdachlose Familien, 61.216 zerstörte Wohnhäuser, 119.806 zerstörte Wirtschaftsgebäude, Meierhöfe, Industriegebäude und Kirchen. Vom Herbst 1915 bis Ende Mai 1916 sind 25.976 provisorische Bauobjekte als Unterkünfte für die Obdachlosen errichtet worden.

Die zivilisatorische Tätigkeit der Armee Böhm-Ermolli in Ostgalizien.

Aus dem Kriegspressequartier wurde am 18. August 1915 geschrieben:

Wer sich erinnert, wie im Jahre 1878/79 der kriegsgerischen Aktion der k. u. k. Armee in Bosnien und der Herzegowina sofort und unmittelbar deren zivilisatorische folgte, der wird nicht überrascht sein, zu erfahren, daß die Armee des Generals v. Böhm-Ermolli sich nach der Wiedereroberung von Lemberg und eines großen Teiles von Ostgalizien deren wirtschaftlicher und kultureller Wiederaufrichtung widmete, soweit es die militärischen Operationen erlaubten.

Vor allem galt es, die wichtigsten Verkehrswege ehestens in standzusetzen. Was da unsere ausgezeichneten technischen Truppen und braven Arbeiterabteilungen in kürzester Zeit leisteten, verdient rückhaltlose Anerkennung. Tag und Nacht arbeiteten sie oft stundenlang im Wasser stehend, mit einer Beharrlichkeit und stets gleichbleibenden, peinlichen Sauberkeit, die Bewunderung abringt.

Ebenso ganz hervorragend und allgemein hoch bewertet sind auch unsere Eisenbahnkompagnien. Er machte ihnen viel Arbeit, der Feind, und das Eisenbahnzerstören versteht er gründlich, und eine Eisenbahnlinie macht nach dem Zurückweichen der Russen einen sehr traurigen Eindruck. Aber es dauert nicht lange und unsere „Eisenbahner in Feldgrau“ schaffen Provisorium auf Provisorium, bis zur allgemeinen Freude der erste Zug heranrollt, ein bedeutungsvolles Wahrzeichen der wiedererwachenden Zivilisation.

Dann kamen die Vorarbeiten für die Sicherung und Affianierung des Armeebereiches; die so außerordentlich wichtige Aktion der Ernte in allen ihren Phasen, Hand in Hand mit den Vorbereitungen für den Herbstbau; die Einleitungen zum Wiederaufbau der Gehöfte und Ortschaften; die Wiederherstellung von Betrieben aller Art, und nicht zuletzt die Lösung der sehr schwierigen Frage der Approvisionierung der 200.000 Einwohner Lembergs und des etwa 1000 Ortschaften umfassenden Armeebereiches.

Alle diese Aktionen stießen vom Ganzen aus auf große Schwierigkeiten.

Die staatlichen und autonomen Behörden fehlten ganz oder amtierten nur mit einem bedeutend verringerten Personalstand. Die Bevölkerung war zum Teil passiv, zum Teil geflohen oder von den Russen weggeschleppt worden. Landwirtschaftliche Geräte fehlten oder waren zerstört; an Vieh und Zugtieren war das Land ausgefangt; die Grundbücher sind zumeist vernichtet.

Im Nachstehenden sollen die wichtigsten Aktionen näher charakterisiert werden:

Beim Einmarsche der Armee Böhmen-Ermolli in die ostlich von Lemberg gelegenen Vororte und weiteren Ortschaften war der Gesundheitszustand der Zivilbevölkerung ein durchaus ungünstiger, indem die Russen außer einer Unmasse von Schmutz und Unrat auch zahlreiche Cholerafranke zurückgelassen hatten, von denen ein Teil von unseren Truppen bereits als der Seuche erlegen und in Verwesung übergehend aufgefunden wurde. — Da die Russen in „fürsorglicher“ Weise auch die wenigen vor ihnen nicht geflüchteten Zivilärzte vom flachen Lande mit sich genommen hatten, war die Bevölkerung ohne jedwede ärztliche Hilfe, und es hatte die Cholera rapid um sich gegriffen. — Um die von der Seuche befallenen Orte wurden Korps gezogen, die Reinigung der Häuser rücksichtslos durchgeführt und die Choleraimpfung der gesamten Bevölkerung ausschließlich von Militärärzten vorgenommen. Innerhalb weniger Tage wurden über 100.000 Landesbewohner geimpft und durch Verteilung ärarischer Lebensmittelvorräte an die Bedürftigsten der Ernährungszustand der Bevölkerung gehoben. Der Erfolg dieser Maßnahmen war ein durchgreifender.

Ebenso ließ sich das Armeekommando auch die Hereinbringung der Ernte ganz besonders angelegen sein. Nach einem für den ganzen Armeebereich systematisch ausgearbeiteten Erntepfan, zu dessen Durchführung das Armeestapfenkommando berufen ward, wurden in erster Linie die Ortsbewohner energisch zu den Erntearbeiten verhalten und mit nachgeschobenen und aufgebrauchten landwirtschaftlichen Geräten versehen. Für größere Feldkomplexe, für welche die Arbeiten von den Besitzern nicht bewältigt werden konnten oder die herrenlos waren, dienten zahlreiche Wander-Arbeiterabteilungen zu zirka 200 Gefangenen, einer Fahrkutsche und kleinen, selbständigen Trains.

Im Truppenbereiche, wo naturgemäß der landwirtschaftlichen Tätigkeit durch die Gefechtslage Grenzen gezogen sind und wo die Verwendung von Kriegs-

gefangenen nicht zweckmäßig erschien, wurden militärische Arbeiterabteilungen, Traintruppen und auch verfügbare Reserven der Truppen zur Unterstützung der Einwohner herangezogen.

An landwirtschaftlichen Geräten sind über 14.000 Sensen, an 9000 Sichel, sowie eine große Menge an Ernte- und Mähmaschinen verteilt und in Betrieb gesetzt worden.

Was nun das Einbringen der Ernte betrifft, so dienten hierzu, angesichts der nur spärlich vorhandenen Bauernfuhrwerke, in erster Linie die militärischen Trains, darunter auch mehrere Autokolonnen. Für den Drusch wurden zahlreiche Dreschmaschinen vorbereitet, für deren Betrieb ein gleichfalls militärisch organisierter Nachschub an Benzin und Kohle eingeleitet wurde. Etwa 100.000 Säcke wurden den einzelnen Druschstationen zugewiesen. Für den Herbstanbau wurde das erforderliche Saatgut von der geernteten Menge abgetrennt und gereinigt.

Gleichzeitig erforderte die außerordentliche Verwüstung vieler Ortschaften umfassende Maßnahmen zur Reinigung, Desinfizierung und zum Wiederaufbau. Beschädigte Bauten wurden nach gründlicher Reinigung ausgebessert, zerstörte durch Notbauten landesüblichen Stiles oder durch Barackenbauten, zunächst der verwüsteten Ortschaft, ersetzt. Die Arbeit wurde nach ähnlichen Grundsätzen wie jene für die Ernte organisiert.

Angesichts der vollständigen Inanspruchnahme der Bevölkerung durch die Ernte wurden diese letzteren Arbeiten fast nur durch Militär-Arbeitskräfte besorgt, wie auch zur Erzeugung des Materials für diese großangelegte Aktion Ziegeleien, Kalköfen, Steinbrüche und Sägewerke in militärisch geleiteten Betrieb gesetzt wurden.

So war das Armeekommando des Generals von Böhm-Ermolli bemüht, die tiefen Wunden, die der Krieg dem schwergeprüften Lande Galizien schlug, so rasch wie möglich nach Kräften zu heilen.

Die Toten von Vimanowa.

Galizien ist durch den Weltkrieg zum Land der Gräber und Kreuze geworden. Während ist es zu sehen, wie pietätvoll die polnische Bevölkerung die Gräber der gefallenen Soldaten, ohne Unterschied der Nationalität, betreut. Zwar ist das ganze Land mit Einzel- und Massengräbern bedeckt, doch weist Westgalizien bei weitem die größte Anzahl auf. Der galizische Boden muß jetzt teuer sein für alle Österreicher, Ungarn und Deutschen. Schlafen doch dort ihren letzten Schlaf für Österreichs Größe gefallene Söhne. Niemand stört ihren Schlaf, denn ihre Ruhestätten werden von der frommen polnischen Bevölkerung bewacht, behütet und mit Blumengewinden geschmückt, und polnische Geistliche veranstalten Trauerandachten zur Ehrung derer, die heldenhaft ausgerungen haben.

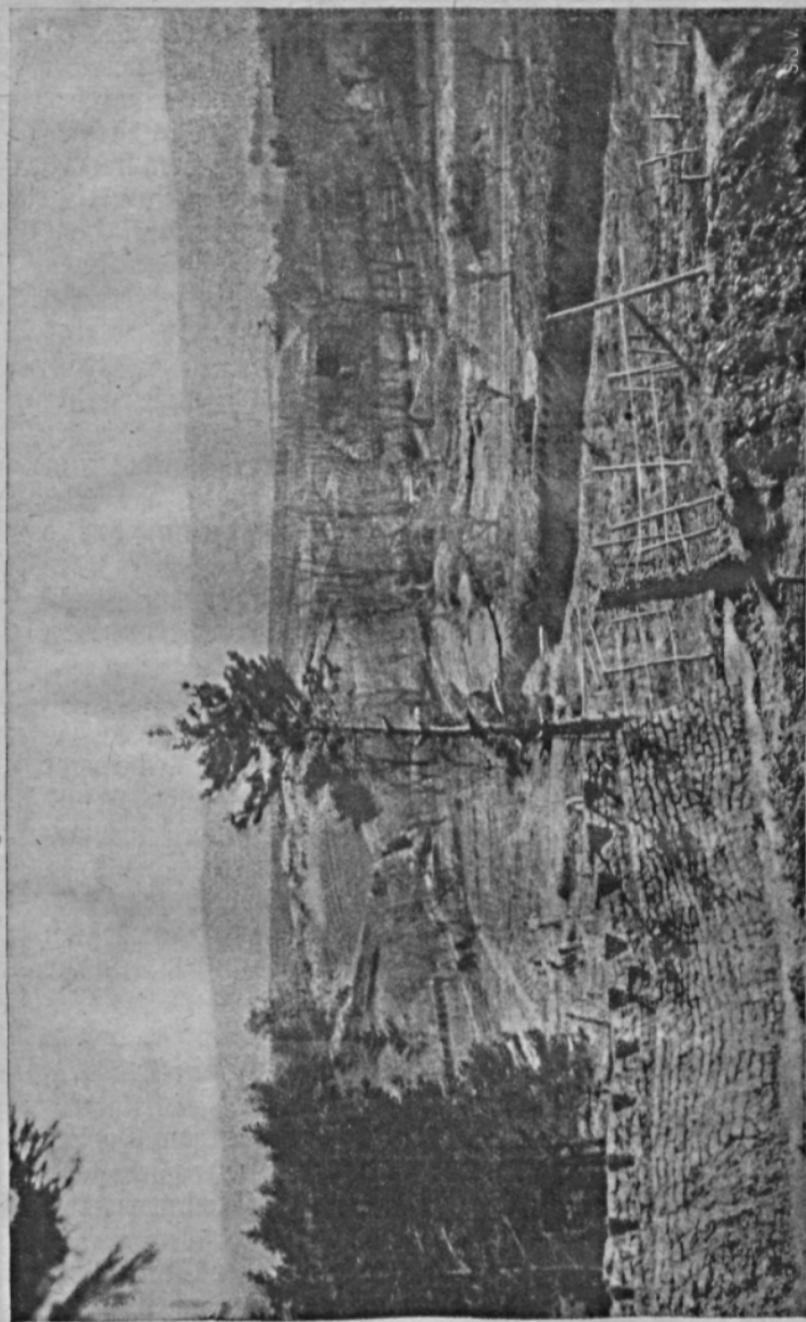
Ein rührendes Beispiel von der Dankbarkeit Galiziens ist folgender Brief einer galizischen Lehrerin an die Schwester eines in Galizien gefallenen bairischen Soldaten, in dem sie mitteilt, der Gefallene, dessen Adresse sie bei ihm gefunden habe, ruhe einsam bei der Kapelle, ihrem Fenster gegenüber. Sarg und Kreuz habe sie vom Dorfstichler machen lassen. Einen Rosenstrauch habe sie auf das Grab pflanzen wollen, sie meinte aber, es sei besser, die Schwester schicke aus der Heimat, vielleicht aus des Gefallenen eigenem Garten eine Trauerrose. Das Grab werde sie mit größter Sorgfalt pflegen. In einer Nachschrift sagt die Schreiberin: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich zur öffentlichen Nachricht beifügen, daß unsere Landleute alle gefallenen Deutschen als ihre Erretter in ihren Gärten gleich bei den Häusern begraben haben.“ (Veröffentlicht im „Bairischen Volksfreund“ Nr. 144.)

Das Krakauer Tagblatt „Głos narodu“ berichtete von einer ungewöhnlichen Feier in Krasne-Basowice (Bezirk Vimanowa). Es schrieb:

Auf der Wallstatt des blutigen Ringens im Dezember 1914 im Bezirke Limanowa sehen wir viele Grabstätten entweder auf bequembem Terrain in der Nähe von Wohnstätten oder auf kaum zugänglichen Bergen, in welchen sie nur der Hirte oder der Jäger finden kann. Die meisten von ihnen im Bezirke Limanowa werden gewiß in den Gemeinden Krasne, Lasocice und Stopie sein, welche die irdischen Reste der heldenhaften Tiroler Jäger bergen. Sie ruhen fern von ihrer Heimat, von ihrem heimatlichen Gottesacker, mitten unter den fremden Leuten, auf ihnen fremdem, polnischem Boden, der sie jedoch freundlich aufgenommen hat. Das polnische Volk hat ihren Tod wie den eigener Brüder beweint. Mitten im Kranze der Berge befinden sich ihre gemeinschaftlichen Gräber, vorwiegend in der nächsten Nähe der an den Wegen gelegenen Kapellen.

Dank den Bemühungen des Paters Andreas Bogacs bieten diese Gräber heute ein zwar trauriges, aber freundliches Bild. Jedes einzelne der zehn Gräber ist nämlich schön geformt, bescheiden, aber hübsch mit Gebüsch und Blumen geschmückt und außerdem vor Entwürdigung oder Beschädigung durch ein dickes und hohes Eisengitter geschützt. Mitten unter den ringsum gesetzten Bäumen ragt auf jedem gemeinschaftlichen Grabe ein eichenes Kreuz mit der entsprechenden Inschrift und Angabe der Zahl der in dem Grabe ruhenden Helden empor.

Diese Gräber hat am 8. Mai 1915 nachmittags Pater Theodor Magiora, Prior der Zisterzienser aus Szczyrzec, eingeweiht. Ein herrliches Maiwetter hat diese Feier begleitet und große Volksscharen aus der ganzen Umgebung waren herbeigekommen, um den gefallenen Helden die letzte Ehre zu erweisen. Rührend war es, als bei der letzten Grabstätte nach Berichtigung der Trauergebete Pater Bogacs zum zahlreich versammelten Volke in bewegten Worten eine Ansprache hielt und ihm die Tragweite und Bedeutung dieser Feier auseinandersetzte. Aller Augen glänzten in Tränen, als er auf die Rosenkränze und andere De-



Blick auf die Höhen von Carnow nach der Durchbruchschlacht im Mai 1915.

votionalen, sowie die Gebetbücher der Gefallenen hinwies, welche auf den Gräbern niedergelegt wurden und welche sie, in den Krieg ziehend, gewiß aus der Hand der Mutter als Kriegsausstattung erhalten hatten. Das ist, sagte Pater Bogacs, der sprechendste Beweis, daß sie auch Soldaten Christi gewesen sind. Und nun sollen sie in Christus dem Herrn ruhen, diese tapferen Helden und unsere Beschützer! Möge ihnen dieser heute so zuarundegerichtete, mit Blut und Tränen durchtränkte polnische Boden leicht sein! Ehre ihrem Andenken und Ruhe ihrer Seele! So schloß Pater Andreas Bogacs unter lautem Schluchzen der Menge. Die Sonne ging schon zur Reize, als aus der schmerzhaften Brust des versammelten Volkes zum Throne der Königin der polnischen Krone das Begräbnislied: „Heil dir, o Königin des Himmels und Mutter des Mitleids!“ erklang.

So endigte die Feier der Einweihung der Grabstätten und der auf denselben aufgestellten Stenze in Kraśne, Rasocice und Stopie. Das Volk aus diesen Ortschaften und der Umgebung, welches aus diesem Anlasse diesen Tag beinahe als einen Feiertag betrachtet hat, lehnte zu seinen Häusern in gehobener Stimmung zurück und wird gewiß auf die Gräber und die Seelen der hier gefallenen Opfer dieses granatlastigen Krieges nicht vergessen. So oft es an diesen geweihten Grabstätten während des Ganges zur Feldarbeit oder am Heimweg beim Läuten der Abglocken vorübergehen wird, wird es nicht versäumen, für die Seelen der hier gefallenen Helden zu beten.

Allerseelenfeier auf dem Heldenfriedhof in Gorlice.

Auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Gorlice fand am 2. November 1915 eine Allerseelenfeier statt, die in ihrer schlichten Würde allen Teilnehmern tief zu Herzen ging.

Auf der Höhe unmittelbar nördlich der Stadt Gorlice und auf No 402 bei Tarnow wurden in herr-

licher landschaftlicher Lage und in einfacher, edler Architektur zwei große Soldatenfriedhöfe geschaffen. Nach Gruppen geordnet, sind österreichisch-ungarische, deutsche und russische Krieger zur Ruhe gebettet. An der höchsten Stelle des einen weiteren Rundblick gewährenden Friedhofes steht ein Obelisk. Vor diesem waren für die Allerseelenfeier 1915 ein Altar und Zelte errichtet. Die Feier, der auch eine Gruppe russischer Gefangenen beizuwohnen durfte, wurde mit einer Feldmesse eingeleitet.

Sonderberichterstatler Dr. M. Krieger schildert diese schöne Feier also:

Ein großes, freies Viereck inmitten des Friedhofes füllt sich mit Menschen aus Deutschland und aus allen Teilen Österreich-Ungarns. Von überall her sind sie gekommen, um vereint der hier oben vereint ruhenden Söhne ihrer verbündeten Vaterländer unter den schwarz-gelben und schwarz-weiß-roten Holzkreuzen zu gedenken. Die Grabkreuze sind ausnahmslos mit Laubgewinden umkränzt. Drei Löwen auf hohen Säulen gleich Kanalen an vier Ecken des Soldatenfriedhofes mächtige Flammen, ringsum blinken und flimmern zahlreiche Glämpchen auf den Grabhügeln und weithin erstreckt sich von der Höhe des Friedhofshügels der herrliche Ausblick in die sanft in Wellenlinien ansteigende Hügellandschaft, deren blau verschimmernde Gänge, von herbstbraunen Wäldchen bestanden, sich tief unten im Tale zum Orte Gorlice senken, der mit feinen braunen, von Granatschüssen meist abgedeckten Häusern und seinem zerstörtem Mächturme still da liegt.

Die Friedhof Feldmesse fekte dann mit einem Musikstück und Choralgesang ein. Tief wirkte auf alle das hehre Orgelspiel auf dieser Höhe unter freiem Himmel, und während der Priester vor dem Altare das Allerheiligste mit der in der Sonne strahlenden Kranzkrone emporhob, während in den Holzzelten und Hallen rechts und links vom Altar die Generalität und das versammelte Offizierskorps, sowie die Gäste in

Zivil entblößten Hauptes dastanden und sich neigten, zog hoch über unseren Köpfen unter dem von weißen Wölkchen friedlich durchsegelten Himmelszelt ein mächtiger Schwarm von gefiederten Winterflüchtlingen südwärts, im leisen Winde flatterten die Bänder und Schleifen der grünen Kränze, die an den Säulen des Einganges zum Altarpavillon herabhingen, und unweit davon lagen tiefernten Antlitzes die russischen Kriegsgefangenen auf den Knien, belend vor dem für sie bedeutsamen steinernen Obelisk auf der Pyramide von Granathülsen, der die Inschrift trägt: „Kein Volk hat Gott verlassen, das sich nicht selbst verließ, und wenn Gott mit uns ist, wer ist gegen uns?“

Nach geschlossener Andacht erfolgte die Niederlegung von Kränzen durch Abordnungen der Vertreter der verschiedenen Armeekommandos. In einer Ansprache pries hierbei Generalmajor Ritter v. Soen die Treue der an dieser Stelle den Opfertod gestorbenen Helden, die dieser geweihte Boden birgt. Sie haben ihren Heldentod mit dem Ruhme des entscheidenden Sieges bekränzt, und diese unverbrüchliche Treue und ihr aufopferndes Sterben im Kampfe verpflichtet ihre Brüder, Kinder und Enkel, das hochzuhalten über alles, was ihre Brüder, Väter und Ahnen hier mit ihrem Leibe schützten. Dicht und lautlos stand da um den Sprecher herum Galiziens junge Generation, die Volksschüler und Gymnasiasten in ihren Uniformen, und lauschte den Worten des Generals, die wie ein Hohelied klangen. Wohl tief prägten sich diese Worte in ihre jugendlichen Seelen ein, hatte doch der Feind ihrer Väter Land mit Schwert und Feuer überzogen, blutete doch jeder Fleck galizischen Bodens aus tausend Wunden. Und es ging wie ein Schwur der Treue durch die auf dem Heldenberge von Gorlice Versammelten, als der Vertreter des Armeoberkommandos seine Ansprache mit den Worten schloß: „Mögen diese Gräber eine Weihstätte sein, von der die Wahrung ausgeht: Haltet fest! Seid treu!“, worauf die Musik die Nationalhymnen der beiden in unwandelbarer Treue mit-

einander verbundeten Kaiserreiche intonierte. Als wir dann abends aus dem zwar noch immer zerschossenen, jedoch bereits von Menschen wimmelnden und zum neuen Leben erwachenden Städtchen Gorlice entlang der Dunajec-Linie nach Tarnow fuhren, da flimmerten im Dunkel der hereingebrochenen Nacht aus allen Tälern und von allen Hügeln und Bergen die Lichtlein, die man vor den mit Blumen- und Laubgewinden geschmückten Lattenkreuzen der Soldengräber angezündet hatte. — Unzählige Flimmerlichter bedeckten dieses Land der Gräber und Kreuze und im Scheine der Laternen unseres Kraftwagens las ich viele Namen auf den am Wege liegenden Grabkreuzen. Oft war es ein dreiarbiges Kuffenkreuz — aber meistens verkündeten die Kreuze nur ein namenloses Heldentum mit den Worten ihrer Inschriften: „Hier ist ein deutscher, oder hier ist ein österreichischer Krieger begraben“.

Das Schlachtfelder-Aufräumungs-Kommando.*

Tarnow, Mai 1916.

Ein Jahr ist es her, daß der Krieg hier über die Fluren zog, daß in den Schützengraben, die jetzt einstürzen und verfallen, Menschen lagen, daß gegen die Stacheldrahtzäune, die jetzt verrostet, Menschen anliefen, daß Vermundete im Feld und in den Wäldern stöhnten und starben.

Als der Krieg nach Osten weiterwanderte, lagen Tote und Verstümmelte in den Feldern, lag viel Kriegsgut in den verlassenen Gräben, lagen Patronen und Waffen und dies und jenes auf der Straße, wie es die Verfolgten weqwarfen, daß es nicht ihre Flucht erschwere, und in den Häkern und Wäldern lagen tonnenweise Eisen und Stahl, schwerer Granatenstahl, wie ihn die Geschütze niedergeschmettert hatten. Jrgendwo standen Geschütze, Trainwagen, Autos la-

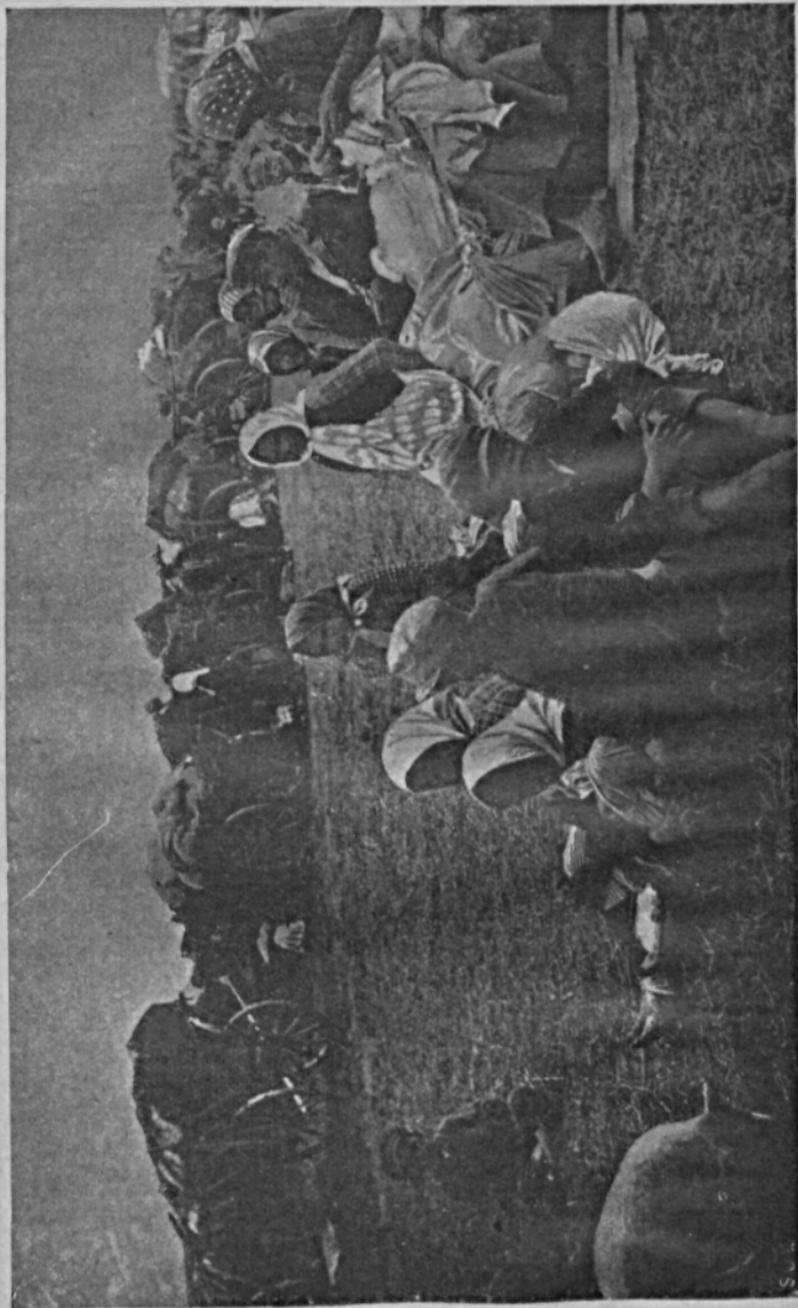
* Vom L. u. F. Kriegspressequartier genehmigt.

gen in Straßengraben, Motorräder desgleichen; Pferde liefen losgerissen, scheu und verwirrt umher.

Vieles hat man gleich nach der Schlacht gesammelt und als Kriegsbeute ausgewiesen. Und man hat die Verwundeten sorgsam aufgelesen und nach den Hilfsplätzen geführt und die Toten — Freund und Feind — bestattet. Einmal in Massengräbern, 20, 100 und noch mehr in derselben Grube, dann wieder in einem Einzelgrab mitten im Feld, mitten im Wald, wie es sich eben traf. Die Zeit war teuer. Vorwärts, dort warteten wieder Verwundete, warteten wieder Tote. Und mancher wurde vergessen, der sterbend sich ins Dickicht des Waldes verkrochen hatte. Hier lag ein Helm mitten im Feld, dort eine Menageschale, ein Pferdegeschirr, ein Gewehr. . . . Wer hat die Zeit, sich um alles zu kümmern? Man sollte doch auch noch die Geschütze suchen, welche die Russen vergraben hatten.

Dann kamen die Bauern zurück, kamen aus ihren Häusern, gingen über ihre Felder, fanden dies und jenes, gaben es der Gendarmerie oder trugen es heim, weil sie es gut brauchen konnten, wie die schön verzinkte Eßschale oder den guten Wassereimer und den starken eisernen Spaten. Sie und da fanden sie auch einen Toten und gruben ihn ein, setzten ihm wohl auch ein Kreuzlein, und die Gendarmen notierten dann all die Gräber. Oft fanden sie einen Namen, den irgendein Kamerad ans Holzkreuz gekritzelt hatte, den zeichneten sie auf; oft stand nur dort: „Hier ruhen 45 Honveds“ oder: „Hier liegen 36 Tiroler Kaiserjäger“, nicht mehr; und oft fanden sie gar keine Inschrift auf dem Hügel. Namenlose Helden ruhten darunter. Lag eine Pickelhaube auf der aufgeschichteten Erde, dann waren es Deutsche, eine Tellermütze, dann waren es Russen, und hatte eine liebende Hand vielleicht ein dürres Ästchen hineingesteckt mit einem rot-weiß-grünen Bändchen, dann waren es gewiß Söhne des Ungarlandes, die darunter schliefen.

Es war eine fleißige Arbeit, die die Gendarmen leisteten, eine sehr fleißige, aber eine unzureichende;



Polnische Flüchtlinge kehren mit ihrer Habe in die Heimat zurück.

sie mußte unzureichend sein. Und wenn die Mütter und Väter und Bräute und Frauen beim Regiment und Kommando anfragten, wo denn der Alois oder der Johann, der Kurt oder der Wilhelm, der Pista oder der Istvan liegen, dann konnte man ihnen nichts anderes sagen als: am Dunajec, bei Gorlice usw. Und kannte man selbst das Grab der Braven, wer könnte bürgen, daß nicht in einer Woche der Bauer den Pflug darüberführt, daß es vergessen wird, verfällt, dem Erdboden gleichgemacht wird, weil man das Stück Boden zu anderem braucht.

Das ist nun in Westgalizien wenigstens anders geworden. Auf den Schlachtfeldern von Ostfinow und Dambrowa, von Lapanow und Limanowa, von Gorlice und Tarnow. Das Militärkommando von Krakau hat ein eigenes Kommando, das k. u. k. Schlachtfelder-Aufräumungs-Kommando, mit den diesbezüglichen Arbeiten betraut. Das ganze westgalizische Kampfgebiet im Flächenausmaße von rund 10.000 Quadratkilometern wurde ihm als Arbeitsgebiet zugewiesen. Es wurde in zehn Abschnitte eingeteilt, jeder Abschnitt wurde dem Kommando eines zur Zeit frontdienstuntauglichen Offiziers unterstellt. Gegen 900 Landsturmarbeiter und Landsturmsoldaten, ferner rund 2500 russische und italienische Kriegsgefangene waren dem Kommando als Arbeitskräfte zugeteilt.

Seit dem Herbst 1915 arbeitete das Kommando bewundernswert fleißig, wie nur im Kriege gearbeitet wird. In Gruppen haben die Landstürmer und Gefangenen das Gelände abgegangen, haben in Schwarmlinien den Wald durchstreift, Gräber und Kriegsgut suchend. Es war keine leichte Arbeit.

Aber die Hauptsache waren doch die Gräber. An 50.000 Helden sollen in Westgalizien bestattet liegen. Genau weiß man es ja nicht. Rund 43.000 hat man bereits gefunden, und noch weiß man von russischen Massengräbern, die noch unentdeckt sind, so von einem bei Jaslo mit nicht weniger als 2000 Leichen. Um nämlich ihre Riesenverluste zu verbergen, haben die

Russen oftmals ihre Gräber ganz unbezeichnet gelassen. Da sie ließen über das frisch zugeschüttete Grab Reiterei sprengen, so daß jede Spur verwischt werde. Man fand schon manche dieser Gräber, und als man einmal an einer verdächtigen Stelle zu graben begann, fand man dort zwei tote Honveds statt der vermeintlichen Russen. Deutlich war zu erkennen, daß die beiden Toten in einem Schützengraben lagen; man deckte ihn nach rechts und links weiter auf und fand der Reihe nach 145 Honveds. Sie lagen da, noch in ihre Decken gehüllt, das treue Gewehr fest in der Hand, wie



Nach Galizien zurückgekehrte Flüchtlinge, die vor dem Einfall der Russen ihr Hab und Gut vergraben hatten, scharren dasselbe nach Vertreibung der Russen wieder aus.

(Photograph E. Remminghoven.)

schlafend. Und etwa 500 Schritte vor ihnen fand man auch den Posten verscharrt, den die Russen offenbar in einer Nebel- oder Schneenacht überfallen und getötet hatten, worauf sie sich an den Schützengraben heranschlichen und die schlafenden Soldaten niedermetzelten. Dann schütteten sie den Graben zu. Kein Mensch wußte, was mit den Braven geschehen war, denn keiner von ihnen war je zurückgekommen, um die Schreckenskunde von der Untat der Russen zu melden. Nun hat man sie entdeckt — es war bei Buchow — und würdig bestattet. Hier und dort fand man auch im Wald ein menschliches Gerippe, das wilde, hungrige Tiere abgenagt hatten . . . und wie oft wird noch in späteren Jahren die Pflugchar des Ackermannes einen Menschenknochen ans Licht schaufeln. . . .

Aber nicht im Auffuchen der Gräber und Leichen erschöpfte sich die Aufgabe des Kommandos; es galt auch, die verstreuten Gräber, wo es nur anging, zusammenzulegen, kleine und größere Seldenfriedhöfe an passenden, stimmungsvollen Plätzen zu schaffen. Dazu waren Tausende von Erhumierungen nötig. Sie wurden während des Winters vorgenommen. Sie boten auch die Möglichkeit, eine Unmenge von Agnoszierungen vorzunehmen. Die Aufschriften auf den ursprünglichen Grabkreuzen waren, wenn sie nicht eingebrannt, sondern nur mit Tintenstift hingemalt erschienen, in vielen Fällen nicht mehr lesbar. Die Legitimationstafel war aber den meisten Toten zur Eintragung in die Stadesliste des Regiments noch vor der Beerdigung abgenommen worden; doch fand man vielfach in den Taschen des Toten irgendwelche Brieffschaften, die seine Erkennung ermöglichten, und in manche Reuße Tirols, in manche Hütte des Mföds, in die Bauernhäuser Bayerns und in hannoverianische Bürgerhäuser mag in den letzten Monaten ein letzter Gruß, eine letzte Kunde von einem lieben Toten gekommen sein. . . .

Sicher ist, daß die Angehörigen so mancher Toten der pflichttreuen Arbeit des „f. u. l. Schlachtfelder-

Aufräumungs-Kommandos" dankbar gedenken werden als eines fast unbekanntes Gliedes von größter Wichtigkeit in der wunderbaren Organisation unseres Volkshceres.

Heldenfriedhöfe in Westgalizien.

Der Kriegsberichterstatter Dr. Anton Rade schrieb unter dem 3. Mai 1916 an die „Wiener Reichspost“:

Westgalizien ist dicht besät mit Leichen von Tausenden und aber Tausenden Helden; aus der Saat des Todes sprossen Tausende von kleinen Kreuzen hervor, über Massengräbern, Namenlosen und Zerstreuten. Mit ergreifender Ausdauer wurde die Erde durchwühlt, wurden die vom Kugelregen zerfetzten Wälder durchsucht. Die Offiziere und Mannschaften, die dies besorgen, sind alle Schatzgräber, sie suchen die Schätze der Seufzer aus kleinen Hüften — den Hans, den Boldl und Sepp. . . .

Dies war dringend, denn die Toten warten nicht. Mit behutsamer Fürsorglichkeit mußten die auseinanderfallenden Leichen in Holzsärgen getan und in die Sammelfriedhöfe gebracht werden.

Noch ein praktisches Moment spielt hier mit: dem Kommando stehen während des Krieges alle Mittel zur Verfügung. Die ihrer Militärpflicht obliegenden, aber im Laufe der Zeit kampfunfähig gewordenen Ingenieure, Maler und Bildhauer arbeiten im Wettkampfe mit Begeisterung daran, die Erinnerung an ihre gefallenen Kameraden durch Grabsteine und Kunstwerke zu verewigen.

Den Riesenumfang der Aktion mögen einige kleine Angaben veranschaulichen. Der ganze Militärbezirk Krakau wurde in zehn Teile geteilt, in denen insgesamt 610 große gemeinsame Friedhöfe entstehen. Die Bezirke sind folgende:

1. Zentrale Zmigrod	57 Friedhöfe
2. " Jaslo	40 "
3. " Gorlice	74 "

4.	Zentrale	Luzna	38	Friedhöfe
5.	"	Pilzno	53	"
6.	"	Tarnow	84	"
7.	"	Dombrowa	18	"
8.	"	Brzeske	80	"
9.	"	Bochnia	80	"
10.	"	Limanotwa	86	"

Zusammen 610 Friedhöfe.

An ausgesuchten Punkten, wo die Natur selbst den großen edlen Rahmen gibt, auf weithin sichtbaren Hügelu, im Schatten von Kirchen, mit Waldhintergrund, und auf Lichtungen stehen diese Friedhöfe. Die Denkmäler selbst sind im großen Stile, einfach, von monumentaler Form und künden mit Wucht, daß hier Menschen ruhen, viele, viele Menschen, die hieher kamen, für das Vaterland zu sterben, die lautlos, rasch und einfach gestorben sind, mit einer Selbstverständlichkeit, und mit ihren Leichen die Vernichtung ihrer Heimat, ihres Vaterlandes abgewendet haben.



Das Kreuz am Wege. — Ostgalizien.

Die Bukowina.

Die Bukowina* ist ihrer Größe nach das neunte unter den Kronländern Oesterreichs.** Der Flächeninhalt des Landes beträgt 10.441 Quadratkilometer, also 3,48 Prozent von sämtlichen Ländern Oesterreichs; die Gesamtbevölkerung zählte bei Kriegsausbruch ungefähr 800.000 Seelen *** (77 auf einen Quadratkilometer). Das sanft geböschte Hügelland ist dicht und gleichmäßig, das zerklüftete Bergland, wo große, zusammenhängende Wälder vorherrschen, hingegen ist dünn und sehr ungleichmäßig bevölkert.

Die Bukowina zählt 336 selbständige Ortsgemeinden, welche entweder aus einer oder aus mehreren

* Nach den beiden großen Prachtwerken: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, 20. Band: Die Bukowina — und „Die Bukowina“. Eine allgemeine Heimatkunde, verfaßt anlässlich des 50jährigen Regierungsjubiläums Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät durch die k. k. Gendarmerie des Landes-Gendarmerie-Kommandos Nr. 13. Czernowitz 1899. Der größte Teil dieses Prachtwerkes stammt vom Gendarmerie-Oberleutnant Eduard Fischer, der durch seine ruhmreiche Verteidigung der Bukowina im Weltkriege weltbekannt geworden ist. Ferner wurde benützt: Raindl, „Geschichte der Bukowina von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“.

** Die Reihenfolge der Kronländer nach ihrer Größe ist: Galizien, Böhmen, Tirol, Steiermark, Mähren, Niederösterreich, Dalmatien, Oberösterreich, Bukowina, Kärnten, Krain, Salzburg, Schlesien, Istrien, Görz, Vorarlberg.

*** Die Bevölkerung der Bukowina zählte 1775 nur 75.000 Einwohner, 1890 schon 646, 591 und vor dem Kriege bereits zirka 800.000. Die Bukowina hat sich also in seiner Bevölkerung innerhalb eines Zeitraumes von 140 Jahren mehr als verzehnfacht.

Ortschaften bestehen. Außer diesen bestehen noch 206 Gutsgebiete. Die selbständigen Ortsgemeinden gliedern sich in 5 Städte, 17 Marktgemeinden, 314 Dorfgemeinden mit im ganzen 356 Dörfern und 720 selbständigen Ansiedlungen. Auf das Hügelland entfallen 256 selbständige Gemeinden, von denen 78 über 2000, 102 über 1000 und 85 unter 1000 Einwohner haben. Das Gebirge hat bloß 71 selbständige Gemeinden, von denen 18 über 2000, 27 über 1000 und 26 unter 1000 Einwohner zählen. Im Kimpolunger Bezirk, wo der Waldbestand am größten ist, ist auch die Bevölkerungsdichte am geringsten.

Auf 1000 Personen männlichen Geschlechtes entfallen rund 992 weibliche, also gibt es in der Bukowina mehr Männer als Frauen. Während in der Monarchie im Durchschnitt nur 34 Personen verheiratet sind, stellt sich für die Bukowina der Durchschnitt auf 37, demzufolge in der Bukowina auch relativ mehr Kinder vorkommen als in Oesterreich überhaupt, und zwar beträgt der 30 jährige Durchschnitt 25.943 pro Jahr.

Die herrschende Religion in der Bukowina ist die griechisch-orthodoxe, ihr gehört die überwiegende Masse des Volkes an. Von den übrigen christlichen Religionsbekenntnissen überwiegt das römisch-katholische. Der Prozentsatz der einzelnen Konfessionen ist folgender: 68,5 Prozent Orthodoxe (Schismatiker), 17,7 Prozent Katholiken, 13,2 Prozent Israeliten, 2,6 Prozent Protestanten und 0,46 Prozent Lipowaner.*

* Die Lipowaner sind altgläubige Russen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus der griechisch-orthodoxen Kirche austraten und auswanderten. Sie haben in der Bukowina in Biala-Kiernica ihren eigenen Bischof. Sie rauchen nicht, weigern sich, Waffen zu tragen, und sind auch vom Kriegsdienste befreit, sind aber die schlimmsten Wilddiebe im ganzen Lande. Sie dulden in ihren Dörfern keine Gasthäuser; um die Nüchternheit soll es aber gleichwohl übel bestellt sein. Sie sprechen russisch, aber nicht ganz rein. Die Hütten sind so eingerichtet wie die russischen Bauerngehöfte: Kammer und Küche im Erdgeschoß, Betten voller Kissen, Matrazen, Decken und kurzen Pelzen und ein Schrank für Porzellan und Tonwaren bilden das Hausgerät.

Aus der Geschichte der Bukowina.

Die Bukowina, an der uralten Seeresstraße gelegen, welche die Völker des Ostens bei ihren Zügen gegen Westen benützten, war schon im grauen Altertum der Tummelplatz der verschiedensten Volksstämme, die sich gegenseitig ablösten. Völkerschaften finnischen Ursprunges, später Szythen, nach ihnen die Geten, nach diesen die Peukiner und Bastarner, endlich die Dazier hausten in den Gefilden der Bukowina.

In der Zeit von 101 bis 106 nach Christus wurde die Bukowina zugleich mit dem Gebiete des heutigen Siebenbürgen und Rumänien und eines Theiles von Galizien (Provinz Dazien) vom römischen Kaiser Trajan erobert und mit römischen Veteranen besiedelt, die die Reste der früheren Bewohner, der Dazier, aufjagen. Als der Strom der Völkerwanderung über Europa hereinbrach, bewohnten germanische Goten das Land, die dem Ansturme der Hunnen weichen mußten (372), nach deren Abzug sich die Ostgoten und die Gepiden und endlich die Wenden als erste von den slavischen Stämmen in der Bukowina niederließen. Magyaren und Petschenegen durchzogen im 9. und 10. Jahrhundert das Land. Im 12. Jahrhundert erfolgte vom Süden aus das Vordringen der Walachen (Rumänen), die den Süden des Landes besiedelten; vom Norden und Osten her kamen die Slawen. Diese Völkerschaften hatten noch den letzten Ansturm asiatischer Nomadenhorden, der Mongolen und Tataren, zu überstehen. Aus diesem Völkergemisch sehen wir zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Vorfahren der jetzigen Bevölkerung, der Rumänen und der Ruthenen, sich entwickeln.

Nach dem Verbränden der Völkerfluten kam es um die Mitte des 14. Jahrhunderts zur Gründung des Fürstentums Moldau, das die Bukowina und das heutige Rumänien umfaßte, dessen politischen Mittelpunkt aber die Bukowina bildete (in der Stadt Suczawa lagen die Herrnsitze dieses Reiches). Dieses Fürsten-

tum stand unter der Schutzherrschaft des Polenkönigs, dem damals auch Galizien untertan war.

Im 16. Jahrhundert gewannen die Türken, die inzwischen ganz Ungarn erobert hatten, auch die Oberhand über die Bukowina. Die Moldauer Hospodare und Bojaren verblieben zwar im Besitze ihrer bisherigen Rechte, mußten aber dem Sultan Tribut zahlen und türkische Besatzungen in Czernowitz und anderen größeren Orten des Landes dulden. Im russisch-türkischen Kriege 1769 eroberten die Russen die ganze Bukowina, räumten sie aber nach Abschluß des Friedens wieder. 1775 trat die Türkei das Land an Maria Theresia ab.

Die Bukowina ist ein Geschenk der Pforte an Oesterreich. Das Übereinkommen von Konstantinopel vom 7. Mai 1775 sagt ausdrücklich, daß Sultan Isfah Mehmed die Bukowina freiwillig abgetreten habe, „um eine Probe der Freundschaft, der Zuneigung und der guten Nachbarschaft zu geben“.

Zuerst wurde die Bukowina als Czernowitzer Kreis Galizien angegliedert, 1849 jedoch zu einem selbständigen Kron-



Seldmesse in der Bukowina.

land erhoben und mit einer eigenen Landesverfassung und -verwaltung betheilt. Das Land, das als eine verwahrloste Wildnis unter den Doppelaar gekommen war, hat sich unter seiner mehr als 150jährigen, segensreichen Herrschaft zu einem blühenden Lande entwickelt.

Eine Wanderung durch das Buchenland.

Der berühmte schwedische Forscher Sven Hedin, der im April 1915 eine Fahrt durch die Bukowina machte, sagte über die Naturschönheiten des Landes, die im Westen leider noch ganz unbekannt sind: „Was ich hier sah, ist ungemein interessant und großartig. Ich habe hier die stärksten Eindrücke gewonnen. Das Land ist einfach fabelhaft schön.“ Das sagt ein Mann, der die ganze Welt durchkreist hat!

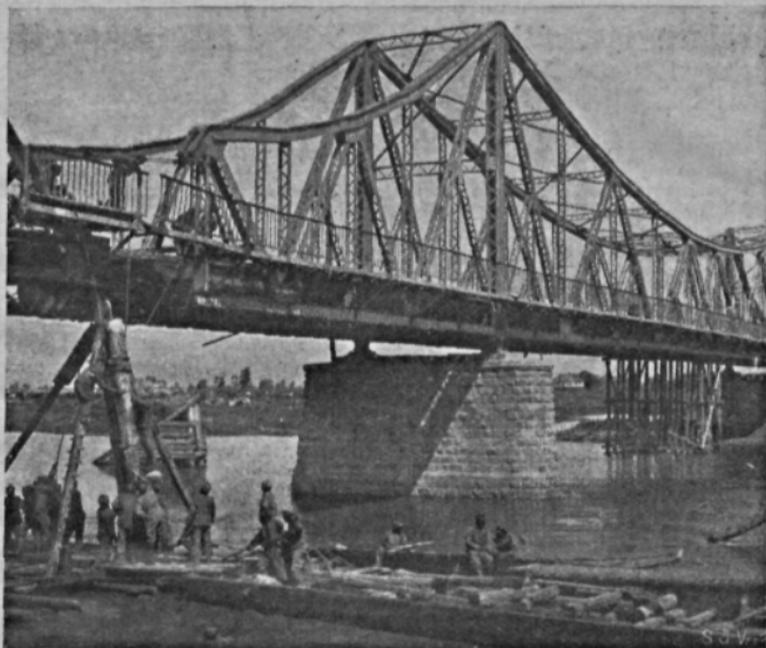
Die Bukowina ist ein Hochland, das vom Nordosten gegen Südwesten terrassenförmig aufsteigt, und zwar in fünf einander überhöhenden Terrassen, die durch die Flüsse begrenzt sind. Darnach zerfällt das Land in zwei wesentlich voneinander verschiedene Teile, in das Hügelland und das Bergland.

Das Hügelland, welches dem Bogen der Karpathen vorgelagert ist, vermittelt den Übergang zur Sarmatischen Ebene und dem rumänischen Tiefland. Es zerfällt in vier scharf geschiedene Teile — in das Hügelland zwischen den Tälern des Dnjestr und des Pruth mit einer mittleren Höhe von 215 Metern, das Hügelland zwischen den Tälern des Pruth und Sereth (mittlere Höhe 312 Meter), das Hügelland zwischen den Tälern des Sereth und der Suczawa (mittlere Höhe 413 Meter) und das Hügelland zwischen den Tälern der Suczawa und Moldawa (mittlere Höhe 453 Meter). Gegen Westen geht das Hügelland ziemlich unvermittelt in das Bergland über, das mehr als die Hälfte des Landes bedeckt. Die tief eingeschnittenen, schmalen Talfurchen der Flüsse mit ihren steilen, hochaufragenden Talwänden und die zwischen den Tälern

liegenden hohen Gebirgszüge verleihen der Bukowina in ihrem südwestlichen Theile den Charakter eines ausgesprochenen Gebirgslandes. Vom Nordwesten nach Südosten streichend, besteht das Gebirge aus einer größeren Anzahl hochaufragender, parallel laufender, von den Tälern des Sereth, der Suczawa, der Moldawa und der Goldenen Bistritz fast senkrecht durchbrochener Ketten, die durch kurze, wasserscheidende Risse miteinander verbunden sind. Der höchste Gipfel des ganzen Bukowiner Gebirges ist der in der Nareu-Kette stehende Grumalan (1859 Meter Seehöhe, 1070 Meter über dem Tale der Goldenen Bistritz).

Das Bukowiner Gebirge ist im allgemeinen schwer passierbar. Die wichtigsten Pässe, welche den Verkehr mit den Nachbarländern vermitteln, sind: der Borgo-Paß, die kürzeste Verbindung mit dem südlichsten Theil von Siebenbürgen, der Rodna-Paß aus dem Tal der Goldenen Bistritz in das Tal der Szamos und der Stiol-Paß (auch Pristop genannt), 1418 Meter hoch, aus dem Tal der Goldenen Bistritz in das Tal der Theiß nach Ungarn. Alle drei Pässe liegen jenseits der Landesgrenze. Für alle Verkehrs- und Kriegsbewegungen zwischen Ungarn und der Bukowina erwuchs aber eine Erschwerung dadurch, daß das erste bukowinische Tal, das der Goldenen Bistritz, bald in rumänisches Staatsgebiet überführt. Den Übergang in das nächste östlichere Tal der Moldawa verschließt ein abschulicher Berggrüden. Erst der 1600 Meter lange Tunnel unter dem Westicanesti-Paß öffnete dem Schienentweg Czernowitz—Kimpolung die Fortsetzung in die weit zerstreute, große Grenzgemeinde Dorna-Watra und erschloß den Vorlandsbewohnern des Buchenlandes eine formenreiche, zur Sommerfrische einladende Berglandschaft.

Die wichtigsten Pässe im Lande selbst sind der Westicanesti-, der Isvor-, Ploska-, Szurdyn- und Niemezc-Paß. Außer diesen, den Hauptverkehr vermittelnden Pässen gibt es nur noch eine große Anzahl von Nareuwegen und Reitswegen, die das Gebirge



Österreichische Pioniere bei den Herstellungsarbeiten an der großen Eisenbahnbrücke bei Halicz.

übersehen und den Lokalverkehr innerhalb der einzelnen Gebirgsortschaften vermitteln.

Daß es nicht einfach sei, in diesem verwickelten Berglande zu operieren, erfuhren die Russen, nachdem sie das sanft gewellte Hügelvorland bewältigt hatten, beim Eindringen in die westlichen Täler.

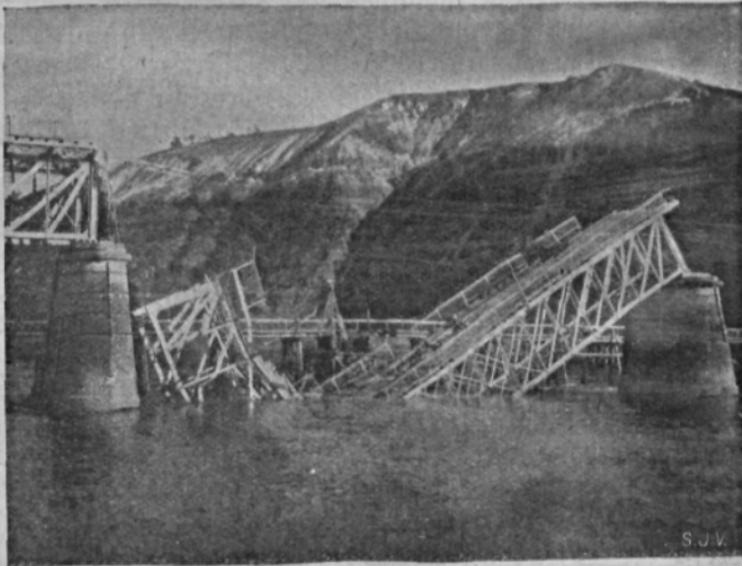
Die Bukowina wird von einem reichen Flußnetz durchzogen und dieser große Wasserreichtum macht sie zu einem überaus fruchtbaren Land und schafft die Grundlage zu einem ausgedehnten Holzreichtum. Nahezu 44 Prozent des gesamten Landes sind von Wäldern bedeckt, in denen im Gebirge noch Bären, Wölfe, Luchse und Wildkaten hausen.

Reich an mannigfaltigen Formen der Gebirge, mit engen und breiten Flußtälern, kleinen Ebenen, dunklen Wäldern, mit blühenden Ortschaften und

freundlichen Städten, ist das Buchenland ein kleines Paradies, und je tiefer wir in das Land dringen, desto wunderbarer gestaltet sich der Zauber dieser Karpathenwelt.

Die Grenze gegen Galizien bildet — 60 Kilometer lang — der Dnjestr. Das gewöhnlich etwas trübe Wasser hat sich im Laufe der Zeit ein tiefes Bett gegraben und es überragen die steilen Ufer den Wasserspiegel oft um mehr als 150 Meter. 200 bis 250 Meter breit, ist der Dnjestr so tief, daß er nirgends durchwattbar ist. In einem großen Bogen umspannt er die Stadt Zaleszczyki, die durch eine gewaltige Eisenbahnbrücke mit Steinpfeilern und Eisenkonstruktion mit Zwiniacze am rechten Ufer verbunden ist.

Das Gebiet zwischen Dnjestr und Pruth ist die am dichtesten besiedelte Gegend der Bukowina. Einst war auch dieses Gebiet von ausgedehnten Waldungen bedeckt, die so dicht waren, daß bei der Okkupation des Landes durch Oesterreich das einrückende Militär stellenweise die Art gebrauchen mußte, um vor-



Gesprenge Dnjestrbrücke, daneben die Notbrücke.

wärts zu kommen. Heute ist der Wald hier ganz verschwunden. Wohin das Auge blickt, nichts als Felder und Wiesen und dazwischen liebliche Dörfer, rings von Obstgärten umgeben. Nur die langgestreckten Hügel im Osten sind mit einem Kranz von Wäldern geschmückt, die weit nach Rußland hinein sich ausdehnen.

Wenn man von Galizien her den Pruth abwärts wandert, so hat man linker Hand die nur hie und da von sanften Bodenanschwellungen unterbrochene Ebene, durch die fast parallel mit dem Flusse die Bahn von Lemberg nach Czernowitz führt, rechts dagegen ohne alle Vermittlung aus dem Flusse steigend jenes Hügelland, das die zweite stufenartige Erhöhung der Bukowina signalisiert. Der Pruth bildet hier die scharfe Grenze zwischen Acker- und Hügelland. Einzelne Ortschaften schmücken die Ränder, während das Hügelland selbst bis auf einzelne Weiler von Menschen wenig bewohnt ist. Erst östlich von Michaleze treten wieder Dörfer auf. Eine nennenswerte Zahl dieser Hügel erhebt sich über 400 Meter. Die höchste Erhebung in der Wasserscheide zwischen Pruth und Sereth bildet die Cecina (539 Meter). Der reich bewaldete Berg bietet eine entzückende Fernsicht nach allen Richtungen — freundliche Ortschaften mitten in der Fülle buntfarbiger Getreidefelder lachen uns lieblich an, umsäumt von Wiesen und bewaldeten Bergen, die unter dem Horizont verschwinden. Im Osten erreicht der Blick auch die Hauptstadt des Landes, Czernowitz, mit seinen zahlreichen Kirchen und Thürmen.

Östlich vom Cecina folgt eine allmähliche Höhenabnahme, worauf die Anschwellung des Bodens im Südosten von neuem beginnt. In dieser Bodenniederung breitet sich auf einem aus dem Pruththal steigenden Hügel die blühende Stadt Czernowitz aus. Zu ihren Füßen rauscht der Pruth, über den sich zwei mächtige Brücken spannen. In weitem Bogen umkreist die Eisenbahn durch eine schluchtartige Bodensenke die Stadt.



Frühling in der Bukowina.

Das Bauernhaus steht vor der Schwarmlinie, aber die Störche lassen sich durch das Schließen ihren Aufenthalt in ihrem Neste nicht verleiden.

Dort, wo vor hundert Jahren kaum zwanzig gemauerte Häuser standen, erheben sich heute stattliche Häuserreihen, geschmückt durch monumentale Bauten und herrliche Kirchen. Der rege Verkehr auf Straßen und Plätzen, die luxuriösen Auslagen der Kaufleute, die vielen Behörden und Geldinstitute, die starke Garnison, der Klerus dreier christlicher Konfessionen, die vielen Schulen und eleganten Hotels, elektrische Beleuchtung und elektrische Straßenbahn, das gut angelegte Kanalisationsnetz, die Tiefquell-Wasserleitung, die schönen öffentlichen Gärten — all das gibt Czernowitz den Nimbus einer Stadt, die den Anlauf zur Großstadt macht. Das Zentrum der Stadt bildet der sogenannte Ringplatz, in welchen nicht weniger als acht Gassen münden. Hier steht das stattliche Rathaus mit seinem hohen Turm, dessen Spitze einen mächtigen vergoldeten Doppeladler trägt. Unter den ärarischen Bauten ragen die k. k. Landesregierung und die Franz-Josef-Universität, unter den zahlreichen Kir-

den die Herz-Jesu-Kirche hervor. Die Krone aller Bauten aber ist die erzbischöfliche Residenz — Czernowit ist der Sitz des griechisch-orthodoxen Metropolitens von der Bukowina —, die an Schönheit und Großartigkeit weithin von keinem ähnlichen, im byzantinisch-maurischen Stil gehaltenen Bau übertroffen wird. Beim ersten Einfall der Russen wollte einer ihrer Generäle den Erzbischof zwingen, eine Messe zum Segen des Feindes zu lesen, aber er weigerte sich tapfer. Bei ihrem zweiten Einfall flüchtete er nach Wien.

Die Stadt Czernowit mit ihren vier Vorstädten nimmt ein sehr weitläufiges Terrain ein. Die Einwohnerzahl der Stadt samt Vororten betrug 1890: 54.171, vor dem Kriege etwa 90.000. Davon sind 20.000 Juden, die übrigen Ruthenen, Rumänen, Deutsche und Polen. 30- bis 40.000 Menschen waren beim Herannahen der Russen geflüchtet. Bezüglich der Umgangssprache sind in Czernowit nach der Angabe Fischers 51,29 Prozent deutsch (denn auch die Juden sprechen Deutsch), 19,59 Prozent ruthenisch, 11,39 Prozent rumänisch und 11,73 Prozent polnisch.

Nördlich von Czernowit, etwa 3 Kilometer von der Pruthbrücke entfernt, schließt sich an die Lemberg—Czernowitzer Bahn die Lokalbahn von Nowosieliza. Sie führt an Sadagora vorbei, einem Markte, der bekannt ist als Sitz des wunderläitigen Rabbiners. Weiter ostwärts hinter Bojan liegt die Grenzzollstation Nowosieliza. Unter diesem Namen ist ein ärmliches österreichisches Dorf und ein russischer Markttort zu verstehen. Beide Ortschaften werden durch den vom Norden kommenden Grenzbach Notitna geschieden, der hier in den Pruth mündet und eine kleine Brücke trägt, an deren Enden österreichische und russische Wachtposten stehen.

Von Czernowit führt die Reichsstraße, die etwa 6 Kilometer weit von einer Pappelallee umstanden wird, nach dem Süden. Wir befinden uns hier auf dem östlichen Teile der Wasserscheide zwischen Pruth

und Sereth, die sich südwärts bis an die rumänische Grenze zieht. Bei Czahor kreuzt sich die Straße mit dem Schienentweg der Lemberg—Ezernowitzer Bahn, nähert sich dann der rumänischen Grenze, steigt dann durch Schluchten bergauf und hierauf hinab ins Tal des Sereth.

Die Quellen des Sereth liegen im Südwesten der dritten Terrasse des Landes, welche als Wasserscheide zwischen Sereth und Suczawa, mit den galizischen Karpathen im Zusammenhange sich befindet. Hier im Quellgebiete des Sereth gewinnen wir die ersten Einblicke einer durch Naturgröße ausgezeichneten Gebirgswelt, die wir im Norden und Osten des Landes entbehren. In diesen endlosen Wäldern lebt der Huzule vom Holzschlag und junstiger Waldindustrie. Bei Verhomet verläßt der Fluß seine bisherige nördliche Richtung und wendet sich bogenförmig gegen Nordosten, wo er von einem mächtigen Sumpfbreier empfangen wird. Die Berge werden immer flacher, das Tal wird breiter, zu beiden Seiten liegen blühende Ortschaften. Wir kommen zur größten Ansiedlung des Tales, Sereth, die älteste Stadt des Landes.

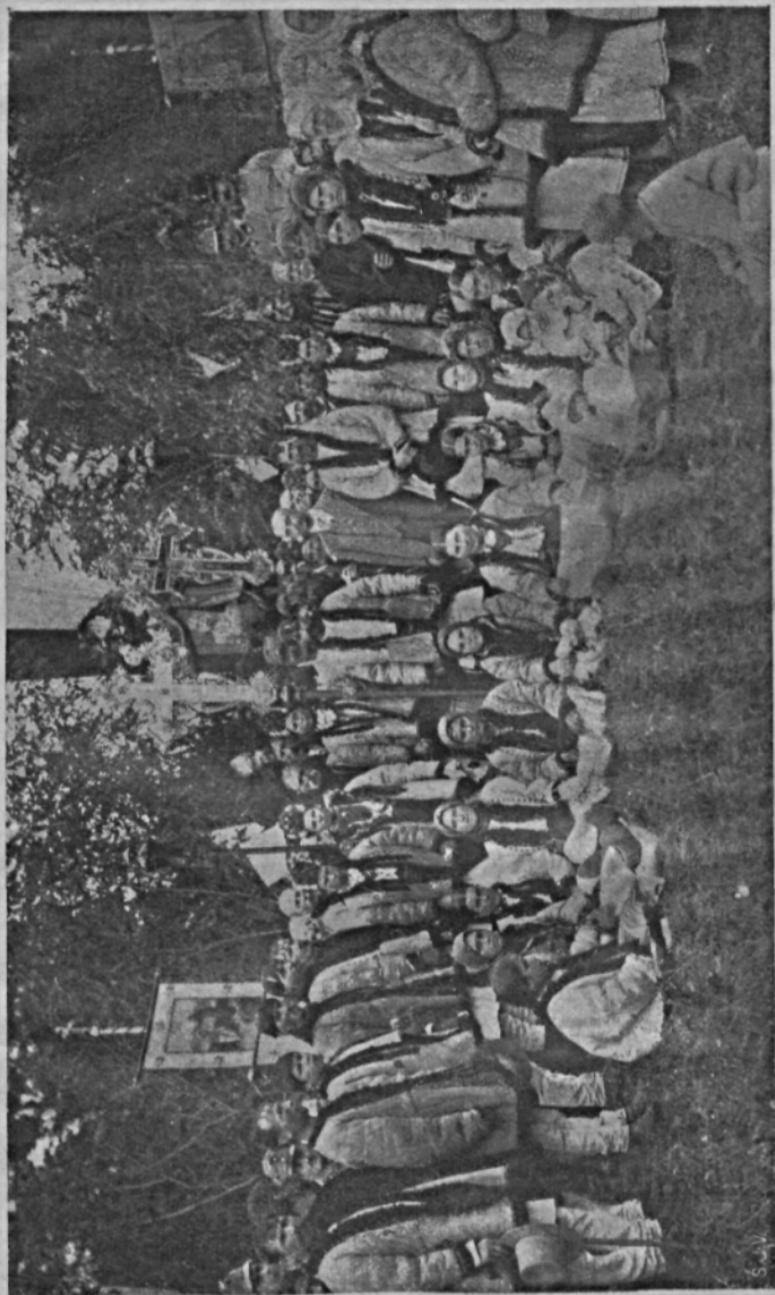
Wir scheiden vom schönen Sereththal und begeben uns nach dem Süden, in die waldlose Landschaft Horaiţa, die zu den Kornkammern des Landes zählt. Ein unermessliches Getreidemeer dehnt sich vor uns aus und die Ortschaften liegen weit von der Reichstraße, die schnurgerade über Berg und Tal führt. Der Wanderer ist hier von aller Menschheit so ferne wie fast in den einsamsten Gebirgsgegenden. Im Süden der Horaiţa wird die Gegend wieder mannigfaltiger, die Ortschaften treten wieder näher an die Straße und hinter den Dörfern erheben sich im Osten Hügel mit Laubwäldern. Wir kommen in die Stadt Suczawa. Suczawa, ebenfalls auf einer Anhöhe gelegen, ist eine der ältesten Wohnstätten des Landes. Schon 1388 wird die Stadt als Residenz der moldanischen Fürsten genannt. Später wiederholt geplündert und zerstört, verfiel die einst blühende Stadt ganz. Erst durch die

Zürforge der kaiserlichen Regierung nahm sie in letzter Zeit wieder einen Aufschwung. Gegenwärtig wird sie hauptsächlich von Deutschen und Rumänen bewohnt.

Folgen wir nun dem Suczawafluß aufwärts. Sein Tal erweitert sich gegen Nordwesten immer mehr und bildet in der Nähe der Stadt Radautz die einzige zusammenhängende Ebene des Landes, mit vier Quadratmeilen im Umfange und wenigen sanften Bodenschwellungen. Radautz ist die einzige Stadt im ganzen Lande, die sich in der Ebene ausbreitet. Berühmt in der ganzen Monarchie ist das hier befindliche Staatsgestüt.

Weiter stromaufwärts wird das Tal wieder enger. Eine seltene Erscheinung sind die vier Dörfer Neufratautz, Wilka, Ober-Wikow und Straza, die im Laufe der Jahre zu einem einzigen Ganzen zusammenschmolzen und in einer Länge von 30 Kilometern die Nordseite des Flusses begleiten. Von Straza an tritt das Gebirge hart an beide Ufer heran, wächst rasch zu Höhen von 800 bis weit über 1000 Metern und gestattet nur hie und da noch Raum für Ansiedlungen. Beim Dorfe Szipot beginnt bereits echte Gebirgswelt, wo auf magerer Erdscholle der Mensch einen ernsten Kampf ums Dasein führt. Wald reiht sich an Wald, Gebirge an Gebirge und nur zerstreute Weiler und ärmliche Sennhütten begegnen uns. Mit dem Izwor, einem Quellbach der Suczawa, der auf der Nordseite des Wiziniski-Waldes entspringt, gelangen wir auf ein geographisch wichtiges Gebirgszentrum. Hier finden wir den Knotenpunkt mehrerer Bukowiner Karpathenäste, jene wasserscheidenden Berge, welche gleichzeitig die Quellen der Goldenen Bistritz, der Suczawa und der Moldawa entstehen lassen. Sie bilden ein buntes Gewirre von kleineren und größeren Erhebungen, die zwischen 1450 und 1560 Meter Höhe schwanken.

Das Quellgebiet der Moldawa ist eine Gebirgsmasse mit Urwäldern in endloser Ausdehnung. Mühsam windet sich die Moldawa durch dieses Gebirge.



Kaisers Namenstag bei den Ukrainern in der Bukowina 1915.

Das obere Tal ist kaum 200 Schritte breit, oft ist es noch enger. Nur bei Briaza, Bozoritta, Kimpolung und Wama weitet sich das Tal und läßt menschlichen Ansiedlungen Platz. Bozoritta mit Kupferbergwerk liegt in einem förmlichen Kessel, gebildet von massiven Sandfelsen, die pyramidenförmig aus dem Tal herauswachsen wie die Türme eines mittelalterlichen Bergschlosses. An die beiden südwestlich isoliert dastehenden Kalksteinkegel Adam (1047 Meter) und Eva (1009 Meter) knüpfen sich Volkssagen. In der kleinen Stadt Kimpolung, die bei ihrer geringen Breite von 1000 Schritten nicht weniger als 7 Kilometer Länge zählt, hat Kronprinz Rudolf am 9. Juli 1887 den Grundstein zur St. Nikolauskirche gelegt. Nördlich von Kimpolung dehnen sich Hügel mit Feldern und Gärten, die Höhen südlich aber steigen allmählich zu gewaltiger Höhe empor. Im Hintergrunde, an der rumänischen Grenze, recken sich in phantastischen Formen die Kuppe des herrlichen Rareu (1653 Meter) und die Felsentürme Petrile Doamnei (1647 Meter) empor.

Bei Wama mündet der größte, linke Nebenfluß, die Moldawika. Weiter östlich liegt Gurahumora, eine kleine Stadt mit etwa 10.000 Einwohnern, der Mittelpunkt des Deutschtums in der südlichen Bukowina. Die Russen steckten die Stadt Anfang Juli 1916 in Brand.

Durch das Tal des Baches Humora, der hier in die Moldawa mündet, geht jene Etappenstraße, die durch Wälder und Schluchten nordwärts führt zum Pruth. Das Humoratal ist reich an malerischen Landschaften, ebenso das Tal des Bucovezerbaches, in welchem nicht bloß zwei schöne Straßen sich vereinigen, sondern auch die Lokalbahn Hatna—Kimpolung dem Moldawatal zueilt. Hier liegt auch der bedeutendste Montan-Industrieort der Bukowina, das Salzbergwerk Kaczika.

Das Moldawatal, eines der schönsten Täler der Bukowina, bevor die Holzspekulation mit aller Leiden-



Griechisch-orientalische Kirche in der Bufowina.

schaft über die Wälder herfiel, wird im Westen und Süden von dem herrlichsten Gebirge, der Luczinafette, begleitet. Bei Bozoritta führt die Reichsstraße durch das Tal des Putnabaches aufwärts, übersteigt den Rücken der Luczinafette über das Mesticanesti-Joch (1099 Meter) — unter dem Paß ist der Tunnel der Eisenbahn — hinab nach Jakobeny ins Tal der Goldenen Bistritz. Diese Hochstraße über den Mesticanesti-Paß stammt aus der Zeit des Kaisers Franz I. Zu Kaiser Josefs II. Zeiten war hier bloß ein Reitsteg. Alle Reize einer Bergstraße vereinigen sich hier, um die Wanderung über dieses Joch unvergeßlich zu machen. Fortwährend ansteigend bis zur wasserscheidenden Höhe, macht die Straße 24 Windungen, in schwindelnder Höhe angelangt, übersieht man einen Teil der wunderbaren Gebirgswelt der Bufowina. Der freundliche Bergort Jakobeny mit Eisengießereien, Hütten- und Hammerwerken beherbergt hauptsächlich deutsche Kolonisten. Südlich von Jakobeny liegt in herrlicher Gebirgslandschaft das Mineralbad Dorna-Batra (789 Meter). Von hier und Jakobeny führt eine der herrlichsten Straßen der Monarchie

aufwärts nach Kirlibaba und über den Stiol-Paß nach Ungarn.

Vom Gebiete des Stiol-Passes kommend, tritt die Goldene Bistritz westlich von Kirlibaba, wo der wildromantische Cibobach einmündet, in die Bukowina ein, krümmt sich nach Süden, wendet sich dann bei Dorna-Batra scharf nach Nordosten und bildet eine Zeitlang die Grenze gegen Rumänien. Das Tal der Goldenen Bistritz, eines der landschaftlich schönsten Täler des Karpathenbogens, zeichnet sich dadurch aus, daß es, tief eingeschnitten, links von der mit besonderer Wildheit auftretenden Kette des Waldgebirges, rechts von der Suchardkette begrenzt wird, die in ihren oberen Theilen steil und rasch sich erhebt und kahle, öde Firste bilden läßt. Die Talwände sind schroff und steil, in den unteren Partien dicht bewaldet, in den oberen kahl und felsig. Das Tal der Goldenen Bistritz ist hoch gelegen, denn beim Eintritt in die Bukowina liegt ihr Bett 960 Meter über dem Meere. Hier mündet der Cibobach ein, der von seinem Ursprung auf der Zupanja an die Grenze zwischen Ungarn und der Bukowina bildet. Der Punkt, der von einem etwa 12 Meter hohen, würfelförmigen Felsen markiert wird, ist auch landschaftlich interessant, denn bewaldete Berglehnen und steile, nackte Felsen bilden seine nächste Umgebung. Es ist ein wahres Prachtstück in der Karpathenwelt, in der die Urwälder der Marmaros an die Urwälder der Bukowina stoßen. Hier haust der Bär, der Wolf, das Wildschwein und anderes Jagdwild, das die Menschennähe meidet.

Bei Kirlibaba mündet das 21 Kilometer lange, schluchtartig eingeschnittene, reizende Kirlibabatal in die Bistritz. Bemerkenswert sind die drei Tatarka-Nebenbäche des Kirlibababaches, die links münden und zwei Tatarkaberge einschließen, deren Namen zu den Erinnerungen jener Zeit gehören, da die Tatarenhorden durch die Bukowina zogen und ihre blutigen Einfälle nach Ungarn machten. Durch das Tatarkatatal führt der Weg zum Luczyna-Paß, der das Tal der

Goldenen Bistritz mit dem Thal der Suczawa verbindet. Das bedeutendste aller Nebentäler der Bistritz ist jenes des Dornasflusses, der in Siebenbürgen am Fuße des Pietrosul seinen Ursprung hat und bei Dorna-Batra einmündet.

Wenn wir den Cibobach aufwärts wandern über die Zupanja, kommen wir in das Quellgebiet des Czeremosz, der in der Bukowina der bedeutendste Nebenfluß des Pruth ist. Das Thal des Czeremosz übertrifft an landschaftlichen Reizen jedes andere Thal der Bukowina; tief eingeschnitten, schmal, mit steilen, hohen, theils felsigen, theils bewaldeten Thalwänden, schlängelt es sich in zahlreichen Windungen als Landgrenze durch die Bergwelt. Herzerquickend ist der Moment, wenn des Abends das Alphorn erschallt, dessen Klang wehmütig in die dunklen, schweigsamen Täler dringt. Von Jablonica an beginnen Thalerweiterungen; mit diesen treten blumige Wiesen und üppige Weideflächen auf. Der lang vermißte Anblick freundlicher Obstgärten und Getreidefelder erfreut das Auge. Wohin man blickt, ins Thal oder auf die Berge, sieht man kleine Häuschen oder größere Bauerngehöfte. Von Wiznik an treten die Berge immer mehr zurück und das Thal erreicht seine größte Breite. Auf der Straße begegnen wir dem Guzulen zu Fuß und zu Pferd mit dem federgeschmückten Filzhut, den roten Hosen und dem stereotypen Messinghäkchen, ohne das er weder einen Spaziergang noch eine Reise antritt. Oft sehen wir neben ihm sein Weib hoch zu Roß, gewöhnlich auf vollen Säcken sitzen, mit dem Spinnrocken und der Spindel in den Händen. Auch auf dem Flusse selbst begegnen wir dem Guzulen, der in großen Mengen die Erzeugnisse seiner Holzindustrie in die benachbarten Orte des Unterlandes bringt. Der Markt Wiznik ist die einzige Ortschaft im ganzen westlichen Teile der Bukowina, die ihre Einwohnerzahl nach Tausenden zählt. Sie steht mit der galizischen Stadt Ruty im innigsten Zusammenhang, vermittelt den Handel zwischen Gebirge und Unterland.

Die Bevölkerung der Bukowina.

Rumänen und Ruthenen bilden den Kern der Bevölkerung des Landes. Fast drei Viertel der ansässigen Bevölkerung bedienen sich der ruthenischen und rumänischen Sprache als Umgangssprache. 40,8 Prozent sind Ruthenen, 31,4 Prozent sind Rumänen, 21,8 Prozent Deutsche, 3,7 Prozent Polen.

Die nationale Mehrheit im Lande bilden die Ruthenen, wenn unter dem Namen „Ruthenen“ alle in der Bukowina wohnenden Ruthenisch sprechenden Völkerschaften verstanden werden, also auch die Huzulen. Es sei aber bemerkt, daß nach der Anschauung mancher Forscher die Huzulen Nachkommen der Scythen sind; in jedem Falle aber sind sie keine reinen Ruthenen, sondern stark mit fremden Elementen gemischt.

Dr. Raindl sagt: „Die Huzulen sind Scythen, und zwar ein Rest der scythischen Gebirgsbewohner, die durch ihre geschützte Lage den Stürmen der Völkerfluten entgingen. Ist auch ihre Sprache geschwunden und ihr Blut nicht mehr rein, so sind sie doch weder Romanen noch Slawen.“ Und Fischer bemerkt dazu: „Wer die Huzulen, ihr Tun und Lassen, ihr Leben, ihre Gebräuche und ihre Tradition kennt, muß dieser Anschauung vollkommen beipflichten, und der Unterschied zwischen ihnen und den Ruthenen muß jedem aufmerksamen Beobachter sofort ins Auge fallen.“

Die Huzulen sind die Bewohner der Bukowiner Waldkarpathen. Dort, wo noch die meisten Gänge mit Urwald bedeckt sind und noch der Bär haust, dort wohnt der Huzule. Nur schmale Bergwege führen ins Huzulenland. Das Verkehrsmittel dieser Gegend ist das kleine, untersetzte Huzulenpferd, das für die Berge wie geschaffen ist. Die Huzulenhäuser sind aus rohgezimmerten Balken zusammengefügt. Die Wirtschaftsgebäude, ebenfalls als Blockhäuser gebaut, sind um das Wohnhaus so aufgestellt, daß das Ganze den



Rumäninnen der Bulowina.

Eindruck eines kleinen Holzkastells macht, durch ein weites Thor abgeschlossen. Die meisten Gehöfte sind auf den Bergen verstreut und weit voneinander entfernt. Wenn der Huzule seinem Nachbar etwas mitzuteilen hat, so muß er manchmal einen halben Tag und noch mehr durch Urwald wandern. Die Huzulen sind geborene Schützen. Mit ihrem sicheren Auge verfehlen sie nie ihr Ziel. Furcht kennt er keine und er weiß, was Gefahr heißt. Wenn er hoch oben auf den Almen sein Vieh bewacht und der Bär in der Nacht aus dem Dickicht bricht und sein Vieh überfällt und der Huzule mit der bloßen Art den Bären abwehrt, dann erfährt er, was Gefahr ist.

Die Huzulen sind biedere, liebe Leute. Nur gegen die Russen beherrscht sie ein wütender Haß. Wenn sie von Rußland sprechen, dann flammt ihr Auge auf. Man sieht es ihnen an, sie würden leidenschaftlich gern den Moskäl in ihre Gewalt bekommen. Und die Ruf-

sen haben den Haß der Szuzulen zu fühlen bekommen, als sie unter Fischers Führung ihre Bergheimat gegen den russischen Eindringling verteidigten.

Wenn man die Gesamtheit der Ruthenen in der Bukowina mit etwa 320.000 beziffert, so sind davon zirka 30.000 Szuzulen. Die Szuzulen bewohnen den ganzen nordwestlichen Teil des Gebirges, das Quellgebiet des Czernemosz, der Suczawa, Moldawa und Kosdawiça, während die Ruthenen in kompakter Masse den Norden und Nordosten des Landes bewohnen. Doch ist die Scheidelinie, welche die Ruthenen von den Rumänen trennt, nicht scharf ausgeprägt, da beide Sprachgebiete sich vielfach übergreifen und dadurch eine Bevölkerung entstanden ist, die aus einem Gemisch von Ruthenen und Rumänen besteht.

Der Körpergröße nach zählt der Ruthene zu den Menschen größeren Schläges, ist aber im Mittel etwas kleiner als der Rumäne. Hervorgehoben muß werden, daß, wie Fischer sagt, die Bukowiner Ruthenen im Vergleich zu jenen Galiziens ein viel freieres, stolzeres und selbstbewußteres Auftreten haben, sie haben das Muechtliche abgestreift und fühlen sich als freie Männer. Die Tracht der Ruthenen ist im ganzen Lande fast gleich; der Mode ist sie nicht unterworfen, sie war seit altersher immer die gleiche. Am allgemeinen kostet den Bauer seine Kleidung nur sehr wenig, denn die Wäsche wird zu Hause gewoben und genäht und aus den vorhandenen Schaffellen werden die Pelze hergestellt. Der Spinnrocken ist bei den Ruthenen und Rumänen noch hoch in Ehren und im Winter wird die Leinwand auf dem Webstuhl von den Frauen selbst hergestellt.

Auch sein Haus baut der Ruthene selbst, wobei ihn nur einige Zimmerleute und Nachbarn unterstützen. Nördlich des Pruth bauen die Ruthenen ihre Häuser zum Teil aus weichem Holz, zum Teil aus Flechtwerk mit Lehmanwurf, zum Teil auch aus Stein. Die Dächer sind durchwegs aus Stroh oder Schilf, im Gebirge aus Schindeln oder Brettern. Das Wohnhaus

der Ruthenen wird in der Regel mit der Front gegen Süden oder Osten gebaut, ohne Rücksicht auf die Richtung der Dorfstraße, und besteht meist aus zwei oder drei Abteilungen. In der Mitte befindet sich gewöhnlich das Vorhaus, rechter Hand vom Eingang die große Stube, linker Hand die kleine oder Wohnstube. Im Vorhaus, das keinen Plafond hat, führt eine Leiter auf den Boden des Hauses, welcher ruzig und verträuchert ist, da kein Rauchfang vorhanden ist. Die Einrichtung der Wohnräume besteht aus Bänken, die längs der Wand angebracht und oft mit Teppichen bedeckt sind, einer Pristche, die als Schlafstätte dient und ebenfalls mit Teppichen bedeckt wird, einem Tisch mit Kreuzfüßen, einer Truhe und Heiligenbildern.

Die ganze Wirtschaft ist entweder mit einem Zaun aus Flechtwerk, seltener mit einer Planke aus Lannbrettern oder aber, wie in den Dörfern am Dnjepr, mit niederen Steinmauern umgeben. Brunnen und Keller findet man nur bei Häusern reicher Grundwirte.

Das Familienoberhaupt bei den Ruthenen ist der Mann, er regiert despotisch in der Familie. Das Weib nimmt dem Mann gegenüber eine sehr untergeordnete Stellung ein. Diese untergeordnete Stellung des Weibes kommt am besten zum Ausdruck, wenn das Ehepaar gemeinsam ausgeht. Nie sieht man beide nebeneinander gehen, sondern den Mann stets voran und die Frau drei bis fünf Schritte hinter ihm. Der Mann hält das Weib durchaus nicht für gleichgestellt mit ihm. Der Mann wird von jeder Frau mit „Sie“ angesprochen, während er jede Frau mit „Du“ anredet. Fischer schreibt, ein altherwürdiger griechisch orthodoxer Geistlicher habe ihm die Stellung des ruthenischen Weibes also definiert: „Die Frau ist dem Manne untergeordnet, sie ist eine das Essen bereitende, das Haus aussehrende, die Wäsche waschende und dazu noch sehr oft Krügel bekommende Wirtin.“

Die große Masse der Ruthenen in der Bukowina sind Ackerbauer und nur ein geringer Teil — die Hu-

zulen im Gebirge — sind Hirten, Waldarbeiter und Holzflößer. Handwerker, mit Ausnahme von Zimmlerleuten, Kürschnern und hie und da Schuftern, findet man unter ihnen nicht. Die übrigen Professionisten sind meist aus Galizien eingewandert. Die Ruthenen bewohnen den fruchtbarsten Teil des Landes, trotzdem stehen die aus der Feldwirtschaft erzielten Erträge in keinem Verhältnis zur Fruchtbarkeit des Bodens, weil eben der Betrieb kein rationeller, die Bearbeitung der Felder keine vollkommene ist. Viehzucht wird vom ruthenischen Bauer nur in geringem Maße betrieben, er züchtet Hornvieh, Pferde, Schafe und Schweine, jedoch von keinem guten Schlage und nur für seinen eigenen Bedarf. In den Handel bringt er fast nur Schafe und Schweine, aus deren Erlös er die Steuern deckt.

Die Wohlstandsverhältnisse sind im großen ganzen, besonders aber bei den Huzulen, keine günstigen. Reiche Bauern, wie es deren einst viele in der Bukowina gab, findet man heute nur noch selten — hie und da im Gebirge.

Die Rumänen, etwa 218.000 Köpfe zählend, bewohnen in kompakter Masse den Süden, die Mitte und einen Teil des Ostens. Ein großer Teil der höheren Gesellschaftsklassen in den Städten, dann der größte Teil des Bukowiner Adels gehört der rumänischen Nation an. Die Rumänen sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag; Männer und Frauen von besonders auffallender Schönheit findet man besonders im Kimpolinger Gebirge. Gang und Haltung der Rumänen sind besonders anmutig, ihre Bewegungen beim Gehen sind rhythmisch.

Die rumänische Sprache ist eine Tochtersprache des Lateinischen, gehört somit zu den romanischen Sprachen.*

* Die Rumänen — die Slawen nennen sie Walachen — sind Nachkommen der alten Dazier, welche nach ihrer Niederwerfung durch den römischen Kaiser Trojan romanisiert wurden. Später durchsetzte sich dieser Stamm sehr stark mit Slawen. Die Russen betrachten noch heute die Rumänen als einen

Die Kleidung der Rumänen gleicht im großen ganzen der der Ruthenen. Sie wird ebenso von den Frauen aus den Rohstoffen erzeugt, die zu Hause verarbeitet werden. Die rumänischen Frauen sind auch sehr geschickt für allerlei Handarbeiten und Stickereien; ihre Kleider sind mit reizenden Mustern in zarten Farben übersät, im Gegensatz zu den bunten und starken Farben der Rutheninnen.

Das Familienleben der Rumänen in der Bukowina gleicht dem der Ruthenen, doch muß bemerkt werden, daß der Rumäne sein Weib höher hält als der Ruthene.

Die ersten Persönlichkeiten im Dorfe sind bei den Rumänen und Ruthenen der Pfarrer und der Gemeindevorsteher. Sie genießen die Achtung aller Dorfbewohner, sind deren Ratgeber und schlichten in der Regel alle kleineren Streitigkeiten. Alles, was zur Kirche gehört, ist ihnen heilig. Wehe dem, der es wagen würde, das Kreuz oder die Kirche zu schänden!

Die Bukowina — eine deutsche Kulturinsel.

Mitten zwischen anderssprachigen Völkern ist in der Bukowina in den letzten anderthalb Jahrhunderten eine deutsche Kulturinsel geschaffen worden. Was die Bukowina heute ist, verdankt sie vor allem deutschem Wirken und deutscher Gesittung. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts wanderten die ersten

slawischen Volksstamm, der ein aus slawischen und romanischen Elementen gemischtes Idiom spricht. Wie viel Rumänen gibt es überhaupt? Paul Lehmann gibt an, daß nach der Volkszählung im Jahre 1912 im Königreich Rumänien 7 6 Millionen Menschen leben, darunter jedoch höchstens 7 Millionen Rumänen. Eine ziemlich zahlreiche rumänische Bevölkerung finden wir ferner in Ungarn, wo 1910 29 Millionen Rumänen gezählt wurden. In der Bukowina leben noch nicht ganz 300.000. Innerhalb Rußlands wohnen Rumänen oder „Moldauer“, wie sie dort genannt werden, in Bessarabien und bis über den Dniestr. Nach der Volkszählung von 1897, der letzten großen Zählung, die in Rußland veranstaltet wurde, gab es dort 1 1 Millionen Rumänen

deutschen Ansiedler, Sachsen, Schwaben und Rheinländer, in die Walachei ein. Die größte der damaligen deutschen Kolonien war Kimpolung, wo durch Jahrhunderte Deutsche wohnten. In der fruchtbaren Moldau, jenem nördlichen Teile Rumäniens, zu dem auch die heutige Bukowina gehörte, lassen sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in zahlreichen Orten Deutsche nachweisen. Zahlreiche Kolonisten aus Bayern, Sachsen und Schwaben wurden von Josef II. herbeigerufen, der ihnen freies Land und Steuerfreiheit versprach. Und seitdem erst entfaltete das Deutschtum in der Bukowina seine eigentliche Blüte.

Die deutschen Ansiedler bildeten den Sauerteig, der in dem vorher verödeten und völlig unkultivierten Gebiet erst Leben und Gedeihen hervorbrachte. Zuerst kamen Reichsdeutsche ins Land, etwa 50 Familien, die 93 männliche und 87 weibliche Mitglieder zählten; es waren alles Bauern, die aber doch auch manches Handwerk, Zimmermannsarbeit, Maurerei, Schuhfliderei, verstanden. — Diese deutschen Einwanderer, denen sich dann bald zahlreiche andere anschlossen, stammten aus Südwestdeutschland, und so wurden sie denn alle gemeinsam „Schwaben“ genannt; Württemberg und die Pfalz waren die Heimatländer der meisten Ansiedler. Ihre alten Sitten und Gebräuche haben sie bis auf den heutigen Tag in der Fremde bewahrt. Die kurzen, glockenförmig gebauschten Röcke, wie sie die Frauen z. B. in Kosch bei Czernowitz tragen, haben hier, wie auch ähnlich in Galizien und Südungarn, ein Stück altdeutscher Volkstracht bewahrt. Ebenso klingt noch heute in den Dörfern der Bukowina manches schöne Volkslied aus der alten Heimat am Rhein. Die deutschösterreichischen Länder sind besonders durch Deutsch-Böhmen vertreten, die in der Bukowina in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Bauernkolonien gründeten.

Die gegenwärtige Kopfzahl der Deutschen in der Bukowina wird auf etwa 76.000 berechnet. Doch hat diese verhältnismäßig kleine Zahl Erstaunliches für

das Land geleistet. Als die Bukowina an Österreich kam, war sie eine vollständige Lüge, fast nur mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, durch Kriege verwüstet und entvölkert. Aber schon einige Jahrzehnte nach der Einwanderung der Deutschen machte dieses Land den Eindruck einer Kultur-Oase. Der Einfluß des deutschen Wesens konnte sich in der Bukowina besonders umfassend und kräftig erweisen, weil der Boden hier noch fast jungfräulich war und die in Not und Unbildung verkommene Bevölkerung sich gern von den Deutschen leiten und lehren ließ. Das städtische Leben hob sich zuerst, und die Städte der Bukowina haben sich ihren vorwiegend deutschen Charakter bis heute bewahrt. Bald begann auch der Aufschwung in Handel und Gewerbe. Die ersten tüchtigen Handwerker waren Deutsche, die ersten ordentlichen Gasthäuser wurden von Deutschen errichtet. Die Eröffnung der Bergwerke war ihnen zu danken, ebenso die Errichtung der Glashütten. Viehzucht und Milchwirtschaft wurden nun erst in richtiger Weise organisiert. Die Urbarmachung des Landes vollzog sich mit dem Lichten der Wälder, deren Schätze zuerst die Deutschen ausnützten, worauf der Bukowiner Holzhandel eine hohe Blüte erreichte. Und nicht anders stand es mit der geistigen Kultur, die vorher völlig darniedergelegen hatte. 500 Volksschulen wurden von den Deutschen errichtet, und die Krönung dieses Wirkens für die Volksbildung bedeutete dann die Gründung der östlichsten deutschen



Eine ruthenische Dorfbürgermeisterin in der Bukowina.

Hochschule in Czernowit, an der zahlreiche deutsche Gelehrte wirkten und wirken.

Bedeutendere deutsche Kolonien sind gegenwärtig folgende:

Molodia im Czernowitzer Bezirk, die erste deutsche Kolonie, die gegründet wurde (1782). In rascher Folge bildeten sich dann die Bergwerkskolonien Mariensee, Jakobeny, Eisenau, Freudental, Pozoritta, Luifental und Buktschoja. Dann die Bauernkolonien: Arbora, Deutsch-Badenb, Alt-Gradaub, Illischestie, Abfany, Manastjora, Tereblestie, Satulmare, Kosch. Später ließen sich deutsche Kolonisten in Gurahumora, Klitt, Lichtenberg, Bori, Buchenhain und Schwarzthal nieder. Der letzte größere Zuzug deutscher Kolonisten erfolgte 1850, in welcher Zeit die Kolonie Augustendorf entstand.

In den Städten, Märkten und Dörfern des Landes wohnen viele Deutsche als Beamte, Professoren, Lehrer, Priester, Ärzte, Handelsleute und Industrielle. Sie bilden einen großen Teil der Intelligenz der Bukowina und stammen aus allen Kronländern der Monarchie. Die Deutschen der Bukowina sind teils katholischer, teils protestantischer Religion und besitzen ihre eigenen Pfarren und Volksschulen. Die römisch-katholischen Deutschen unterstehen in kirchlicher Beziehung dem Erzbistum Lemberg.

Die Juden in der Bukowina.

Juden leben in der Bukowina zirka 103.000. Sie werden vielfach den Deutschen zugezählt, weil sie sich der deutschen Sprache als Muttersprache bedienen. In kompakter Masse wohnen die Juden nur in Wyznit und Sadagora. Die relative Majorität unter den einzelnen Nationalitäten haben sie in den Städten Czernowit und Suczawa, dann in Gurahumora. In den übrigen Gemeinden des Landes bilden sie 5 bis 30 Prozent der ansässigen Bevölkerung. Die große Masse der Juden betreibt Handel, ein geringer Teil Land-

wirtschaft. Sie haben es verstanden, den ganzen Handel an sich zu ziehen. Im Lande befinden sich alle Schenken, Wirtschaften und Greißlereien in ihren Händen. Vor Erlassung der Gesetze gegen den Wucher haben sie viel Grund und Boden an sich gebracht, so daß die reichsten Grundbesitzer in der Bukowina heute vornehmlich Juden sind.

Zur Zeit, als die Bukowina an Österreich kam, lebten im Lande zirka 526 jüdische Familien, heute ist deren Zahl auf rund 15.000 angewachsen; sie haben sich also verdreißigfacht. Dieses Anwachsen ist besonders dem fortwährenden Zufluß jüdischer Elemente aus Galizien, Rußland und Rumänien zuzuschreiben. Der Zuwachs der Juden in den letzten Dezennien ist in der Bukowina unter allen Nationalitäten am größten gewesen.

In der Wiener „Reichspost“ gab im Jahre 1913 ein Czernowitzer folgende Schilderung über die Zustände in der Bukowina unter dem Titel „Der Wucher im Osten“, die zum Verständnis der Lage im Buchenlande überaus wertvoll ist:

Der Wucher ist hier für Tausende die tägliche Erwerbungsgelegenheit. Er hat sich zu einem Berufe ausgebildet. Draußen in den Dörfern feiert er die wildesten Orgien. Das Bukowiner Bauerntum ist ein Volk von großen Kindern: leichtgläubig, naiv, vertrauensselig, nicht bewandert mit den Schlichen und Kniffen des Wucherers. Der Bauer hält den Wucherer für seinen Freund. Erst wenn es abwärts geht und er zum Bettelstab greifen muß, erkennt er in ihm das Raubtier.

In den 70er Jahren hat Universitätsprofessor Dr. Julius Plattner über den Bukowiner Wucher eine Broschüre geschrieben. Auf die Kundfrage, aus welchem Anlasse unser Bauer Geld borgt, erhielt er zur Antwort: „In der Regel aus Anlaß der Feiertage, um zu trinken.“ Das ist die Wahrheit. Unser Bauer ist schlecht, aber er trinkt viel. Der Schnapsschinker ist ein guter Mann, er borgt gerne. Hat der Bauer

kein Geld, um sich eine Kuh zu kaufen, er streckt es ihm vor. Im Frühjahr, wenn es an die Bestellung der Felder geht, sorgt er dafür, daß sich der Bauer die nötigen Sämereien anschaffen kann. Nur muß ihm der Landwirt einen Teil der Ernte, die erst im Herbst reif werden wird, schon jetzt verkaufen. Der Preis ist sehr gering, aber unser Bauer ist philosophisch veranlagt und denkt, er müsse damit zufrieden sein, denn wenn ihm der Jude das Geld nicht vorstrecken würde, könnte er überhaupt nicht anbauen und infolgedessen auch nicht ernten.

Unser Bauer ist ein Zwergbauer. Er hat zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Sobald er sein Stückchen Grund bestellt hat, verdingt er sich dem Großgrundbesitzer als Tagelöhner oder er wandert nach Rumänien aus, um dort für einige Monate eine Arbeit anzunehmen. Hat er nicht das notwendige Geld zur Reise, wieder wendet er sich an seinen Freund, den Wucherer. Und der schießt wieder einige Silberlinge vor. Und wieder muß der Bauer einen Teil der Ernte verkaufen.

Der Wucherer ist sehr häufig selbst Grundbesitzer. Er ist ja seit Jahren, vielleicht seit Jahrzehnten in der Gemeinde ansässig und Jahr für Jahr hat er dem einen oder dem anderen kleineren Mann den Hals zugeshnürt, so daß er ihr Besitztum im Lizitationswege um einen Pappenstiel erstand. Es kommt häufig genug vor, daß ein bäuerliches Anwesen, das unter Brüdern einige tausend Kronen wert ist, wegen einer Wucherschuld von 400, 500 oder 800 Kronen veräußert wird. Also der Wucherer hat es im Laufe der Zeit zu einem respektablen Stück Grund gebracht. Aber er, der so gut mit Korn und Hafer, mit Milch und Heu zu handeln versteht, als ob er eine Handelshochschule absolviert hätte, versteht sich nicht im geringsten auf den Anbau der Feldfrüchte. Er läßt also die Bauern für sich roboten. Der Winter war bitterböhs gewesen, Not und Elend hatten ihren Einzug gehalten in die bäuerliche Hütte, die mit großen, unförmigen Leh-

baßen zu vergleichen ist. Es war kein Stroh im Hause, das man der Kuh oder der Ziege zur Nahrung hätte vorwerfen können, und es war kein Holz zur Stelle, um den frierenden Körper zu erwärmen. In der höchsten Verzweiflung gingen die notleidenden Bauern zum Juden. Dieser nahm ihnen aus Mitleid die hungernden Tiere um einen kleinen Preis ab und gewährte ihnen auch kleinere Darlehen, 20, 30 und 40 K. Sie mußten sich freilich verpflichten, die Schuld durch Arbeit auf den Feldern des Wucherers abzustatten. Und so roboten sie denn jetzt im Sommer im Dienste des Juden. Wäre ihnen der Jude in der Wintersnot nicht beigeprungen, sie hätten sich ganz sicher fortgefrettet und wären jetzt in der angenehmen Lage, sich das Doppelte, vielleicht auch das Dreifache von dem zu verdienen, was ihnen der Wucherer zahlt.

Welche Früchte der Wucher trägt, sehen wir an der Verarmung des Volkes. Seht ihn nur an, wie unser Bauer dahinsiecht und zusammenschrumpft. Trotz harter Arbeit will es mit ihm nicht vorwärts gehen. Es



Ruthenische Volkstracht in der Bukowina.

geht ihm schlecht, wenn es hagelt oder wenn das Hochwasser seine Felder verwüftet, und es geht ihm nicht besser, wenn ein herrlicher Sommer die schönsten Früchte zeitigt. Er befindet sich in den Krallen des Wucherers, der sein Opfer nicht mehr losläßt. Es steckt keine Freude in unserem Bauernvolk. Es sieht die Welt grau in grau, kein Strahl beseligender Hoffnung dringt in seine Seele, es sieht ja nur die Not, das Elend und es hat die Gewißheit, daß es niemals besser werden wird. Eine schmerzliche Resignation hat unser Volk erfaßt.

Was hat doch der Wucherjude aus unserem schönen Lande gemacht! Vor dreißig und vierzig Jahren noch war der Jude der Geduldete in diesem Lande, ein armer Teufel, der sich irgendwo an der Peripherie der Stadt oder in einem kleinen Dörfchen eine armselige Schnapsbude errichtete. Ringsum war alles Land und alles, was auf ihm stand und lebte, christlicher Besitz. Geht heute in unsere Dorfschaften, einerlei, ob im Süden oder Norden der Bukowina, und fragt nach den Besitzern der Privatwälder, der Wiesen und Alpen, der Felder und Fluren, und man wird euch sagen, daß alles oder doch das meiste Judenbesitz geworden ist. Es ist eine Tatsache, daß es viele, nur gar zu viele Gemeinden gibt, in denen die Christen nicht einen Pflug und nicht eine Ziege ihr eigen nennen können. Was ihnen noch formell gehört, ist längst verschuldet. Was noch heute christlich ist, wird schon morgen dem Juden gehören.

Es ist bitter arg um unser Land bestellt. Der Wucher hat es verwüftet."

Diese Zustände gelten vielfach leider auch für Galizien. Wenn man sich das vor Augen hält, dann wird man begreifen, daß die russischen Agenten, welche den Bauern den Judenbesitz versprachen, sobald die Russen Herren im Lande würden, Gehör finden konnten. Wir im Westen können uns von diesem Wucher im Osten keine Vorstellung machen, aber er ist leider eine traurige Tatsache.

Der Freiheitskampf der Bukowina 1914/15.

Als gleich nach Kriegsbeginn unsere Truppen der furchtbaren russischen Übermacht in Ostgalizien weichen mußten, wurde die Bukowina sich selbst überlassen. Sie lag weit abseits vom Schauplatz des großen Ringens und nahm ihre Verteidigung mit eigenen Kräften auf. Dieser Freiheitskampf der Bukowina, der dem der Tiroler von 1809 ähnelt, ist das Verdienst eines ungewöhnlichen Mannes, der als Kommandant der Gendarmerie des Landes mit dem Range eines Oberstleutnants in den Krieg eintrat und bald zum Obersten ernannt wurde. Eduard Fischer heißt dieser Held der Bukowina.

Überaus treffend schreibt Nowak über diesen Mann: „Jeder Krieg, der um großer, gerechter Dinge willen geführt wird, bringt irgendwann im Wirbel der Kämpfe, irgendwo in einem Winkel seiner Schauplätze plötzlich einen Helden hervor, dessen Namen keiner gestern noch kannte, dessen Tatkraft oder soldatisches Genie noch gestern niemand ahnte. Eduard Fischer, Held am äußersten Rand der Monarchie, verlässlicher Oberstleutnant der Gendarmerie: jetzt erst weiß man, daß deine gutgedrillten Leute nicht bloß der Schrecken aller Diebe, Räuber und Wanner bedeuteten, daß vielmehr er selbst auch — so nebenher und im Stillen — der Befreier der Bukowina geworden ist. Ihn hat es vielleicht noch mehr geärgert als alle anderen, daß die Russen sich in dem Bergland in Rumäniens Nachbarschaft breit machten. Und sein Ärger drängte ihn schließlich zu seiner persönlichen Auseinandersetzung mit den russischen Herrschaften.“

Und diese Auseinandersetzung Fischers mit den Russen wollen wir nun näher betrachten; denn sie wird für immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Krieges bilden.

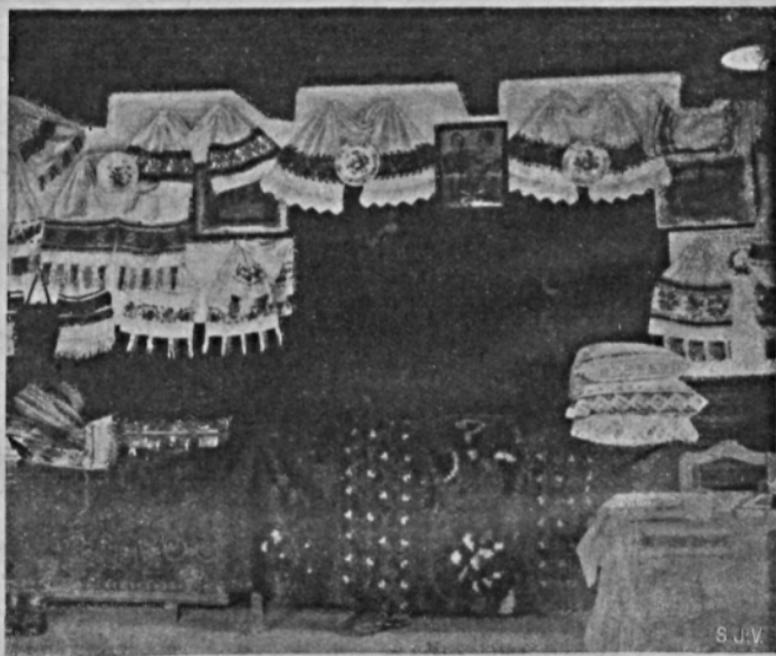
Sofort nach Ausbruch des Krieges begannen sich kleinere Geplänkel zwischen den bukowinischen Gendarmen und den Russen zu entwickeln. Oberstleutnant

Fischer organisierte sofort nach Verlautbarung der Mobilisierung seine Gendarmen zu kleinen Kampfgruppen, um den Feind an der Grenze zu beunruhigen und die Mobilisierung in der Bukowina zu ermöglichen. Als dann der Feind mit größeren Truppenmassen heranrückte, kam am 20. August eine Landsturmbriade zu Hilfe. Am 22. August kam es zur Schlacht bei Karancze (zwischen Sadagora und der Grenze), die mit dem Zurückschlagen der Russen endigte.

Inzwischen aber mußten unsere Truppen der russischen Übermacht in Ostgalizien weichen und nun wurde auch das reguläre Militär aus der Bukowina abberufen. Am 30. August verließ es Czernowitz, und nun beschloß Fischer, auf eigene Faust den Anmarsch der Russen in der Bukowina so lange als möglich aufzuhalten und inzwischen die Landesverteidigung zu organisieren.* Fischer schlug seinen Kommandositz im gebirgigen Gurahumora auf. Sein Stab bestand aus zwei Freiwilligen ohne militärische Ausbildung; der eine war Konzipist bei der bukowinischen Landesregierung und der zweite war staatlicher Ingenieur. Die Soldaten Fischers bestanden aus den LandsturMLEuten, welche bei Kriegsausbruch zur Bahnsicherung kommandiert wurden, aus Finanzern, welche bisher die Grenzbewachung gebildet hatten, und einigen Forstorganen. Fischers Armee war technisch sehr ungenügend ausgerüstet, nicht einmal alle Mannschaften besaßen Mannlicher-Gewehre. Kein Maschinengewehr, keine Kanone war Fischer zurückgelassen worden. Über Automobile, Fuhrwerke und andere Beförderungsmittel verfügte er nicht. Und dennoch nahm Fischer den Kampf gegen die Russen auf.

Keine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt, daß der Feind durch seinen Vormarsch in Ostgalizien jede Bahnverbindung der Bukowina mit dem Westen abge-

* Das Folgende ist den Aufzeichnungen eines Stabsoffiziers entnommen, der persönlich bei Fischer sich seine Information geholt.



Eine rumänische Stube mit Himmelbett (Bukowina).

schritten hatte und nur zwei Straßen über den Borgo- und den Stiol-Baß nach dem Westen führten. Fischer organisierte also den Landsturm der Bukowina unter Führung der Ortsgendarmen. Namentlich die Huzulen stellten ein tüchtiges Kontingent. So wurden allmählich fünf Bataillone gebildet, deren Kern aber die Gendarmerie war. Die Gendarmerie-Wachtmeister waren die Kompagniekommandanten, die Gendarmerieoffiziere die Bataillonsführer. Die Kämpfer waren selten unter 38 Jahren. Der Artilleriemangel wurde durch Böller behoben, die an den orthodoxen Feiertagen abgeschossen zu werden pflegen. Diese Böller geben einen dumpfen Ton von sich, der von der Ferne dem Kanonendonner ähnlich ist. Solche Böller wurden an günstig gelegenen Punkten aufgestellt und abgeschossen. In den Wäldern widerhallte die Detonation und die Russen meinten lange Zeit, sie hätten

es mit einem Gegner zu tun, der genügende Artillerie besäße. Für den Telegraphendienst wurden die Postbeamten herangezogen, die bis an die Front die Drahtleitung anlegten. Ein Train wurde aus Butowiner Fuhrwerken organisiert, Bauern waren Kutscher und Finanzwachkommissäre Trainkommandanten. Ein Lastautomobil, das irgendwo requiriert wurde, und zwei gewöhnliche Autos bildeten den gesamten Automobilpark der Fischer-Armee. Fahrfüßen waren nicht vorhanden; in Kesseln bereitete die Mannschaft ihre Mahlzeit, und fehlte die Gelegenheit zum Kochen, so gingen die Soldaten in die nächstgelegenen Bauernhäuser, wo sie gerne bewirtet wurden. Der Munitionsnachschub wurde durch die Wagenkolonnen über die beiden Pässe so gut organisiert, daß niemals Munitionsmangel eintrat. Pioniere waren die Gendarmen. Einige zurückgebliebene Landsturmmärzte richteten Spitäler ein, Verbandmaterial lieferte die bäuerliche Bevölkerung mit Bereitwilligkeit. Zur Beförderung der Verwundeten wurden einige Wagen der Czernowitzer Rettungsgesellschaft herangezogen. Alle diese Einrichtungen wurden während der Operationen aus dem Nichts geschaffen.

Der Hauptzweck, den Fischer verfolgte, war, den Feind so lange am Vormarsch nach dem Süden zu hindern, bis die reiche Herbsternste des fruchtbaren Serethales eingebracht war. Denn es war vorauszu sehen, daß die Butowina bei dem Mangel jeder Eisenbahnverbindung mit dem Westen verhungern mußte, wenn diese Vorräte nicht gerettet wurden. Fischer wollte also im Kleinkrieg den Feind möglichst lange aufhalten. Und diese Absicht gelang ihm vollkommen. Seine taktische Geschicklichkeit bestand darin, daß er mit seinen geringen Streitkräften größeren Entscheidungskämpfen aus dem Wege ging, dagegen den Feind durch fortwährende kleinere Plänkelleien an allen Frontteilen nie zur Ruhe kommen ließ.

Am 3. September übersetzten die Russen das rechte Pruthufer; Fischer, der mit seinen damals noch sehr

schwachen Kräften unmöglich die lange Bruchlinie hätte halten können, zog sich auf die Anhöhen südlich von Czernowitz zurück und ließ die russische 17. Reserve-Division mit zahlreichen Geschützen und Maschinengewehren anrücken. Sich zurückziehend unter fortwährenden kleineren Kämpfen, beunruhigte er die Russen dadurch, daß er einige Gendarmerieabteilungen hinter dem Rücken der russischen Front äußerst geschickt operieren ließ. Bei seinem ausgezeichneten Kundschafstsystem, das er sich selbst organisiert hatte, wußte er jederzeit über die Operationen der Russen Bescheid und setzte größere Abteilungen — die allerdings selten ein halbes Hundert überstiegen — an jenen Stellen zum Kampfe an, wo er die Schwäche der Russen vermutete. Dabei gelang es ihm infolge seiner ausgezeichneten Kenntnis der Bukowina, das Gelände immer zu seinem Vorteile auszunützen, so daß die Russen über die Stärke des Feindes nie im klaren waren. Besonders auf den bewaldeten Höhen, wo Förster gemeinsam mit LandsturMLEuten (oft ehemaligen Raubschützen) den Feind abwehrten, war die Verteidigung äußerst erfolgreich. Ganz geringe Kräfte hielten die Russen auf. Wenn die ersten russischen Patrouillen sich näherten, wurden sie regelmäßig abgeschossen. Patrouillen und kleinere Streipatrouillen verschwanden spurlos, immer rasch abgegangen von der allgegenwärtigen Landesverteidigung. Die Russen waren frappiert und warteten Verstärkungen ab, ehe sie vorwärtsgingen. Darüber verging regelmäßig einige Zeit und damit erreichte Fischer seinen Zweck.

Bis Mitte September 1914 hielt so Fischer die Russen am weiteren Vorrücken über die Serethlinie auf. Am 20. September kam die Nachricht vom Vormarsche der Russen nach Marmaros-Szigeth, und nun bestand für die Verteidiger der Bukowina die Gefahr, durch ein Vordringen der Russen von Marmaros-Szigeth gegen Osten gegen Rumänien abgedrängt zu werden. Infolgedessen wurde der Abmarsch der bukowinischen Kräfte nach dem Süden angeordnet. Von

Jakobeny aus marschierten sie dann über den Stios-Paß ins Bisotal, um den im Theißtale operierenden Russen in den Rücken zu fallen. Es war keine leichte Aufgabe, 5000 nicht mehr in der Blüte der Jahre stehende Landsturmtruppen über den 1418 Meter hohen Paß, der zudem mit mehr als einen Meter tiefem Schnee bedeckt war, zu befördern. Dennoch wurde der 77 Kilometer lange Paßweg in einem Tagmarsch bewältigt, und es waren nur 40 Marschmarode zurückgeblieben. In den früher innegehabten Stellungen hatte Fischer nur ganz schwache Wachmannschaften zurückgelassen, um durch kleine Gefechte den Feind in Atem zu halten und so die rückwärtigen Vorgänge zu verdecken.

Durch die längs des Sereth aufgestellten Sicherungstruppen gelang es glänzend, die Russen zu täuschen und zurückzuhalten, so daß der Bahnverkehr im Süden der Bukowina vollständig aufrechterhalten werden konnte.

Als die Russen aus dem Theißtale wieder zurückgetrieben wurden, kehrte die Armee Fischer wieder in die Bukowina zurück und nahm die Kleinkämpfe an der Serethsfront mit größerer Stärke wieder auf. Trotz aller Versuche der Russen, die Stärke der Fischerschen Kräfte festzustellen, gelang es ihnen nicht. Hatten sich die russischen Aufklärungstruppen zu weit vorgewagt, so wurden sie rundweg abgefangen, größere Abteilungen wurden in den Flanken angegriffen. So sahen sich die Russen zu vorsichtigem Zusammenhalten ihrer Kräfte gezwungen. Durch Gerüchte, welche geschickt in der Bevölkerung ausgesprengt wurden, wurden die Russen in dem Glauben bestärkt, daß starke österreichische Truppenmassen im Anmarsche seien. Dazu wurde das Geplänkel an verschiedenen Stellen der ausgedehnten Front immer stärker und häufiger, im Rücken des Feindes wurden russische Telephonleitungen zerrissen. So wurde bei den Russen Furcht und Verwirrung hervorgerufen. Sie glaubten, einen mächtigen Gegner vor sich zu haben, und zogen sich auf das

linke Pruthufer zurück. Am 20. Oktober räumten die Russen Czernowitz und die Armee Fischer zog in die befreite Stadt ein.

Prächtigt schildert Nowak die Schwabenstücke Fischers: „Fischer treibt sich in den Bergen herum. Fischer holt seine zersprengten Gendarmen zusammen. Da und dort kommen ein paar Landstürmer dazu. Die Bauern halten mit. Er weiß, wo versteckte Gewehrdepots zu finden sind. Außerdem gibt es Heugabeln, Hacken, Aexte, Beile und Dreschflegel. Die Gendarmen richten alle Leute ab. Eine kleine, aber verwegene Armee wird gebildet.

Indes die Leute lernen, geht der Herr Kommandant auf Urlaub. Zwar sitzen die Russen dick und breit in Czernowitz, aber gerade darum ist Czernowitz ein unterhaltfamer Ort. Der Herr Oberstleutnant Fischer reist in Zivil. Fischer spaziert acht Tage lang durch Czernowitz. Ist herablassend mit allen Leuten, allen Soldaten, wie sichs für einen Armeekommandanten geziemt, und weiß endlich alles, was er will. Wo die Russen rundherum in der Bukowina stehen, wie sie dort stehen, wie stark sie dort stehen, woher sie ihren Verpflegungsnachschub nehmen usw.

Angefüllt mit solch nützlicher Wissenschaft, kehrt er zu seiner Armee zurück. Die Leute sind draufgänge-



Der zerstörte Hauptplatz von Sileszczyki.

rischer als Garibaldis Freischärler, sie sind zäh und todenstschlossen wie Andreas Hofers Leute. Vorwärts also — nach Mesopotamien. Dort zerstört er zunächst alle Zufahrtswege, haut alles kurz und klein, was sich ihm in den Weg stellt. Die Russen wissen nicht, was los ist, aber sie erfahren es prompt. Fischer schlägt jetzt Schlachten. Prügelt den Feind am Sereth, prügelt ihn bei Nowosielica. Schließlich wirft er die ganze Gesellschaft — diesmal kam er nicht in Zivil — aus Czernowitz heraus. Auf seinen plumpen, bei all diesen Gelegenheiten vielfach eingezwickten vier Füßen tappt der Russenbär davon. Geht wiederum nicht so einfach: vorher gibt es noch Erinnerungsprügel bei Stuth, bei Sniatyn und Balocze. Bis hinauf nach Kolomea kommt Fischer, kommt sein Heer. Der Kaiser macht ihn zum Obersten. Niemand gab ihm Befehl und Auftrag. Es war seine persönlichste Auseinandersetzung mit den Herren Russen. Und außerdem: der Mann ist ein Schwabe.“

Also Fischer säuberte die Bukowina und verteidigte nun die ganze Pruthlinie. Zwei Schnellfeuerkanonen wurden ihm zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt. Auch drei Geschütze, System 60er Jahre, bereicherten seinen Artilleriepark. Mit solchen Mitteln sollte Fischer die Russen abwehren. Und dazu waren die russischen Führer schließlich doch dahinter gekommen, daß sie von Fischer einfach genarrt worden waren und daß geradezu Schwächlinge die vielfache russische reguläre Heeresmacht hinausbnasiiert hatten. Doch über die wahre Stärke der Kräfte Fischers waren die Russen noch immer im Dunkeln. Mit seinen zwei Kanonen führte Fischer allerhand Stückel auf. Alle paar Stunden wechselten sie ihre Stellung, so daß die Russen im Wahne gelassen wurden, als würden nicht 2, sondern 30 bis 40 Kanonen die Stadt Czernowitz verteidigen. Die Russen schafften auf die Höhen des linken Pruthufers ebenfalls einen großen Artilleriepark — nach Angaben der Bevölkerung sollen es 80 an der Zahl gewesen sein. Außerdem wurden auch

mehrere Divisionen Infanterie herangeführt. Fischer sah ein, daß ein Halten der Pruthstellung auf die Dauer gegen solche Übermacht unmöglich war, daß er Czernowitj werde räumen müssen. Doch diesen Zeitpunkt wollte er möglichst lange hinauschieben. Mittlerweile ließ er durch die Behörden die Evakuierung der Unter rasch durchführen, auch die Sanitätsanstalten wurden ins Hinterland gebracht. Die Russen sollten bei ihrem Neueinzuge außer der friedlichen Bevölkerung nichts finden, was sie als Staatsgut konfiszieren könnten. Sein Hauptquartier hatte Oberst Fischer in einem Eisenbahnwagen, welcher immer zwischen Czernowitj und seiner Kaserne, welche sich jetzt in Unterwikow befand, hin und her pendelte. Fünf Wochen hielt so Fischer die Russen auf. Nun versuchten die Russen ihr Glück an Fischers linker Flanke bei Waszkow mit starken Kräften. Das Frostwetter setzte ein, Czernowitj und Pruth froren zu, und so fiel die Flußbarriere als Hindernis weg. Die Fischerschen Truppen konnten unter diesen Umständen der Übermacht nicht mehr länger standhalten und zogen sich zurück, um so mehr, als auch die Gefahr der Umzingelung bestand. Wieder half Fischersches Manöver. Er ließ während der ganzen Nacht starken Kanonendonner ertönen und die Gewehre knallen. Der Feind, der wieder irgendeinen Angriff befürchtete, beschloß aus seinen am nördlichen Pruthufer befindlichen Stellungen die Stadt Czernowitj und das südliche Pruthufer. Das hatte Fischer beabsichtigt. In dem Kanonendonner hatte er all seine Kräfte um Mitternacht abgezogen. Am 27. November vormittags schossen die Russen noch immer heftig, aber in Czernowitj war kein österreichischer Soldat mehr. Zögernd kamen russische Patrouillen am Nachmittag in die Stadt, sie fanden nichts mehr. Russische Kavallerie sprengte auf den Reichsstraßen nach Süden den Fischerschen Truppen nach — sie fanden nur bürgerliche Flüchtlinge. Die Soldaten waren längst in Sicherheit gebracht. Fischer hatte den Russen wieder ein Schnippchen geschlagen.

Abermals stellte Fischer nun seine Truppen am Sereth auf, den Vormarsch der Russen zu verzögern. Als aber sehr starke russische Kräfte anrückten, mußte er sich weiter zurückziehen. Mittlerweile hatte er aber seine Kräfte um einige freiwillige Formationen verstärkt. Die Guzulen bildeten die eine Freiwilligen-Legion im gebirgigen Westen der Bukowina, die Rumänen formierten sich zu einer zweiten Legion. Gendarmerie-Wachtmeister erteilten den Legionären in den Dorfschulen die nötige militärische Ausbildung. Diese Legionen hatten nur Berndlgewehre, ihr Nationalkostüm war ursprünglich ihre Uniform, ein schwarzgelbes Band war das einzige Abzeichen, daß sie einem organisierten militärischen Körper angehörten.

Diese Legionäre haben sich in der Verteidigung des Gebirges großartig bewährt. Da sie alle Stege kannten, haben sie häufig die Patrouillen der Russen abgefangen und sind größeren Abteilungen oft in den Rücken gefallen. So wagten die Russen lange Zeit nicht den Vormarsch. Erst knapp nach Weihnachten rückten sie vor. Fischer mußte seine Kräfte zurückziehen. Zuerst hielt er sich hinter der Suczawa. Als dann die Russen bei Radautz einen äußerst heftigen Vorstoß machten, zog Fischer seine Truppen weiter nach Gurahumora zurück und wich zuletzt bis ins Tal der Goldenen Bistritz zurück unter fortwährenden Kämpfen. Schon vorher hatte Fischer die Bergketten von Westicanesti bis gegen Kirlibaba feldmäßig ausbauen lassen. Als die Russen an den Fuß dieser Naturburg kamen, fanden sie den heftigsten Widerstand. Trotz sechswöchiger, ungeheurer Anstrengungen konnten sie keinen Schritt weiter kommen, sich geradezu verbluteten. Hier war der erste Punkt an der Karpathenfront, an welchem die Russen weichen mußten.

Aber ehe noch der ernste Kampf um diese Naturburg begann, brach die überspannte Kraft des tapferen Helden Fischer zusammen. Durch die furchtbaren Anstrengungen, welche sich Fischer während der ganzen Verteidigungsperiode ausgesetzt — z. B. fuhr er am



Oberst Fischer.

Tage regelmäßig die Front ab und arbeitete dann in der Nacht bis in die Morgenstunden hinein —, waren seine Nerven derart zerrüttet, daß er an der Jahreswende einen Erholungsurlaub antreten mußte.

Wie sehr Fischer den Russen zu schaffen machte, beweist der Umstand, daß die Russen einen Preis von 80.000 Rubeln auf den Kopf Fischers setzten. Bei einem, der den Judaslohn zu verdienen versuchte, fand man den Beweis dafür. Das Fehlschlagen des Anschlages steigerte nur den Ruf des volkstümlichen Helden.

Zum Glück fand Fischer einen würdigen Nachfolger in einem Genieoffizier aus Siebenbürgen: Oberstleutnant Papp, einem Virtuosen der Befestigungskunst. Im Jänner 1915 machten die Russen ernste Anstrengungen, den Westicanești-Paß zu überwältigen. Als ihre Frontalangriffe im Artilleriefeuer der vortrefflich gewählten Stellungen zusammenbrachen, versuchten sie es mit der Umgehung auf schwierigen Bergpfaden. Im Süden scheiterte dies an Papps Gegenvorkehrungen; im Norden gelang es den Russen allerdings, vom Suczawa-Tale über die Scheitelhöhe der Luszyna (1361 Meter) hinüberzukommen nach Kirlibaba; aber der weitere Schritt, von hier aus dem Bistrißtal abwärts folgend, den Verteidigern des Westicanești-Passes in den Rücken zu fallen, ward vereitelt in den mächtig und hartnäckig verschlossenen Engen von Czokaneşti. Durch diesen Erfolg in zweitägigem Gefechte oberhalb Jakobens (19. und 20. Jänner) und durch die Wiedereinnahme von Kirlibaba am 22. Jänner unter schweren Verlusten der Russen bereitete Papp die Offensive vor, die Pflanzler-Balkin Anfang Feber ins Werk setzte. Am 6. Feber wurde Kimpolung genommen, am 16. Feber Czernowiß, und gleichzeitig bewegte sich auf westlicheren Gebirgswegen von Kirlibaba über die Luszyna-Höhe nach den Tälern der Suczawa und des Sereth eine andere Kolonne. Die vollständige Säuberung der Bukowina vollzog sich um so schneller und gründlicher, da von Szigeth aus der Jablonica-Paß wieder gewonnen und Kolomea am 16. Jänner dem Feinde entziffen wurde, der erst in der Gegend von Stanislaw durch herangezogene Verstärkungen zu nachhaltiger Gegenwehr wieder festen Stand gewann.

Die Russengrenel in der Bukowina.

Am 2. September 1914 um $\frac{3}{4}$ 7 Uhr abends waren die Russen zum erstenmal nach Czernowiß gekommen und waren dort bis zum 20. Oktober mittags. Danu

war die Stadt frei bis zum 27. November nachmittags 4 Uhr. Der zweite Besuch der Russen dauerte bis zum 17. Feber 1915. Zum drittenmal wurde Czernowitz von den Russen besetzt im Juni 1916. Während der beiden ersten Male ist die Stadt trotz der Kämpfe in unmittelbarer Nähe unversehrt geblieben. Dagegen wurde Czernowitz beim drittenmal von den Russen beschossen. Die Bevölkerung hatte schon am Pünastsonntag zum großen Teil die Stadt verlassen, nachdem der Polizeidirektor die möglicherweise bevorstehende Beschießung durch den Feind durch öffentlichen Anschlag kundgemacht hatte. In der Tat fielen schon an diesem Tag die ersten Artilleriegeschosse in die Stadt, worauf Zehntausende von Menschen die Flucht nach dem Süden ergriffen.

Furchtbar lastete die Herrschaft der russischen „Be-freier“ dreimal auf der bedauernswerten Bukowina. Ihre Bewohner waren den Plünderungen und Drangsalierungen der russischen Soldaten, vor allem der Kosaken, schutzlos preisgegeben. Rumänen wie Ruthenen wurden in der brutalsten Weise behandelt. Da sich die griechisch-orthodoxe Geislichkeit der gewaltfamen Verschleppung durch die Flucht entzogen hatte, kühlten die Russen ihren Mut an den reichen Pfründen und Kirchengütern der Orthodoxen. Die Bauern wurden von den Kosaken ausgeraubt wie die Juden und flohen in Scharen über die rumänische Grenze, auch auf der Flucht noch von den russischen Horden bedroht.

Raub, Brandlegung und zügellose Sittenlosigkeit kennzeichnen die Verwaltung der Russen in der Bukowina. Noch zur Zeit der zweiten Russenherrschaft sind in Czernowitz allein 112 Protokolle über Raub, schwere Verletzungen und Schändung aufgenommen worden, die sämtlich kein Eingreifen der russischen Behörde bewirkten. Die Feder sträubt sich, die Grausamkeiten und Noheiten der russischen Soldaten zu schildern. In allen Städten und Dörfern der Bukowina hausten die Russen wie Wilde und machten auf

die Frauen und Mädchen Jagd. Die Soldaten tranken sich toll und gingen dann in die Häuser, um ihre Gelüste zu befriedigen. Mihail Sadoveanu, einer der bedeutendsten unter den heute lebenden rumänischen Schriftstellern, veröffentlichte im „Univerful“ unter dem Titel „Namenlose Schmerzen“ eine erschütternde Schilderung der furchtbaren Greuel, die die russische Soldateska an der friedlichen Bevölkerung der Bukowina verübte — diese Schilderung bringt Beispiele von so bestialischer Roheit, daß wir es nicht wagen, sie hierher zu setzen.

Am 6. Juli 1916 wurde aus dem Kriegspressequartier geschrieben:

Seit die Russen in die Südbukowina vorgedrungen sind, häufen sich in erschreckender Anzahl die Fälle brutaler Willkür russischer Soldaten gegenüber der friedlichen, wehrlosen Bauernbevölkerung des Landes.

Vom Pruth bis zum Suczawatal wurden Bauernhäuser in großer Zahl mutwillig angezündet. In vielen Ortschaften wurde die Bauernbevölkerung gewaltsam evakuiert und einem unbekanntem Ziele entgegen weggeführt. Rindvieh, Kleinvieh, Geflügel wurde den Bauern ausnahmslos weggenommen. Die um Schonung bitenden Frauen und Kinder der Bauern wurden schwer mißhandelt. So wurde in Rida-Dolina bei Zuczka die dort wohnende 30jährige Bäuerin Domka Babiak so lange durch Koppschläge bearbeitet, bis sie tot hinfiel, nur aus dem Grunde, weil sie bei der Evakuierung des Ortes ihre Habseligkeiten zu langsam zusammengepackt hatte. Als die in die Ortschaft Ponjanaitzkany am Fuße des Berges Ciuraleu eingebrochene Kosakenpatrouille auf die aus Valleputna mit Hab und Gut geflüchteten rumänischen Bauern stieß, wurden diese Flüchtlinge, Weiber und Kinder darunter, arg mißhandelt. Das gesamte mitgeführte Hornvieh, Borstenvieh und Geflügel wurde den Leuten abgenommen, und was nicht weggeschleppt werden konnte, wurde an Ort und Stelle vor den Augen der Besitzer getötet. Kleidungsstücke und alles Bargeld

wurden den armen Flüchtlingen geraubt. Mehrere Mädchen wurden von Kosaken mutwillig angeschossen, einige schwer verletzt.

Den gleichen Vandalismus bekundeten die Russen in Kimpolung, Balleputna, Wawa und Gurahumora. Als in Kimpolung die Bauern die Wegnahme ihres Viehes dadurch verhindern wollten, daß sie es in die Wälder trieben, wurden sie auf den Wegen von russischen Soldaten eingeholt, blutig geschlagen und der Viehstücke beraubt.

Ein anderer empörender Fall wird von den Bewohnern an der Karpathen-Reichsstraße gemeldet: Eine russische Eskorte führte dort einige österreichisch-ungarische Gefangene. Einer von den Gefangenen war am Fuße schwer verwundet und hinkte nach. Da er den eskortierenden russischen Soldaten sich zu langsam fortbewegte, zog einer von diesen den Revolver und streckte den Soldaten nieder.

Den Bauern wurde nicht einmal das zum Leben notwendigste Quantum an Nahrungsmitteln zurück-



Das Jordanfest in der Bukowina.

gelassen. Selbst bis in die Sennhütten stiegen die Kosakenabteilungen mit ihren Offizieren hinauf und nahmen von dort außer den Schafen auch die geringen Käsevorräte weg. Geradezu vandalisch wurde gegen die Einrichtungen in Wohnhäusern und in Bauernhütten vorgegangen. Oft wurden nach Wegnahme der Nahrungsmittel auch die Hütten verbrannt. Die Behandlung der Frauen und Kinder spottet jeder Beschreibung. Es hat den Anschein, als ob die russische Seeresleitung nicht mit Soldaten, sondern mit der wehrlosen Bevölkerung Krieg führen wollte.

In Gurahumora wurde der römisch-katholische Pfarrer Morosiewicz von Kosaken derart mißhandelt, daß er vor Schmerz irrsinnig wurde — er wurde mißhandelt, weil er sich den Mut genommen hatte, beim Kommandanten um Schonung der wehrlosen Frauen und Kinder zu bitten. Morosiewicz war einer der Gründer der christlichsozialen Partei in der Bukowina, mit Liebe und Hochachtung blickten alle Christen, vorab die deutschen, zu diesem Pfarrer auf. Selbst ein nationalbewußter Deutscher, legte er das größte Gewicht auf die christliche Gemeinbürgerschaft. Rumänen und Polen verehrten in ihm nicht minder ihren bewährten Freund und Ratgeber. Die Armen von Gurahumora, denen sein Haus immer offen stand und die ihm unendlich viele Wohlthaten zu verdanken haben, verloren in ihm einen treuen Helfer in der Not. Auch in den Stunden der größten Gefahr wollte er nicht von seinen Mitbürgern weichen. Seine Liebe zum Volke, die ihn zwang, um Gnade für die unschuldige Bevölkerung zu bitten, wurde übel belohnt. Unter den Knutenhieben entmenschter Kosaken brach er, vor Schmerz irrsinnig, zusammen, ein Märtyrer höchsten priesterlichen Pflichtbewußtseins.



Im nächsten Jahre erscheint in der
24. Jahrgabe die Fortsetzung der

Geschichte des Weltkrieges

2. Band.

Das Kriegsjahr 1915.

Dieser 2. Band behandelt das Kriegsjahr 1915 und schildert das große Ringen in den Karpathen, die Winter-Masurenschlacht, den großen Siegeszug der Verbündeten im Frühjahr und Sommer durch Galizien, Polen und Kurland, die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, den Kampf an den Dardanellen, dann den Treubruch Italiens und den Kampf mit dem Verräter, die Kämpfe in Frankreich und Flandern usw.

Unsere „Geschichte des Weltkrieges“ will den Lesern ein klares, übersichtliches Bild geben von dem gewaltigen Heldentum, das wir miterlebt haben. Diese Geschichte des Heldentums unseres Volkes soll ein Spiegel sein, in den wir immer wieder schauen sollen, um das Heldentum der Pflicht, der Treue und des Gehorsams dieser großen Zeit stets lebendig zu erhalten.

Es soll dieses Buch eine bleibende Erinnerung bilden in jeder Familie, auch für die Kinder und Enkel derer, die in diesem schweren Kampfe mitgekämpft und geblutet haben.

Wie wird man Mitglied der St. Josef-Bücherbruderschaft



Wenn in einem Pfarrort schon jemand Mitglieder der St. Josef-Bücherbruderschaft sammelt (das heißt Mandatar ist), kann man sich dort melden oder man melde sich selbst einzeln oder man werde selbst Sammler von Mitgliedern, und wer in Oesterreich ist, schreibe an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt, wer in Deutschland ist, schreibe an die St. Josef-Bücherbruderschaft in Rosenheim, Bayern.

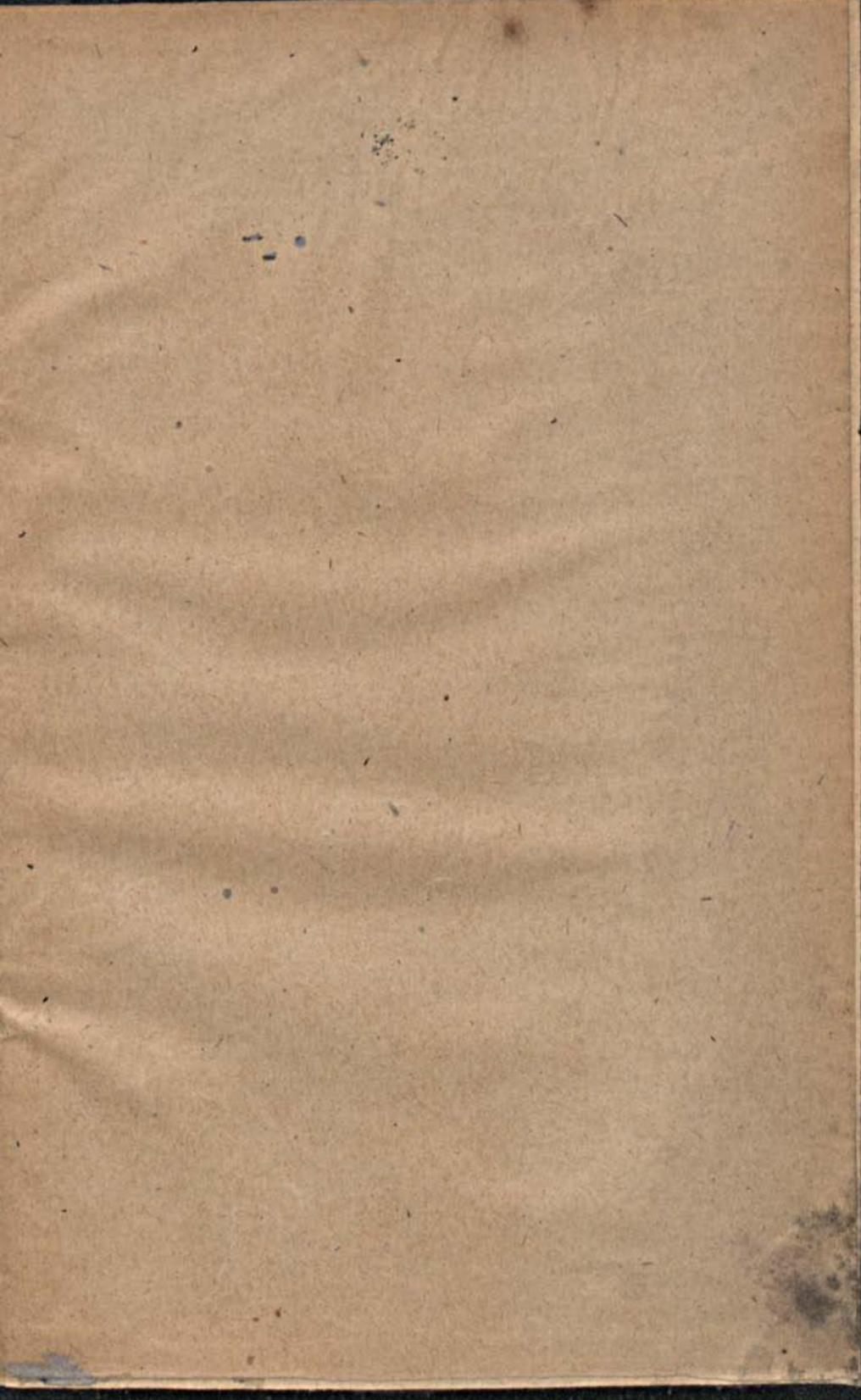
Der Mitgliedsbeitrag, welchen man am bequemsten mit Check oder Postanweisung einsendet, beträgt für 5 Bücher bei gebundenem Gebetbuch 2 Kronen 40 Heller oder 2 Mark 5 Pfennig, für 6 Bücher 3 Kronen oder 2 Mark 55 Pfennig, für 7 Bücher 3 Kronen 60 Heller oder 3 Mark 5 Pfennig.

Die 23. Jahresgabe, welche soeben erschienen ist, enthält folgende Bücher:

1. **Geschichte des Weltkrieges 1914.** Von Franz Jach. Mit Bildern und Karten.
2. **Vom Leben und Leiden unserer lieben Heiligen.** Von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B., Beuron, Dohenzollern. 1. Lieferung
3. **Kaiser Franz Josef I. Sein Leben und Wirken.** Ein Lorbeerkranz auf das Grab unseres lieben, guten Kaisers.
4. **Unsere Schutzengel.** Ein Gebetbuch zur Förderung der Verehrung der heiligen Engel. Von Mg. Dr. Robert Klimsch.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1918.**
Außerdem können noch bezogen werden:
6. **Landflucht.** Volksroman von E. Miller.
7. **Galizien und Bukowina.** Wanderungen über die Schlachtfelder und Schilderung von Land und Leuten.

Man gebe stets an, welche Jahresgabe (22., 23. od. 24.) man wünscht.

Das Porto und die Verpackung für eine bis drei Jahresgaben (5 bis 15 Bücher) beträgt 80 Heller oder 70 Pfennig, Postbegleitadresse 12 Heller (10 Pfg.), daher zusammen 92 Heller (80 Pfg.). — Name und Adresse, besonders Postort, schreibe man recht deutlich.





www.books2ebooks.eu